J. T. von Eckardt

Von Karthago nach Kairuan

Von

Carthago nach Kairuan.

Bilder
aus dem orientalischen Abendlande

von

J. T. von Eckardt.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1894.

Die Stätten Carthago's.

Schlußkapitel einer italienischen Reise.

I.

Seit Italienfahrten nicht mehr durch das Studium der Alten, sondern durch die Beschäftigung mit Reisehandbüchern Neuerer vorbereitet zu werden pflegen, hat die Anschauung über das Land jenseit der Alpen tiefgehende Veränderungen erfahren. In zunehmendem Maße wird Italien nach seinem Verhältniß zum mittleren Europa beurtheilt, — die von der unsrigen verschiedene italienische Lebensgestaltung als Abweichung von der allgemeingültigen Richtschnur, die Annäherung an nordische Vorbilder als natürliche und nächste Aufgabe seiner Entwicklung angesehen. Dieser Auffassung und dem Glauben an die Allgemeingültigkeit der in den nördlichen Ländern festgestellten Culturformen leisten die modernen Italiener vielfachen Vorschub, weil sie als Kinder ihrer Zeit die Gleichstellung ihres Landes mit den übrigen Großstaaten um jeden Preis durchzusetzen wünschen.

Von alle dem war nicht die Rede, solange die Alten die vornehmlichste Quelle unseres Wissens über Italien bildeten. Zu antiker und mittelalterlicher

Zeit hatten die Söhne dieses Landes sich so wesentlich als Südländer gefühlt, daß Gedanken an andere als die eigenen Lebensgestaltungen ihnen fern ablagen. Jenseit der Alpen gab es nichts, was zu Vergleichungen, geschweige denn zu Nachahmungen gereizt oder den Blick des Römers dauernd auf sich gezogen hätte. Schaute der Bürger der ewigen Stadt über die Grenzen seines Heimathlandes, so nahmen zunächst die Staatenbildungen des griechischen und des asiatischen Ostens oder des ägyptischen und punischen Südens seine Aufmerksamkeit in Anspruch: Mit diesen Nebenbuhlern hatte er zu rechnen, an den Leistungen und Eigenthümlichkeiten dieser Nachbarn den Maßstab für die Beurtheilung seiner einheimischen Gesittung zu gewinnen. An dieselben klimatischen und geographischen Bedingungen gebunden, auf dieselben Seewege gewiesen und auf verwandte Ziele gerichtet, sahen europäische, afrikanische und asiatische Bewohner des mittelländischen Meeres einander als Genossen und als Rivalen der Herrschaft über die Culturwelt an. Was außerhalb dieses Kreises lag, kam nur beiläufig in Betracht.

Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, welche den Schwerpunkt der großen geschichtlichen Entscheidungen immer weiter nach Norden verlegt, die Italiener immer nachhaltiger daran gewöhnt haben, ihr Augenmerk den Vorgängen des mittleren Europa zuzuwenden. Innerhalb Italiens selbst liegt seit Aufrichtung des geeinigten Königreichs das politische Gewicht in den dem Süden

wirthschaftlich und moralisch überlegenen Landschaften Venetiens, der Lombardei und Piemonts. Daraus erklärt sich, daß der moderne, ohnehin auf den Verkehr mit den höheren Klassen hingewiesene deutsche Italienfahrer zunächst den Eindruck empfängt, in eine der seinigen verwandte Welt und unter Menschen versetzt worden zu sein, welche den ihm bekannten Culturmittelpunkten das Angesicht zugewendet haben. Die alten Vorstellungen von der Versetzung auf einen völlig neuen Boden scheinen in Ober- und Mittel-Italien nirgend zuzutreffen. Durch so lange Zeit haben diese Länder unter österreichischem und französischem Einfluß gestanden, daß der nordische Reisende vornehmlich Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen und eine wesentlich auf die Erreichung mitteleuropäischer Vorbilder gerichtete Tendenz wahrnehmen zu können glaubt. — Allzulange pflegt dieser Eindruck indessen nicht vorzuhalten. Rom bringt die Meinung, daß Italien eine Fortsetzung unserer Culturwelt bilde, ins Schwanken; Neapel wirft dieselbe über den Haufen, weil sich hier Bilder einer völlig neuen, durch die eigenthümliche Natur des Südens bedingten Existenzform mit so unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen, daß alles bisher Angeschaute unter veränderte Gesichtspunkte gebracht werden muß. Was der Reisende am Po und am Arno kennen gelernt, stellt sich ihm nicht mehr als ins Italienische übersetzte Form der heimischen Gesittung, sondern als Modifikation des eigentlichen

Italiens dar. Dieses eigentliche Italien, das Italien der Alten, hat er in den sonnigen Landschaften entdeckt, die das Gesicht nach Mittag wenden und die bis in die neueste Zeit derjenigen Welt angehörten, welche dem Alterthume die ganze Welt bedeutete. Die heutigen Formen seines Staats- und Culturlebens dankt Italien dem Norden, — die Substanz dieses Lebens ist dagegen ebenso südländisch geblieben, wie die Ueberlieferung des Volkes, das sich in den Zusammenhang mit der plötzlich in seinen Gesichtskreis gedrängten nordischen Völkergemeinschaft nur mühsam und allmälig zu finden vermag.

Der nach Süden gerichtete Zug italienischen Wesens und italienischer Anschauungsweise lag vor hundert Jahren sehr viel deutlicher zu Tage, als im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Goethe's prüfendem Blick war derselbe nicht entgangen. Wenn er in einem an Frau von Stein gerichteten Briefe sagt, daß Italien ohne Sicilien kein Bild in der Seele mache, und daß hier (in Sicilien) der Schlüssel zu Allem sei, so deutet er damit an, daß die richtige Beurtheilung italienischen Wesens allein von einem im Süden der Halbinsel genommenen Standpunkte aus gewonnen werden könne. Sicilien, das er dabei im Sinne hatte und das gewöhnlich als Zwischenstufe zwischen Europa und Afrika angesehen wird, steht zu diesem Erdtheile in demselben Verhältniß, wie das sogenannte Magreb zu dem unsrigen. El Magreb

(das Abendland) heißt bei den Arabern der von der übrigen Masse des schwarzen Welttheils durch die Sahara und die libysche Wüste getrennte, mit Europa durch das mittelländische Meer verbundene nordafrikanische Küstenrand, der von Alters her seinen nördlichen Nachbarn näher gestanden hat, als den südlichen. Klima, Bodengestaltung, Thier- und Pflanzenwelt dieser Landschaft sind von denjenigen des übrigen Afrika's wesentlich, von den italienischen nur gradweise und vornehmlich dadurch unterschieden, daß sie die südeuropäischen Typen verschärft und verdeutlicht zum Ausdruck bringt. Die Zahl der jährlichen Regentage ist in Sicilien wenig größer als an den Nordabhängen des Atlas, der barometrische Abstand zwischen beiden Ländern geringer als derjenige zwischen Tunis und Tripolis oder Aegypten. Hüben und drüben steht man unter der Herrschaft derselben Luftströmungen und Winde; wenn das Magreb Nordwinden stärker ausgesetzt ist, als der von Bergen geschützte sicilische Südrand, und wenn es dafür den Scirocco (hier Schhili genannt) aus erster Hand empfängt, so bedingt das keine wesentlichen Verschiedenheiten.

Aus der Gleichartigkeit des Klimas erklären sich die zwischen Pflanzen und Thieren beider Länder bestehenden Aehnlichkeiten. Daß Zahl und Art der immergrünen Gewächse auf beiden Seiten des Meeres dieselbe, daß Oliven-, Mimosen-, Oleander-, Charubenbäume und Palmen den Charakter der Landschaft be-

stimmen, und daß allein rücksichtlich der Vorherrschaft und Vertheilung der einzelnen Gattungen Verschiedenheiten wahrnehmbar sind, springt dem Reisenden auf den ersten Blick in die Augen. Dasselbe gilt von Fruchtbäumen, Getreidekörnern und Nutzpflanzen. Orangen und Citronen, Mandeln, Granatäpfel und Feigen bilden in Tunesien wie auf Sicilien den vornehmsten Schmuck der Gärten, Weizen, Gerste und Mais die wichtigsten Produkte des Feldbaus; wenn die eine oder die andere Frucht hüben häufiger angetroffen wird als drüben, wenn die Rebencultur von Marsa und Ariana hinter derjenigen Marsala's zurückbleibt, so rührt das wesentlich von verschiedenen wirthschaftlichen Gewohnheiten und von dem Mangel an reinem Wasser her, der sich seit Verfall der altrömischen Leitungen in den meisten Theilen der magrebitischen Küste geltend macht. Manche zwischen den Nachbarländern vorhanden gewesene Verschiedenheit ist durch den Jahrhunderte lang fortgesetzten Verkehr ausgeglichen, manche charakteristische Uebereinstimmung erst auf diesem Wege hergestellt worden. Löwen, Elephanten und Panther, die noch zu den Tagen Hannibal's und Scipio's vor den Thoren Carthago's gejagt wurden, sind vollständig verschwunden, weil die italienische Nachfrage nach diesen Lieblingen des Cirkus eine übergroße gewesen war; das damals nur selten vorkommende einbucklige Kameel ist in Nordafrika und in Sicilien erst seit der arabischen Invasion zum

Hausthier geworden, — dem in beiden Ländern als Heckeneinfassung benutzten Opuntien-Cactus (dessen ungefügig plumpe Formen den heterogenen Ursprung deutlich verrathen) begegnet man erst seit der Entdeckung Amerika's, welche dieser Pflanze den Weg vom mexikanischen Meerbusen an das mittelländische Meer gewiesen hat.

Kann uns danach Wunder nehmen, daß auch die Gewohnheiten der Menschen vielfach zusammentreffen, daß gewisse Gegenden Italiens den Ueberschuß ihrer Bevölkerung regelmäßig an die nordafrikanische Küste abgeben und daß die Eingewöhnung unter Mauren und Arabern den Söhnen der Jahrhunderte lang von Carthago beherrscht gewesenen Trinakria gewöhnlich leichter fällt, als die Orientirung in Ländern nordisch gearteter Menschen? Hier wie dort ist das Leben auf Sonnenschein und Sonnenwärme zugeschnitten, hier wie dort das Maß der Bedürfnisse ein beschränktes, die Hauptsorge des unter freiem Himmel lebenden Landmannes, Fischers und Handwerkers auf Abwehr der sommerlichen Gluth gerichtet, hier wie dort die Gewohnheit gewurzelt, Regen und Kälte als unberechtigte Ueberraschungen zu behandeln, deren Seltenheit den Mangel entsprechender Vorkehrungen rechtfertigt. Dazu kommt, daß der Verkehr zwischen den beiden Nachbarländern niemals völlig unterbrochen gewesen und daß der Süditaliener alle Zeit in der Lage geblieben ist, in Tunesien Klängen seiner Sprache,

Menschen, die seine Heimath kannten, Ortschaften, Flüssen und Bergen zu begegnen, welche neben den arabischen italienische Namen führten. Auch nach der arabischen Invasion des siebenten Jahrhunderts blieb die mit zahllosen Trümmern altrömischer Größe und Herrlichkeit bedeckte Provinz Afrika ein den Schriftstellern des Nachbarlandes geläufiger Begriff. Nicht ganz so oft wie bei Virgil und Horaz, aber immer noch häufig genug kehren bei Boccaccio und andern Erzählern des italienischen Mittelalters Erwähnungen der afrikanischen Landschaften wieder, denen römische und byzantinische Kaiser, rechtgläubige und ketzerische Kirchenlehrer, vandalische und arabische Eroberer dieselben oder verwandte Schicksale bereitet hatten, wie Sicilien und Calabrien. Auch zu den bösen, auf die spanische Maurenvertreibung folgenden Zeiten erbarmungslosesten mohammedanischen Fanatismus hat an den Küsten des tunesischen Golfs ein größeres Maß von Duldsamkeit gewaltet als in Algier, Marocco oder Aegypten. Bereits im sechzehnten Jahrhundert waren Consuln christlicher Staaten in Tunis zugelassen, und während des folgenden Jahrhunderts die christenfeindlichen Gewohnheiten der Barbaresken-Fürsten so weit gemildert worden, daß Opfer der im südlichen Europa geführten Religions- und Racenkriege in dieser Erdgegend Zufluchtsstätten suchen und finden konnten: unter den in Tunis ansässigen christlichen Familien führt manche ihren Ursprung auf einen Ahnherrn

zurück, den die Widerrufung des Edicts von Nantes oder das Zeitalter der spanischen und der französisch-italienischen Kriege aus der Heimath vertrieben hatten. An der an und für sich unberechtigten Verstimmung Italiens über die veränderte Stellung Tunesiens hat die nationale Gewohnheit, dieses Land als Außenwerk der Apenninenwelt anzusehen, ungleich größeren Antheil gehabt, als die politische Berechnung des römischen Cabinets. War es während der letzten hundert Jahre doch mehr als ein Mal vorgekommen, daß unternehmende Männer von Livorno, Neapel oder Messina den tunesischen Staat regiert, die Umgestaltungen desselben geleitet und bleibenden Einfluß auf die Geschichte dieser zweiten Heimath gewonnen haben.

Doch das gehört nicht hierher. Die vorliegenden Blätter sind in keiner andern Absicht als derjenigen geschrieben worden, die Stätten, auf welchen mehrere der wichtigsten Capitel römischer Geschichte gespielt haben, der Aufmerksamkeit deutscher Italienfahrer näher zu rücken und dadurch Gesichtspunkte für die Beurtheilung italienischen Wesens und italienischer Art zu gewinnen, welche der herrschenden Betrachtungsweise vielfach entgangen sind. Kann der von Goethe gesuchte „Schlüssel für Alles" überhaupt außerhalb Italiens gefunden werden, so wird ihm auf den Stätten Carthago's nachgespürt werden müssen.

II.

Nicht über Marseille oder Genua, über Neapel oder Palermo pflegt der deutsche Reisende den Weg an die Stätten Carthago's zu nehmen. Er steht unter dem frischen Eindruck zweier der großartigsten Hafenansichten der Welt, wenn er an Cap Farina und dem Inselpaare Zimbra und Zimbretta vorüber in den Golf von Tunis einfährt und bei seinem auf Goletta gerichteten Laufe rechts zu den Höhen von Kamart und Cap Cartagine, links zu den röthlich schimmernden Bergketten herüber sieht, die in den stolzen Gipfeln des Bu Gurnin und des Djbel-Arsaß ihren Abschluß finden. Wie sollte da ausbleiben, daß Vergleichungen angestellt und daß Ansprüche erhoben werden, denen das Größte und Erhabenste „eben gut genug" ist? Auf die Dauer wird freilich auch das verwöhnteste Auge dem Zauber einer Landschaft nicht widerstehen können, die nach der Meinung Beulé's „weder von Rom, noch von Athen, noch Constantinopel an Großartigkeit übertroffen wird". Wohin immer das Auge sich richtet, begegnet es schroff in das tiefblaue Meer abfallenden Felsen und Bergzügen, deren reine Linien sich an einem Himmel abzeichnen, dessen strahlende Bläue in mondbeglänzten Nächten noch zauberhafter wirkt als im Lichte der Sonne. Rechts, wo einstmals Carthago gestanden, steigen die von glänzend weißen Gebäuden gekrönten Felsen steil

aus dem Meer; zur Linken erhebt sich über dem flachen Ufer ein stolzer Bergzug, der im Süden durch eine malerisch geformte, an den Vesuv erinnernde Gebirgsgruppe abgeschlossen wird. Zwischen See und Bergen werden Araberdörfer sichtbar, deren zierliche Minarets sich an dem Hintergrunde prächtig abzeichnen; hier Korbes, das Aquae der Alten, weiter nach Süden das von spanischen Mauren erbaute Städtchen Sliman, unterhalb der Höhen des zweispitzigen Bu Gurnin der quellenreiche Badeort Hamem-el Enf, der bei den Alten Gumi hieß. Verbunden werden die beiden einander gegenüberliegenden Ufer des Golfs durch eine schmale, langgestreckte, mit Palmengruppen, Landhäusern und Gärten besetzte Landzunge, deren Mitte durch einen für das Auge kaum sichtbaren Kanal durchschnitten wird. Dieser Kanal stellt die Verbindung zwischen dem Meere und dem flachen See el Bahira her, an dessen östlichem Ufer die zwei Meilen von der Küste entfernte Stadt Tunis gelegen ist. — Inmitten der Landzunge taucht die zwischen Meer und Landsee auf die schmalste Stelle gesetzte Hafenvorstadt Goletta wie eine schwimmende Insel aus den Fluthen empor; aus der Entfernung vermögen die beiden ihre Häuserreihen bespülenden Gewässer ebenso wenig unterschieden zu werden, wie der niedrig belegene Landstreifen, auf welchem sie gebaut ist.

Eine Orientirung über diese höchst eigenthümlich geartete Landschaft ist allein von der Stelle aus

möglich, welche ihr die historische Bedeutung verliehen hat. Mit so unvergleichlichem Geschick haben die Begründer Carthago's für ihre Schöpfung die richtige Stelle aufzusuchen gewußt, daß der Schauplatz ihrer ersten Niederlassung noch heute den geeignetsten Uebersichtspunkt über die Carthagische Ebene bildet. Auf sofortige Bekanntschaft mit derselben muß der in Goletta ausgeschiffte Reisende zunächst verzichten. Bevor er die alte Hauptstadt Nordafrika's aufsuchen kann, muß er sich nach der Stadt begeben, welche die Erbin des Londons der alten Welt geworden ist, denn nur diese vermag ihm die Möglichkeit häuslicher Niederlassung zu bieten.

Etwa sechzehn Kilometer von Goletta entfernt, wird Tunis nach halbstündiger Eisenbahnfahrt erreicht. Durch die weite stille Ebene, deren einzigen Schmuck vereinzelt emporragende Palmen bilden, führt der Weg entlang dem nördlichen Ufer des Bahira über Auina (der Stätte von Regulus' Niederlage und Gefangennahme) in das halb europäische östliche Quartier der zweiten Stadt Afrika's. Die alte Festungsmauer, welche das im Viereck gebaute, an eine Hügelreihe gelehnte Tunis umschließt, ist zu einem Zierrath ohne militärische Bedeutung herabgesunken, die die Stadt umgebenden, von Karl V. erbauten Forts dienen zu Getreidemagazinen, und allein in dem hochragenden, an die Akropolis erinnernden Castell Sidi-ben-Hassen wird eine schwache Besatzung gehalten. — Vom

Bahnhof bis zu der Hauptstraße des fränkischen Viertels, der sogenannten Marina, sind nur wenige Schritte. Diese breite, aus der inneren Stadt zum See führende, zu beiden Seiten von französischen und italienischen Kaffeehäusern und Gasthöfen eingefaßte Straße würde einen völlig europäischen Eindruck machen, wenn die dieselbe belebenden Lustwandler nicht zur größeren Hälfte Mauren, Araber und in bunte orientalische Trachten gekleidete Juden wären. Auf den ersten Blick wirkt der Farbenreichthum des hier ausgebreiteten Bildes geradezu verwirrend. Rothe, gelbe, perlfarbene, weiße und grüne Gewänder, rothe Scheschien (Feze), weiße und dunkelblaue Turbane, unvergleichlich malerisch flatternde Burnusse und faltenreiche Talare spielen bunt durcheinander. Neben dem flinken, pechschwarzen Neger in bunter Weste und weißem Mantel wandelt langsam und feierlich der hagere, von Kopf bis zu Fuß in einen weißgelben Burnuß gehüllte Beduine, aus dessen tief gebräuntem Antlitz ein Paar feurige dunkle Augen heraussehen, von beiden zeichnet der städtische Maure sich durch hellere Gesichtsfarbe, behäbige Gestalt und anspruchsvoll bequeme Kleidung, der Jude durch kürzeres Gewand, lebhaftere Geberde und blauen Turban ab. 80000 Bekenner des Islam und 30000 Juden bilden den eigentlichen Stamm der Bevölkerung, während die 24000 Köpfe umfassende europäische Minderheit sich aus 13000—15000 Italienern, etwa 3000 Franzosen und beiläufig 6000

Maltesern zusammensetzt, zu denen kleine Gruppen von Griechen, Schweizern, Deutschen, Engländern u. s. w. kommen. Einen eigenthümlichen, sofort erkennbaren Typus bilden allein die Malteser, hagere, kräftige, schwarzbärtige Gestalten, die alle denkbaren Beschäftigungen mit gleichem Fleiß und gleicher Rührigkeit treiben und als Bootleute, Kutscher, Fleischer und Handarbeiter ebenso unentbehrlich sind, wie als Händler und Geschäftsleute der verschiedensten Gattungen und Arten. Matrosenartige Kleidung, kleine schottische Mütze und eine gewisse Wildheit in Gesichtsausdruck und Geberde machen diese ungefügen, unliebenswürdigen, aber unermüdlich thätigen Gesellen, welche alle denkbaren Sprachen gleich unverständlich radebrechen und nur das eigne, halb arabische Idiom beherrschen, auch dem ungeübten Auge alsbald kenntlich, während die übrigen Nationalitäten von dem Fremden nur allmählich und unvollständig unterschieden werden.

Westlich wird die Marina von den an den See stoßenden, durch ein Eisengitter umgebenen Gebäuden der Zollstätte, östlich von dem Seethor (Bab-el-Bchar) abgeschlossen. Rechts und links von diesem Bau zieht sich eine breite, boulevardartig geführte, schmutzige Straße, welche die innere Stadt von den Vorstädten scheidet, in ihren verschiedenen Theilen verschiedene Namen führt und allenthalben einen gleich peinlichen Eindruck macht. Widriger als hier treffen entartetes abendländisches und würdelos gewordenes

orientalisches Wesen vielleicht nirgend aufeinander, — deutlicher läßt die zersetzende Wirkung südeuropäischer Halb- und Aftercultur sich kaum irgendwo beobachten, als an diesen Sammelpunkten des Auswurfs zweier Welten. Neben einzelnen, aus früherer Zeit übrig gebliebenen maurischen Kaffeehäusern haben sich zahlreiche Läden und noch zahlreichere Schänken und Wirthshäuser aufgethan, die das zweifelhafteste Gesindel der Mittelmeerwelt in sich versammeln. Fast allenthalben fällt der sich unvermeidlich aufdrängende Vergleich zwischen occidentalem und orientalischem Wesen zu Ungunsten des ersteren aus. Während das arabische Kaffeehaus frei und offen daliegt und gemauerte, mit saubern Strohmatten belegte hohe Sitze zeigt, auf welchen ernste, stille Männer in ruhiger Würde dasitzen, um bei halblauter Unterhaltung friedlich den schwarzen Kaffee zu schlürfen und die Cigarrette zu rauchen, verbirgt das Treiben der europäischen Schänke sich hinter schmutzigrothen, vor die Thüre gespannten Vorhängen, aus welchen verbuhlte Weibsbilder, halbbetrunkene Bootführer und Straßenarbeiter sichtbar werden. Aus dem Innern schallen grelle Musikinstrumente, rohes Gelächter, Geschrei und Gesang auf die Straße, — taumelnde Gestalten, darunter nicht selten diejenigen des Alkohols ungewohnter Mauren, — lassen die bloße Annäherung an diese Stätten der Bier- und Branntweinvöllerei unrathsam erscheinen, und gelegentliche Raufereien erinnern den Zuschauer

daran, daß die Gemeinheit allenthalben die Begleiterin des Schnapses ist. Einige Schritte weiter hat das Bild sich wieder verändert: die halbe Breite der Straße wird von den Bänken eines Kaffeeschanks eingenommen, an welchem Kameelzüge und Ziegenheerden patriarchalisch vorüberziehen. Von dem Minaret einer benachbarten Moschee tönt die Stimme des Gebetrufers herab, — die Insassen des Kaffeehauses greifen nach den Rosenkränzen, hie und da fällt ein Gläubiger aufs Angesicht, um inmitten des Lärms und der Unruhe der Gasse sein Gebet zu verrichten, — alsbald aber ist dieser Eindruck wieder durch einen Trupp europäisch gekleideter Männer verwischt, die tumultuarisch aus der Schänke in ein benachbartes Café-Chantant ziehen. Erst da, wo die Ringstraße zur Höhe der Kasbah (Citadelle) emporsteigt und wo ein aus römischer Zeit stehengebliebener Bogen den Weg zum Pferde- und Kameelmarkt und zu dem Thor Bab-el-Gurschen anzeigt, beginnt das arabische Element wieder vorzuherrschen und der europäische Pöbellärm allmählich zu verstummen. In der Mehrzahl der zwischen Ringstraße und äußerer Stadtmauer ausgedehnten Vorstädte und dem größten Theile der inneren Stadt ist der maurische Typus unverfälscht erhalten geblieben. Halbe Stunden lang kann man die engen, nur für Fußgänger passirbaren, von weißen, fensterlosen Häusern eingeschlossenen saubern Gassen des vornehmen Maurenviertels durchwandern, ohne

einem europäisch gekleideten Menschen zu begegnen. Alles macht den Eindruck stillen, vornehmen Ernstes. Portale, an Thoren und in Höfen aufgerichtete Säulen und über die Gassen geführte Bögen verrathen einen uralten Ursprung. Zumeist auf den Stätten Carthago's ausgegraben und in die Häuser, Paläste und Moscheen des mittelalterlichen Tunis gefügt, erinnern sie an die Tage, in denen die Bauwerke nahezu aller Länder der Mittelmeerküste mit Ueberbleibseln antiken Zierraths geschmückt und die Trümmer der zweiten Stadt des römischen Weltreichs durch die Betriebsamkeit der tunesischen Steinsucherzunft von Pisa bis in die Wüstenstadt Kairuan verstreut wurden. Thore und Thüren, welche diese Steinrahmen ausfüllen, sind von sauberer, sorgfältiger Arbeit, mit Eisenzierrathen versehen, welche reine arabische Muster zeigen, und wo sie nicht geschlossen sind, dringt das Auge in zierlich gepflasterte, von Arcaden eingefaßte Höfe, die mit dem Laub der Rebe berankt oder von den Zweigen breitblättriger Feigenbäume beschattet sind. Hallt ein Schritt durch diese einsamen, unentwirrbaren durcheinandergezogenen Gassen, so rührt er von einem ernsthaft einherschreitenden Moslim her, der, ohne umzuschauen, seines Weges geht, oder von einer tiefverhüllten Frau, die die stille Mittagsstunde zu einem sonst nicht üblichen Besuche im Nachbarhause wahrnimmt. Nirgend ein Laut, der die Stille unterbricht, nirgend ein knarrendes Rad oder ein Hufschlag, nirgend

eine Spur des geschäftigen und geschäftlichen Treibens, das erst da wieder beginnt, wo das maurische Viertel dem fränkischen näher rückt und das bunte Treiben der Bazare — hier Souks genannt — sein Recht geltend macht. Auf- und niedersteigende Gassen von der Breite unserer großstädtischen Passagen beherbergen hier in endloser Aufeinanderfolge Vertreter der verschiedensten Gewerbs- und Handelszweige. Auf eine Gasse, in welcher ausschließlich Teppich- und Stoffhändler hausen, folgt eine andere, in welcher Kerzen und Specereien, eine dritte, in welcher Waffen feil gehalten werden. An der nächsten Ecke beginnt der „Souk" der Sattler, dann derjenige der Schneider, der Pantoffelmacher, der Weber u. s. w. Nach uraltem Brauch haben die Genossen der einzelnen Gewerbszweige sich in besonderen Abtheilungen des labyrinthartigen Bazars zusammengefunden, um ihre Hantirung in engen, offen in die Straße hineinsehenden Läden zu betreiben und aus dem bunten Strom der Kopf an Kopf vorüberwogenden Menschenmenge Kunden zu werben. Gegen den Sonnenbrand durch Bretterüberdachungen leidlich geschützt, üben die halbdunklen Gänge des Bazars auf den Fremden, der in ihnen heimisch geworden und an das Getümmel drängender Käufer, schreiender Esel und hochbeladener Lastträger gewöhnt worden ist, eine eigenthümliche Anziehungskraft. Hier sieht er emsige Goldsticker die glänzenden Fäden durch bunte Seidenstoffe und feine

Lederstreifen ziehen, dort treibt ein Handweber sein kunstreiches Geschäft mit virtuoser Fertigkeit, — einige Schritte weiter haben Kerzen- und Seifenhändler ihre Sitze aufgeschlagen, um mit gekreuzten Beinen und halbgeschlossenen Augen in majestätischer Ruhe auf das sie umgebende Getümmel herabzusehen. Dicht daneben preisen geschäftige Dattel-, Feigen- und Orangenverkäufer mit gellendem Zuruf ihre Waare den Kauflustigen an. Thurmhoch liegen die süßen Früchte aufgeschüttet, von den schwerbeladenen Kameelen herbeigeschafft, die der Reisende erst kurz zuvor durch die Straßen hat ziehen sehen, und die jetzt aus dem halbgeöffneten Thore eines benachbarten Funduk müde hinauslugen.

Buntfarbigkeit und Vielgestaltigkeit orientalischen Straßen- nnd Marktlebens sind zu häufig und zu ausführlich beschrieben worden, als daß ihre Einzelheiten für eine Schilderung in Betracht kommen könnten, welche es nicht mit der neuen, sondern mit der alten Hauptstadt des magrabitischen Afrika's zu thun hat. Wer das charakteristische Gesicht dieser Landschaft sehen, den vollen Zauber orientalischer Lebensgestaltung auf sich wirken lassen will, wird überhaupt nicht die wechselnden Bilder tunesischen Markt- und Geschäftstreibens, sondern die Momente der Ruhe und Sammlung aufsuchen, welche auf den Lärm und die Arbeit des Tages folgen. Um die Stunde des Sonnenuntergangs wird er den Schritt

in eine der ausgedehnten Vorstädte lenken, und zwischen den stillen niedrigen Häusern derselben seinen Weg zum Thore nehmen. Wie zu den Zeiten Abraham's und König David's bedeutet das Thor der orientalischen Stadt eine sociale Einrichtung von anerkannter Bedeutung. Vor dem Brunnen, der an keinem der Eingänge in die Stadt fehlen darf, hält jeder Reisende Rast, — mag er seine Wanderschaft beendet oder eben erst angetreten haben. Hier tränkt der Kameeltreiber, Esel- und Rosselenker sein Vieh, bevor er den Weg fortsetzt — hier wäscht der ermüdete Fußgänger die erhitzten Füße, hier verrichtet der auf der Reise begriffene Gläubige sein Gebet, wenn die Stunde desselben von dem benachbarten Minarete verkündigt worden, — sie alle aber benutzen diesen Ruhepunkt zu friedlichem Gespräch mit dem Thorwärter und den zahlreichen Freunden, die sich rings um denselben niedergelassen haben. Sind die auf die müde einherwandelnden Kameele, die kleinen kräftigen Esel oder die zweirädrigen Malteserkarren geladenen Güter untersucht und gehörig versteuert worden, so werden Auskünfte über den nächsten und wohlfeilsten Funduk (Karawansaraï) gegen Nachrichten über die neuesten Ereignisse an der Küste, Bulletins über das Befinden des Bey gegen Zeitungen aus Aegypten, Tripolis oder der heiligen Stadt am goldnen Horn ausgetauscht und die feierlichen Bewillkommnungs- und Abschiedsgrüße gewechselt, welche keiner arabischen Unterhaltung fehlen dürfen.

Still und friedlich wie vor den Thoren sieht es auf Gassen und Plätzen aus. Entlang den Häusern sind Strohmatten gebreitet, auf welchen Schach-, Dame- und Kartenspieler in liegender oder kauernder Positur ihr Wesen treiben, — Nachbarn zu freundlichem Gespräch versammelt sind, — Handwerker ihr Gewerbe treiben oder muntere Buben einander necken. Dicht gedrängt sitzen Männer der verschiedensten Gesichtsfarbe und des verschiedensten Aufputzes in und vor den Kaffeehäusern, — alle denselben Kaffee aus denselben kleinen Bechern schlürfend, die nämliche Cigarette rauchend und mit ruhiger Würde halblauter Unterhaltung pflegend. Unterschiede des Vermögens und der gesellschaftlichen Stellung kommen hier ebenso wenig in Betracht, wie Gegensätze der Race oder der Hautfarbe. Maurische Officiere und Soldaten, wohlhabende Kaufleute und arme Hamals (Lastträger) sitzen ebenso bunt durcheinander, wie Männer von europäischer Gesichtsfarbe, sonnegebräunte Beduinen von Gabes oder der südlichen Wüstenregion und schwarzglänzende Neger. Versammeln die Genossen der einzelnen Landsmannschaften und Berufsklassen sich gleich mit Vorliebe in bestimmten Centren, so giebt es doch nichts, was das Zusammengehörigkeitsgefühl derselben störte, zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen merkbare Schranken aufgerichtet hätte. Von einer verhältnißmäßig geringen Zahl verbildeter großer Herren abgesehen sind alle Glieder der

Volksgemeinschaft in derselben Sitte, denselben religiösen Vorstellungen und in dem nämlichen Bildungskreise aufgewachsen. Fruchtbarkeit des Bodens und Milde des Klimas sorgen dafür, daß auch der Aermste an der Last des Lebens nicht all' zu schwer trägt, und das die die Culturwelt bewegenden socialen Gegensätze nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Bei der Bescheidenheit der herkömmlichen Ansprüche vermag das Handwerk seinen Mann noch zu nähren, die in ursprünglichster Weise betriebene Landwirthschaft so viel abzuwerfen, daß der Landmann trotz der auf sein Gewerbe gelegten hohen Steuern und Gefälle leidlich satt wird. Daß die überkommenen Formen des Wirthschaftslebens dauernd auch hier nicht mehr behauptet werden können, daß Großindustrie, Capitalherrschaft und Maschinenwesen von Jahr zu Jahr weiter vordringen und das Gewerbsgebiet der Kleinen einschränken, das hat die Masse des Volkes noch nicht berührt, die patriarchalische Ruhe der mittleren und kleinen Leute noch nicht gestört. Neben Dampfbetrieben und Schienenwegen, die den Beginn eines neuen Zeitalters ankündigen, treiben hier Handweber, Färber und Töpfer, dort Karawanenführer und Eseltreiber unbekümmert um die Verringerung des Gewinns ihre auf uralter Tradition beruhende Beschäftigung. Ebenso wenig haben die hier und da auftauchenden Dampfpflüge, Dreschmaschinen und Kunstmühlen die Gewohnheiten der Landleute zu ändern vermocht. Die

Verrichtungen des Pflügens, Schneidens, Dreschens und Mahlens werden mit Werkzeugen gethan, die seit den Tagen der Phönizier und Römer dieselben geblieben sind. Haß und Unruhe modernen Erwerbslebens haben trotz des wachsenden Umfanges der Fremdencolonien den Frieden der alten Zeit nicht zu stören vermocht. Die Mehrzahl der Einwanderer pflegt im Gegentheil die lässigen und bequemen Gewohnheiten der Landeskinder anzunehmen und die Arbeit auf das Maß des Unvermeidlichen einzuschränken. Daß Zeit Geld sei, scheinen nicht einmal die jüdischen Geschäftsleute verstanden zu haben, deren wachsender Einfluß auch in dieser Erdgegend den Gegenstand häufig wiederkehrender Klagen bildet.

Die Nähe der abendländischen Culturwelt verräth sich nur in einer Rücksicht — in einer Duldsamkeit gegen Andersgläubige, wie sie in keinem anderen mohammedanischen Lande gefunden wird. Von Alters her an die Berührung mit Nachbarn von jenseits des Meeres gewöhnt, begegnet der tunesische Maure dem Fremden, der seine Sitte zu achten weiß, ohne Feindseligkeit und Mißtrauen. Dem Italiener, Franzosen oder Maltesen, der in ein arabisches Kaffeehaus tritt, wird ebenso freundlich und höflich Platz gemacht wie dem Glaubensgenossen, weder im geschäftlichen noch im geselligen Verkehr eine sichtbare Scheidung der Religionsgemeinschaften beobachtet und selbst das für alle Nichtmohammedaner bestehende Verbot des Ein-

tritts in Moscheen und Moscheenhöfe in milden und versöhnenden Formen gehandhabt. —

Nichts vermag den Frieden zu stören, der während der sommerlichen Abendstunde über die Gassen der volkreichen Vorstädte verbreitet ist. Das Behagen der kräftigen und zufrieden aussehenden Menschen, welche entlang den Häuserreihen gelagert sind, scheint sich selbst den Thieren mitgetheilt zu haben, den gequälten Pferden und Eseln, wie den ruhig schreitenden Kameelen und den langhaarigen Ziegen, die ihren Ruhestätten zueilen. — Hinter den Bergen, welche die Stadt von der weiten, nach Westen führenden Ebene scheiden, ist inzwischen die Sonne gesunken und auf die kurze in röthlichem, dann violettem Lichte spielende Dämmerung nächtliches Dunkel gefolgt. — Ueber der friedlich ruhenden Stadt und dem östlich von derselben ausgebreiteten grünen See beginnt der Mond sein silbernes Licht auszugießen. Dem nächtlichen Dunkel zum Trotz glänzt der Himmel in strahlender Bläue, und an seinem mächtigen Bogen wird ein Heer unzählbarer Sterne sichtbar. Wegen der unvergleichlichen Klarheit der Luft ist die Zahl der dem Auge sichtbaren Gestirne sehr viel größer als bei uns, und macht das Firmament hier nicht den Eindruck einer ausgespannten Decke, sondern einer ungeheuren, in endlose Fernen emporragenden Kuppel, um welche die Milchstraße wie ein diamantnes Band gezogen ist. Von den Lichtern, die bei Einbruch der

Nacht in Läden und Kaffeehäusern angezündet wurden, um den Menschen zu ihren Abendbeschäftigungen zu leuchten, ist inzwischen eines nach dem anderen verloschen. Der Verkäufer hat seine für den kommenden Morgen übriggebliebenen Vorräthe verschlossen und seine, in einem stillen Stadtviertel gelegne Wohnung aufgesucht; aus dem Kaffeehause ist der letzte Gast verschwunden, nachdem er die der Zahl der geleerten Tassen entsprechende Summe von Kupfermünzen in die metallne Urne des vertrauenden Schenken geworfen hat. Vor den Thüren anspruchsvollerer Häuser lassen die flintenbewaffneten Marokkaner sich nieder, welche von Alters her die nächtliche Bewachung von Tunis besorgen, — unter einer schützenden Steinbank oder auch auf bloßem Pflaster breitet der bedürfnißlose Hamal (Lastträger) den Teppich aus, auf welchem er die Nacht zu verbringen beabsichtigt. Eine Weile werden zwischen diesen nächtlichen Insassen der Gasse halblaute Gespräche geführt, — dann verstummen auch diese, und es herrscht feierliche, ungebrochene Stille bis zu der Stunde, in welcher der Gebetsrufer vom Minaret herab das Wiedererscheinen der Morgenröthe ankündigt.

III.

Zu der Beweglichkeit und Buntfarbigkeit orientalischen Stadt- und Gassenlebens steht der strenge Ernst der südlichen Natur und Landschaft in scharf

ausgeprägtem Gegensatz. An ihnen geht die Mehrzahl Derer vorüber, die sich an dem schillernden Glanz der Märkte und Bazare von Tunis nicht satt zu sehen vermögen. Und wie sollte dem anders sein, wo der für den flüchtigen Besucher maßgebende erste Eindruck ein abweisender, beinahe feindlicher ist? Die braunverbrannten Ebenen, halb ausgetrockneten Seen, nackten Berge und steilen Felsen, denen der vor das Thor getretene Wandrer begegnet, zeigen nichts, was zu engerem Anschluß an diese eigenthümlich geartete Natur ermuthigte. Die unmittelbare Umgebung der Stadt kommt nicht in Betracht, weil sie mit Abfall- und Auswurfstoffen bedeckt ist, deren Ausdünstung jedes Verweilen unmöglich macht. Die Aussichtspunkte der Umgegend aber sind erst nach Ueberwindung von Schwierigkeiten zu erreichen, deren Umfang zu dem möglichen Gewinn außer allem Verhältniß zu stehen scheint. An den weißglänzenden Wegen, die zu den Nachbarorten führen, wächst kein schattenspendender Baum, kein Strauch, der Kühlung und Erquickung verhieße — weite Strecken müssen überwunden werden, bevor man auch nur zu den Olivenpflanzen vordringt, welche die benachbarten Höhen krönen. Für den Mangel kühler schattiger Waldungen vermögen die niedrigen, fratzenhaft verkrüppelten Stämme mit dem grauen Laubdache ebenso wenig Ersatz zu leisten, wie die einzelnen aus ihnen hervorragenden grünen Charubenbäume, die niedrigen, breitblättrigen Feigen oder die

hochstrebenden Palmen, die eben wegen der Höhe ihrer Blätterkronen dem Wandrer keinen Schutz gewähren. Nirgend ein Baumgang, nirgend eine Anlage, die zum Verweilen einlädt, nirgend ein freundlich anlockender Fußpfad, nirgend auch nur die Spur eines liebevollen Verhältnisses zwischen dem Menschen und der Stätte seiner Niederlassung. Hier zählt Jedermann seine Schritte, hier hat abseits der die menschlichen Wohnungen verbindenden Wege Niemand etwas zu suchen. Mit unverkennbarem Erstaunen starrt der Beduine den Thoren an, dessen lässiger Schritt die Absicht einer freiwillig unternommenen Fußwanderung veranschaulicht — wüthend fallen seine Hunde den Fremden an, der die Heerstraße auch nur für einen Augenblick verlassen und sich dadurch dem Verdachte ausgesetzt hat, auf Diebspfaden zu wandeln. Feindlicher noch und unnahbarer als diese Thiere sind die Disteln, Dornen und stachlichten Büsche, welche jeden Marsch querfeldein zum gefährlichen Wagestück machen. Hier die scharfgeschliffenen lanzenartigen Spitzblätter der mächtigen grün-blauen Aloë, dort in endlosen Hecken gezogene Opuntien-Cacteen mit plumpen, mißgestalteten und halbverholzten Blättern, deren Dornen jeder Schutzwehr spotten. Und zu alledem verzehrende Sonnengluth, staubwirbelnde, rauhe Winde und felsenharte Wege, deren Unebenheiten dem ermüdeten Fuße zur entsetzlichsten Qual werden. Wen könnte da Wunder nehmen, daß jeder Schritt vor das Thor für

peinliche Arbeit gilt, daß allein der Bettler freiwillig zum Wanderstabe greift und daß die tiefverhüllten Reiter, Wagen- und Karawanenführer der Landstraße gespenstisch aneinander vorübereilen, um die schützenden Mauern der Häuser und Städte zu erreichen. Vor dieser Natur scheint sich ängstlich abzuschließen, was mit ihrer Art irgend vertraut geworden.

So ist der erste Eindruck, der auf dem Wege zu den der Stadt benachbarten Höhen empfangen wird, ein durchaus peinlicher. Wer diesen Eindruck überwunden und die Wanderung auf den Gipfel des Belvedere, der Feste Sidi-ben-Hassen oder des ehemaligen Fort Manuba fortgesetzt hat, dem wird freilich eine veränderte Ansicht der Landschaft und der scheinbar kargen Natur des Südens aufgehen. Wohin immer der Blick sich wenden mag, treten demselben Fernsichten von ungewohnter Großartigkeit, Bilder von zauberhafter Farbenwirkung entgegen. Im Osten tauchen zwischen den Fluthen des Bahirasees und den Wogen des tiefblauen Meeres die Minarets und Thürme von Goletta in leuchtendem Glanze empor; ihnen benachbart werden in nordöstlicher Richtung die begrünten Stätten sichtbar, auf welchen einst Carthago gestanden — jenseits des Meeres aber funkelt eine Reihe vom Abendschein röthlich beglänzter Berge, zu denen das kühngeschwungene Vorgebirge Cap Bon und die Felseninsel Zimbra (das Capri des tunesischen Golfs) wie leuchtende Wolken hinübersehen. Hinter

den nach Südosten und Süden ausgebreiteten Ebenen erheben sich Gebirgsketten, deren Gipfel die verschiedensten, einander an Schönheit überbietenden Linienzeichnungen zeigen. Nicht der Erde, sondern dem Gewölke des Himmels scheint die, den Blick nach Süden abschließende Gruppe des Zaguan anzugehören; sie gemahnt an jene im letzten Abendstrahl aufsteigenden zauberhaften Bildungen, „die wie Alpen sich erzeigen“ und dem Gemüthe des deutschesten der deutschen Dichter das „ersehnte Ruhethal“ zu bergen schienen. Weiter nach Osten zeigt die in grauem Silber glänzende Felsenkette des Djbel-Arsaß ihre mächtigen Zacken, während der zwischen dieser Höhe und dem Meere aufsteigende dunkle Berg mit den brüderlich benachbarten Spitzen in Form und Farbe an den Vesuv erinnert. Was aber käme dem Bilde gleich, welches dem nach Westen gewendeten Blick erschlossen wird? Am Fuße der den Aussichtspunkt bildenden Höhe breitet sich ein weiter, zierlich geschnittener flacher See, der salzreiche Sedjumi, aus, den eine sanftgeschlungene Hügelkette umgiebt; jenseits dieser Hügel aber beginnt eine weite, baumlose Ebene, die sich unabsehbar fortzusetzen scheint und meilenweit kein von Menschen bewohntes Gelaß, dafür aber zwei Ruinen zeigt, deren großartige Melancholie jeden Vergleich ausschließt: die Trümmer der vor etwa fünfunddreißig Jahren verlassenen Maurenstadt Muhamedia und die verfallenen Riesenbögen des ungeheuren

Aquäducts, welchen Kaiser Hadrian von Zagura nach Carthago bauen ließ. Wohl werden diese Zeugen einer heute kaum mehr faßbaren Größe erst zwei Meilen südwestlich von Tunis deutlich sichtbar, — eine Vorstellung derselben ermöglichen indessen zwei andere, von der Stadt aus wahrnehmbare Bogenreihen, die gleichfalls römischer Zeit angehören und Theile des großen Bewässerungssystems bildeten, das diese Landschaft ihrer Zeit in eine der fruchtbarsten Gegenden des weitesten Reichs der Erde verwandelt hatte. — Wenn das Abendgold durch die Bögen dieses mächtigen Baues schimmert, wenn der Widerschein der sinkenden Sonne Meer und Berge des Ostens in röthlichen Glanz, die nach Westen geführten Ketten in leuchtendes Violettgrün getaucht und den Stätten Carthago's den letzten Scheidegruß zugewinkt hat, wenn auf der zu den Füßen des Beschauers ausgebreiteten weiten Ebene tiefes, ungebrochenes Schweigen herrscht und mit dem am Horizonte aufgetauchten Karawanenzuge der letzte Zeuge thätigen Lebens verschwunden ist, — dann steht der Beschauer unter dem bewältigenden Eindruck einer hohen Schönheit, wie sie allein der Ernst des Südens zu bieten vermag.

Auf die berückende Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Zugänglichkeit der Natur unserer Himmelsstriche muß freilich ein für alle Male Verzicht leisten, wer im Süden heimisch werden will. Hier, wo der Wechsel der Jahreszeiten das Bild der Landschaft nur

unwesentlich verändert, wo es keine Aufeinanderfolge von Zeiten der Ruhe und Sättigung, des Ersterbens, der Erstarrung und des Wiedererwachens giebt, — hier, wo die Natur immerdar denselben strengen Ernst zeigt, scheint sie dem Menschen immer wieder zurufen zu wollen, daß sie mit ihm und den wechselnden Stimmungen seiner Brust nichts zu schaffen habe. Der Jahreslauf, der uns ein Abbild der Wandlungen des Menschenlebens zu sein dünkt, bedeutet hier nichts weiter als die Aufeinanderfolge verschiedener Thätigkeiten der rastlos wirkenden Naturkraft. Von einem Frühling, der das zauberhafte Wiedererwachen des Pflanzen- und Thierlebens brächte, kann nicht die Rede sein, wo die Erneuerung der Vegetation vornehmlich in den Winter fällt. Inmitten der Stürme und Regengüsse, welche um die Zeit der Weihnachten und des Jahreswechsels über das verschmachtete Land gerauscht sind, haben Höhen und Thäler sich mit bunter Blumenpracht zu schmücken und den strengen Ernst der Landschaft zu mildern begonnen. Daß der Winter gegangen und der Lenz gekommen ist, kündet allein die größere Zahl heiterer und regenloser Tage an, — von dem wehmüthigen Jubel, der Inbrunst und dem seligen Schluchzen nordischer Frühlingsstimmungen ist keine Spur zu entdecken, wo der Gegensatz winterlicher Erstarrung und Todtenklage gefehlt hat. Wohl schließen Glanz und Farbenpracht, in welchen Wiesen und Felder vom März bis zur

Mitte des Mai's prangen, Vergleichungen mit der Vegetation nordischer Himmelsstriche aus, — wohl ist es von zauberhafter Wirkung, wenn die weite von Tunis nach Carthago führende Ebene in einen bunten Teppich verwandelt und mit Blumen und Blüthen bedeckt ist, die bei uns lediglich als Erzeugnisse verfeinerter Gartenkunst vorkommen, — die echte Frühlingsstimmung, die Wonne über den Sieg, welchen das Leben dem Tode abgerungen hat, scheint dieser stolzen, anstrengungslos errungenen Herrlichkeit indessen zu fehlen. Und wie kurz ist ihre Dauer! Noch entbehrt die Mehrzahl der Bäume des Laubschmuckes, noch zeigen die Olive ihr herbstlich fahles Grün, die Palme ihr verschlissenes Winterkleid, die Charuben die steifen Blätter des vorigen Jahres, und die bunte Pracht, die zu unseren Füßen ausgebreitet worden, ist bereits von der Sonne verbrannt. Der Mai, der Monat der Wonne, hat kaum die erste Hälfte seines Laufes zurückgelegt, und die Ernte steht längst vor der Thür. Das junge Grün der Bäume, das sich endlich eingefunden, sieht auf goldene Aehrenfelder nieder, die bunten Blumen aber beginnen die Köpfe zu senken. Noch bevor die Sichel ihre Arbeit beendet, die Feige ihre Früchte gezeitigt, die Granate ihre Blüthe getrieben, die Palme ihr neues Gewand angelegt hat, sind Glanz und Farbenpracht der Wiesen und Felder dem ernsten braunen Ton gewichen, der die Grundstimmung der Landschaft bildet. Vier

Monate lang sieht die glühende Sonne vom ewig blauen Himmel auf die braune Erde nieder, deren zartere Kinder längst ihr Grab gefunden haben.

Dem strahlenden Feuer, das sich auf die Natur ergossen, vermögen allein die tropischen Büsche zu widerstehen, welche in die Mittelmeerregion hineinragen: der Opuntien-Cactus mit den zahlreichen bunten Früchten, der kräftig rothe Oleander, die mächtige, wie aus Metall geschnittene Aloë, die Kassia mit den prächtigen roth-gelben Blüthenbüscheln, die Passionsblume, die üppig an der Mauer emporrankt. Noch bevor der Höhepunkt des Sommers erreicht, sind die Früchte der Feige, der Granate, des Johannisbrotbaums und der Rebe gereift, und wenn gegen das Ende des neunten Jahrmonats die ersten erquickenden Regen den Einbruch des Herbstes verkündigen, ist die Empfindung, daß auf den Tod wieder Leben folge, die vorherrschende. Mit dem Herbstgefühl des Nordens hat die Stimmung des südlichen Octobers und Novembers nichts gemein. Ihr fehlt die stille Melancholie, wie dem Frühling die aufathmende Freudigkeit gefehlt hatte, welche den unvergleichlichen Reiz, das berauschende Glück unserer Lenzestage ausmacht. Unbekümmert um die Wirkungen, die sie übt, verfolgt diese ernste, formenstrenge Natur den ihr vorgeschriebenen ewigen Kreislauf, ohne das Gesicht zu verziehen. Mit dem Menschen, seinen Hoffnungen und Befürchtungen hat sie nichts zu schaffen.

IV.

Wer Umfang und Bedeutung Carthago's verstehen und Einblick in die innere Geschichte dieser Stadt gewinnen will, muß die gesammte von Tunis bis Kamart reichende Halbinsel durchwandern. Was heute Cartagine genannt und den Fremden als Ruinenfeld des Londons der alten Welt gezeigt wird, bildet einen und nicht einmal den merkwürdigsten Ausschnitt einer meilenweit mit Ueberbleibseln antiker Bauthätigkeit bedeckten Landschaft. Gleich den Großstädten aller Länder und aller Zeiten ragte auch die nordafrikanische Weltstadt weit über das von Mauern umschlossene Weichbild der ursprünglichen Anlage hinaus. Zur Blüthezeit des punischen Reichs war der ursprüngliche Stadtkern, den seine Erbauer Carthada genannt hatten, von mächtigen Vorstädten umgeben, und zu diesen kamen noch Vororte, d. h. selbstständige, zum Theil weit abliegende Städte, die keinen anderen Existenzgrund als den der Nachbarschaft der Metropole besaßen. Diese Orte standen zu Carthago in ähnlichem Verhältniß wie Charlottenburg, Spandau und Potsdam zu Berlin, oder Altona, Wandsbeck und Ottensen zu Hamburg. Carthago's Vororte sind aber nicht nur wegen der Beziehungen zu ihrem ehemaligen Mittelpunkte, sondern vornehmlich dadurch von Interesse, daß sie Stätten menschlicher Niederlassung geblieben sind, während die Stadt, durch welche sie bemerkens-

werth geworden, seit einem Jahrtausend vom Angesicht der Sonne verschwunden ist.

Tunis steht noch heute auf dem Platze, den es zur Zeit des Söldneraufstandes, der Feldzüge des Agathokles und der Scipionischen Belagerung einnahm; das am südlichen Ufer des tunesischen Binnensees belegene Araberdorf Rades ist der Nachfolger des alten Maxula, der von den Höhen des Bugurnin zum Meeresufer herabreichende Badeort Hamman-el-Enf der Erbe des durch seine heißen Quellen berühmten Gumi, Goletta das Galabras der Alten. El Marsa, die nordwestlich von Cartagine aus der baumbepflanzten Ebene hervorragende Residenz des Bey, hieß zu punischer und römischer Zeit Megara und war damals wie heute eine Villen- und Gartenvorstadt. Auf dem eine halbe Stunde weiter nördlich emporragenden Berge Kaui lag die Necropolis Carthago's, und da, wo heute das Dorf Sidi-Bu-Said zum Meere hinabsieht, ein mit Tempeln und Palästen geschmücktes reiches Stadtviertel. All diese Ortschaften und ebenso die zwischen denselben wüst liegenden weiten Strecken sind Fußbreit für Fußbreit mit Trümmern einer großen Vergangenheit bedeckt. Ueber der Erde werden nur einzelne unförmliche Steinmassen sichtbar, die sich hier als Ueberbleibsel alter Mauern, dort als Reste zerstörter Aquäducte darstellen, — die Welt unterhalb begrabener Bauten aber ragt an so ungezählten Punkten über und an der Erdoberfläche empor, daß der

Wanderer Stunden lang den Eindruck behält, über Stätten uralter menschlicher Culturarbeit hinzuschreiten. Allerdings gehören dieselben verschiedenen Zeitaltern an. Von den kartenhausartigen Constructionen moderner Bau- und Ingenieur-Thätigkeit sind die für Ewigkeiten berechneten Bauwerke der Alten indessen so grundverschieden, daß Verwechselungen zwischen den einen und den andern auch für Laien ausgeschlossen erscheinen. Auf den ersten Blick erkennt der Beschauer, ob die Straße, über welche er seinen Weg genommen, antiken oder modernen Ursprungs — ob die allenthalben aus der Erde emporsehenden Cisternen, Brunnen, Bogenüberreste, Baufundamente und Säulentrümmer der alten oder der neueren Zeit angehören. Sieht er genauer zu oder schürft er mit dem Stabe unter dem umherliegenden Gerölle, so wird er darauf rechnen dürfen, Stücken von Straßenmosaik, sorgfältig behauenen Marmorfragmenten und, wenn das Glück gut ist, Münzen, Pfeilspitzen oder Broncezierrathen zu begegnen. Wo immer in dieser weiten Landschaft ein älteres arabisches Haus durch geschmackvolles Portal, kunstreiche Säuleneinfassung oder fein geschwungene Arcaden die Aufmerksamkeit auf sich zieht, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß seine Ausschmückung carthagischen Ueberresten das beste Theil verdankt. Zuweilen verräth der Ursprung des benutzten Baumaterials sich durch Inschriften und Fragmente, die an einer gleichgültigen Haus- oder

Gartenmauer sichtbar werden, und nahezu ebenso oft geschieht es, daß in Gärten und Höfen Marmortafeln oder Säulenstümpfe von einigem Interesse unbeachtet daliegen und im Dienst häuslicher Verrichtungen zu Grunde gehen. Die gesammte Ebene ist endlich mit einer unzählbaren Masse von Bausteinen bestreut, welche von dem Umfang der hier vorgenommenen Zerstörung Zeugniß ablegen.

Aus der im Osten und Nordwesten vom Meere, im Süden von dem Landsee (Bahira) umspülten tunesischen Ebene, die wir als Stätte Carthago's und seiner Vorstädte kennen gelernt haben (Tunis und die übrigen Vororte der ehemaligen Weltstadt liegen im Süden und Osten des Sees), ragen drei dem Meere benachbarte Bodenerhebungen empor, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die wichtigste derselben gruppirt sich um einen steil abfallenden Hügel, auf welchem zu punischer und römischer Zeit die Citadelle der Stadt, die Byrsa, gestanden hat und der heute von dem Kloster und der Kathedrale des heiligen Ludwig und dem benachbarten Carmeliterkloster gekrönt wird. Hinter den Mauern dieses festesten Theiles von Carthago lagen der Tempel des Heilgottes (Esmuns), der Jupitertempel und der sogenannte Palast der Dido, auf den benachbarten Höhen die Tempel der Astarte, des Moloch (Saturn) und anderer Hauptgottheiten der Stadt; der Esmunstempel enthielt den Sitzungssaal des Senats und die Staatsbibliothek

und wurde als Mittelpunkt und vornehmstes Heiligthum der Byrsa angesehen, die trotz des bescheidenen Umfangs von zweitausend Schritten den Kern der aus dreifachen Mauern bestehenden carthagischen Befestigung bildete. „Der Schönheit der Lage Byrsa's," so heißt es in Beulé's gründlichem und grundlegendem Buche über die „Ausgrabungen von Carthago", „kam allein ihre Stärke gleich. Der (einige hundert Schritte unterhalb belegene) Strand war flach und aus angeschwemmtem Sande gebildet, in welchem man mit Leichtigkeit Häfen graben konnte. Zunächst dem viereckigen Handelshafen und dem runden Kriegshafen dehnten sich auf einer Fläche von 760 Metern das Forum und die anstoßenden, öffentlichen Versammlungen dienenden Gebäude aus; von dort zogen sich die drei von sechsstöckigen Häusern eingefaßten Hauptstraßen zur Akropolis hinauf. Auf dieser Seite war die Byrsa steil und fast uneinnehmbar, ostwärts aber befand sich die zum Schutz des Esmunstempels bestimmte Bastei. Der Tempel selbst lag in solcher Höhe, daß es zu seiner Ersteigung einer sechzig Stufen hohen Treppe bedurfte, welche in Kriegszeiten abgenommen werden konnte. Auf der entgegengesetzten Seite fiel das von einer mächtigen Mauer (30 Fuß dick und 45 Fuß hoch) geschützte Plateau sichtbar ab und ebenso auf der vierten Seite, dem auf einem Hügel gebauten Junotempel gegenüber, durch welchen es von einer hohlen Gasse geschieden war. . . . Die

Aussicht, welche sich von dieser Land und Meer beherrschenden historischen Stätte darbietet, gehört zu den großartigsten der Welt. Im Osten begegnet der Blick dem tiefen Golf, dessen Fluthen blauer als der Himmel sind, dem sandigen, von riesenhaften Quaiüberbleibseln bedeckten Strande, im Süden den beiden Häfen und der durch die Trümmer des Baalstempels bezeichneten Stätte des Forums . . . . während die gegenüberliegende Küste zur Höhe des vesuvartigen Bugurnin und den bleireichen Felsen von Arsaß aufsteigt und in der Ferne der Zaguau Linien von griechischer Schönheit zeigt. Im Westen dehnt sich der fruchtbare Isthmus, den auf der einen Seite der See von Tunis, auf der anderen die Lagune Sukara begrenzt, — zwei Wasserflächen, die nur durch schmale Landstreifen vom Meere getrennt sind . . . . Im Norden endlich beherrscht sie ein Thal, das einst Megara war, die Stätte reicher Landhäuser und kühlender Gärten — endlich die Todtenstadt auf der Höhe von Kamart . . . . Dahinter aber wird wiederum das Meer sichtbar, welches hier die Wasser der Medscherda aufnimmt und wegen der Anschwemmungen dieses Flusses immer weiter von dem Punkte abgedrängt wird, auf welchem einstmals Utica lag, das von Vorgebirgen allenthalben durchschnittene Meer, — die Seen mit glattem Spiegel, die Berge von mannigfaltigen Formen und herrlichen Umrissen, die von fruchtbaren Feldern bedeckten Hügel, die Ebene, aus

welcher hier und da zierliche Palmenkronen über grau- blättrigen Oliven emporsteigen — alles das erinnert trotz vielhundertjährigen Verfalls an den Reichthum des afrikanischen Bodens, der sich mit der Poesie der griechischen und der sicilischen Natur verbunden hat."

Das von Beulé entworfene stimmungsvolle Bild würde unvollständig bleiben, wenn die Einzelheiten der nächsten Umgebung der Byrsa (oder — wie die moderne Bezeichnung lautet — von St. Louis) unerörtert blieben. Wohl prangt diese Umgebung während der letzten Winter- und ersten Frühlingsmonate in dem Schmucke jungen Grüns und eines farbenreichen Blumenflors, — wohl wogen zu dieser Jahreszeit reiche Saatfelder auf den Höhen, die zur Rechten und Linken aus der Ebene emporsteigen, — während der größeren Hälfte des Jahres aber bildet ernstes Braun den Grundton dieser trotz ihres unvergleichlichen Reizes tief melancholischen Landschaft. Ungleich stärker als durch die Neubauten auf den Höhen St. Louis' und durch die westlich nach Goletta hinreichenden Villenketten wird der Eindruck, den diese historische Stätte zurückläßt, durch die allenthalben emporragenden Trümmer der Vorzeit bestimmt. Die ungeheuren Steinmassen, welche auf dem flachen Gestade umherliegen und aus Ueberbleibseln des ehemaligen Quai bestehen, sehen aus, als seien sie von Cyklopenhänden aufgehäuft worden; denselben Eindruck übermenschlicher Größe machen die stufenartig vom Meere aufsteigenden

Steinzacken, in welche die große, zur Platea nuova heraufführende Treppe eingefügt war, und die riesigen Bogengänge der sogenannten kleinen Cisterne — eines noch heute fast vollständig erhalten gebliebenen Bauwerks.*) In entgegengesetzter, nordöstlicher Richtung wird eine Welt aus der Erdoberfläche heraussehender Bogenöffnungen sichtbar, auf welche die Häuser eines ganzen Dorfes gesetzt sind. Hier, wo der zur Wasserversorgung der Stadt bestimmte Aquäduct in die Mauer einmündete, lagen die großen Cisternen. Auf ihren Trümmern ist während der Abendstunden ein buntes Gewimmel von Menschen und Thieren sichtbar, die sich seit Jahrhunderten auf und unter der alten Trümmerstätte eingenistet haben und unbekümmert um die Bedeutung derselben ihr Wesen treiben. Die Häuser des Dorfes Malga sind ausschließlich aus Steinen verfallener Cisternengewölbe aufgeführt; einzelne dieser Gewölbe dienen noch gegenwärtig zu Ställen, Vorrathskammern und Wasserreservoirs, — andere sind zu Wohnungen umgebaut, und über einer derselben erhebt sich ein Kaffeehaus, das allabendlich den Bewohnern der Umgegend zum Versammlungsorte dient und vor dessen Thüren sie ihre Reiterkünste üben.

*) Die von Seiten der französischen Regierung kurz nach dem ersten Erscheinen dieser Aufzeichnungen in Angriff genommene Restaurirung der kleinen Cisternen ist nunmehr beendet. Von einer Nutzanwendung derselben ist jedoch bisher noch abgesehen worden.

Während der Stunden des Sonnenbrands herrscht hier wie auf der gesammten, zwischen den Vorstädten Goletta's und der Villenstadt Marsa liegenden Ebene tiefe Stille. Auf den Hügeln, welche einst den Mittelpunkt der volkreichsten Stadt Afrika's bildeten, begegnet der Wanderer ausschließlich Ziegen- und Rinderheerden, friedlich weidenden Kameelen und diesen beigegebenen Hirten, — vor den Häusern des Tags über leblos daliegenden Malga sind höchstens halbnackte Kinder, auf den die braune Ebene durchschneidenden Straßen nur spärliche Reiter und Wagen sichtbar. Halbe Stunden lang kann man entlang dem Ufer und auf der Felsenhöhe der Ufereinfassung die Wanderung fortsetzen, ohne lebenden Wesen zu begegnen, ohne anderes Geräusch zu vernehmen als dasjenige der auf den Strand getriebenen Meereswogen. Wird diese feierliche Stille unterbrochen, so geschieht dies durch die Hunde, welche hier Seevilleggiaturen tunesischer Großen, dort Beduinenzelte bewachen, — von den Bewohnern dieser Ansiedlungen ist während der größeren Jahreshälfte überhaupt nichts, während der kleineren höchstens zu später Abendstunde Etwas zu sehen.

Wer auf der Höhe von St. Louis gestanden, das von dem gelehrten P. Delâtre geleitete Museum besichtigt und den Blick an der unvergleichlichen Fernsicht gesättigt hat, wird sich, behufs topographischer Orientirung in der Umgegend, zunächst nach Südwesten wenden müssen, um das ehemalige Hafenviertel

Carthago's kennen zu lernen. Aus der Entfernung betrachtet, erscheinen die beiden 130 Meter vom Meere auf flacher Ebene belegenen und als Häfen des alten Carthago bezeichneten Wasserbecken so eng und klein, daß es schwer hält, dieselben für die Sammelplätze der stärksten Flotte der alten Welt anzusehen. Erst wenn man näher herantritt, überzeugt man sich davon, daß auf dieser weit ausgebreiteten Ebene Entfernungen und Maße nicht nach dem Augenschein beurtheilt werden dürfen. Der anscheinend einige hundert Schritte lange Weg von St. Louis zu der Hafenstätte beträgt in Wahrheit einen Kilometer, und wenn diese Entfernung zurückgelegt ist, stellen sich die Größenverhältnisse der beiden Wasserbecken durchaus verändert dar, ob sie gleich immer noch beschränkt erscheinen. Erst nachdem in Betracht gezogen worden, daß die Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen einen Theil dieser Anlage verschüttet, und daß die Anschwemmungen des Meeres die Verbindung zwischen Meer und inneren Häfen in Wegfall gebracht haben, wird das Sachverhältniß klar gestellt. Die 26 Hektare 16 Are umfassenden zwei Bassins haben für mehr als 1100 Schiffe reichlichen Platz gehabt; sie bleiben nur wenig hinter dem für die gleiche Anzahl von Fahrzeugen berechneten alten Marseiller Hafen zurück. Von den Schiffen der Alten wissen wir aber, daß sie unvergleichlich kleiner waren als die unsrigen, und daß die Breite der größten antiken Kriegsfahrzeuge wenig

mehr als den zehnten Theil moderner Constructionen dieser Art betrug. Wir wissen endlich, daß die Masse der carthagischen Kauffahrer zu Friedenszeiten vor dem großen, entlang dem Golf aufgeführten Quai ankerte, und daß diese Fahrzeuge in den inneren Hafen lediglich zu Lösch- und Ladungszwecken einliefen. — Im Uebrigen stimmen Appian's Schilderungen von der viereckigen Gestalt des Handelshafens, der eirunden Form des Kothon (Kriegshafens) und der inmitten des letzteren belegenen Admiralitätsinsel mit dem Augenschein ebenso überein wie mit den Ergebnissen von Beulé's sorgfältiger Untersuchung. Ueberzeugend hat der fleißige und scharfsichtige Forscher nachgewiesen, daß die carthagische Stadtmauer zwischen die beiden Häfen geführt war, um dem Kothon größere Sicherheit zu gewähren, und daß der unweit des letzteren emporragende runde Hügel durch die aus den Bassins ausgegrabene Erde entstanden ist. Von diesem Hügel aus leitete Scipio den letzten, entscheidenden Theil der Belagerung, — von hier aus sah er dem Einbruch seines Heeres in die innere Stadt und der sechs Tage lang dauernden Eroberung der drei vom Forum zur Akropolis führenden Straßen zu. Von demselben Punkte lassen sich noch heute die Trümmer der gewaltigen Arbeiten wahrnehmen, welche die Römer behufs Absperrung der Innenhäfen vom Meere, die Carthager behufs Gewinnung einer neuen Ausfahrt in die See unternommen hatten. Ueber die damals aufgeworfenen Steindämme rollen

seit Jahrhunderten Meereswellen, — die Linien dieser Bauwerke aber lassen sich unter dem Wasserspiegel erkennen, wenn dieser ruhig daliegt, und wenn er durch die scheidende Sonne gehörige Beleuchtung erhalten hat.

In gerader Linie beträgt die Entfernung von diesem südlichsten Punkte der alten Mauerumfassung bis zu deren äußerstem nördlichen Ende vier bis fünf Kilometer. Es giebt das einen Maßstab für den ungeheuren Umfang der äußeren Stadtmauer, die östlich entlang der Meeresküste, westlich durch die Ebene geführt war und deren Gesammtlänge zwei deutsche Meilen betragen haben soll. Nach der Landseite war diese Umwallung dreifach gezogen, allenthalben 44 Ellen hoch, 22 Ellen breit und von 150 zu 150 Metern mit vierstöckigen Thürmen besetzt — nach der Seeseite, wo steile Felsen eine natürliche Befestigung bildeten, einfach aufgeführt — die Byrsa und deren nächste Umgebung aber von einer besonderen, in den Stadtwall einspringenden Mauer geschützt, deren Höhe 45 Fuß (bei 30 Fuß Breite) betrug. An der Hand des im Jahre 1877 von Ph. Caillat auf Grund älterer Arbeiten entworfenen Planes lassen die alten Mauerzüge sich allenthalben nachweisen, — wer dem Seeufer entlang vom Hafenplatze aus seinen Weg nimmt, vermag diesen Theil der Befestigungslinie auch ohne Hülfsmittel zu verfolgen, weil die ins Meer abfallende Felsenkette allenthalben mit Bautrümmern

gekrönt ist. Vorüber an der Höhe von St. Louis, den kleinen Cisternen und dem halbverfallenen malerischen Festungsthurme Bordsch-Dschdid geht es entlang einem hier herabsteigenden, dort aufwärts geführten Felsenwege in nahezu gerader Linie auf die zweite der drei aus der carthagischen Ebene emporragenden Höhengruppen, — auf das Vorgebirge Sidi-Bu-Said (auch Cap Cartagine[1]) genannt). Diese nach allen Seiten schroff abfallende Höhe trägt ein gleichnamiges Dorf, dessen malerische Schönheit von der Landseite ebenso augenfällig ist, wie von der Seeseite. Terrassenartig über einander aufgeführte weißglänzende Araberhäuser sehen aus grünen Gärten, Oliven- und Weinpflanzungen hervor, während über und unter ihnen mächtige Palmen das wogende Haupt erheben. Nur für Fußgänger und Reiter passirbar, bietet die enge, steil aufwärts geführte Hauptstraße des Dorfes ein überaus anziehendes Bild. Vor den Häusern und auf den Terrassen des großen auf die Gasse hinabsehenden Kaffeehauses treiben in der Abendstunde bunte Menschenversammlungen ihr friedliches Wesen. Treppen und Terrassen sind rings mit Männern und Kindern bedeckt, die in behaglicher Ruhe zur bewegten Gasse hinabschauen, auf welcher Tabuletkrämer, Fruchthändler und Handwerker

---

[1]) Die Cartagine genannte Haltestelle der von Goletta nach Marsa führenden Eisenbahn befindet sich in der Nähe der Häfen und führt zu einem gegenwärtig als Quarantäne-Local benutzten maurischen Palais.

ihre Waaren anpreisen. Niemand hat Eile, nirgend verräth sich eine Spur von Unruhe, von sorgenvollem Drange oder beängstigender Hast. Ebenso langsam und bedächtig wie die Menschen schreiten die Thiere einher: mit schweren Traubenkörben beladene Esel, hochbepackte Kameele, stattlich aufgezäumte Rosse und Maulthiere, deren Reiter träumerisch in das sie umgebende Gewühl starren. Rothe, grüne, gelbe, blaue, violette und weiße Gewänder wechseln ebenso bunt durcheinander, wie Männer von weißer, brauner und schwarzglänzender Hautfarbe, — der unverfälscht arabische Charakter des Orts aber prägt sich durch den Mangel europäisch gekleideter Gestalten ebenso deutlich aus, wie durch die verschwindend geringe Zahl weiblicher Erscheinungen. Mädchen und junge Frauen werden auch hier, wo ländliche Freiheit die Strenge der städtischen Sitte gemildert hat, nur selten auf der Straße sichtbar, und die Mehrzahl schwarzer, aus weißer Gewandung gespenstisch heraussehender Schleier verbirgt Gesichter, deren Reize um ein Vierteljahrhundert zurückdatiren. Junge Augen blitzen allein hinter den Jalousien und Gitterfernstern hervor, die auf enge und einsame Gäßchen herabsehen — diese Gäßchen aber müssen durchschritten werden, wenn man die Höhe des Leuchthurms gewinnen und von den Galerien desselben die zahllosen Buchten des im Osten von Cap Bon, im Westen von Cap Farina begrenzten Golfes, sammt der weiten bis nach Tunis reichenden Ebene mit einem Blick übersehen will.

Der weiter nach Norden führende Weg entlang der Küste ist nur in seiner ersten Hälfte lohnend. Auf seinem höchsten Punkte liegt das von ausgedehnten Weinpflanzungen umgebene Sommerpalais des Erzbischofs von Carthago. Von hier steigt man auf einem spiralförmig um den Berg gewundenen Wege zu der Winterresidenz des Prälaten und entlang der diese Anlage umgebenden Mauer nach Marsa herab, um den Trümmern nachzuspähen, die allenthalben aus den Gärten und den Umgebungen dieser Villenstadt hervorlugen. Malerische Ruinen wird man freilich vergeblich suchen. Was nach solchen aussieht, gehört der Periode tunesischen Niedergangs an, während welcher zahlreiche von ihren verarmten Besitzern verlassene Landhäuser in Trümmer zerfallen sind. Der alten Zeit römisch-carthagischer Größe entstammen dafür die zahllosen unterirdischen Bauten, deren Decken und Gewölbe über die Erde emporragen, und denen man auf allen Theilen dieser Trümmerstadt begegnet. Den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung angehörigen überirdischen Bautrümmern ist der Wanderer bereits früher wiederholt begegnet. Die Fundamente der Kapelle von St. Louis werden aus Ueberbleibseln eines römischen Palastes gebildet; in der Nähe der gleichnamigen Eisenbahnstation sind die Reste eines Circus sichtbar; auf dem Wege nach Sidi-Bu-Said hat man eben jetzt den Unterbau einer von Vandalenkönigen aufgeführten Kathedrale

auszugraben begonnen. Unterhalb dieser Ausgrabung begegnet man dicht am Meere dem leidlich wohlerhaltenen Mosaikfußboden eines antiken Bades, — unweit des Castells Bordsch-Dschdid, der Platea nuova und der zu dieser führenden Treppe, etwa einen Kilometer weiter landeinwärts der Stätte, an welcher der heilige Cyprian hingerichtet wurde, dem Platze der zehn Märtyrer u. s. w. Lägen alle diese Trümmer so dicht bei einander, daß sie von einem Punkte aus übersehen werden könnten, so würde der Eindruck einer Ruinenstadt hier ebenso vollständig sein wie in Pompeji. Ueber weite Ebenen zerstreut, durch Neubauten der verschiedensten Art, durch Olivenhaine und Saatfelder unterbrochen, fügen die Ueberreste Carthago's sich allein für den sinnenden und aufmerksamen Beobachter in ein Ganzes zusammen. Aus den Lücken derselben sprießt neues Leben so unaufhaltsam hervor, daß durchaus begreiflich erscheint, wenn der eilige Wanderer über den bunten Blumenteppichen, wogenden Aehrenfeldern und Neubauten, die ihm begegnen, die tief in die Erde versenkten Zeugen der Vergangenheit vergißt. An einzelnen Punkten ragen die Werke des Alterthums freilich so gebieterisch empor, daß sie das moderne Landschaftsbild vollständig beherrschen. Vornehmlich gilt das von der Nekropolis und von der zerstörten Wasserleitung, die, unterhalb St. Louis beginnend, von Ost nach West die Ebene durchschneidet. Bei diesen Stätten wird verweilen, wer überhaupt wissen will, wo er gewesen.

Auf der dritten der drei Bodenerhebungen, die an den äußersten Enden der carthagischen Ebene sichtbar sind, auf dem oberhalb des Dorfes Kamart belegenen Berg Kaui, liegt die Todtenstadt des alten Carthago, dessen Mauern diese Stätte mit einschlossen. Zweck und Bedeutung derselben treten heute offener zu Tage, als in den Zeiten ihrer Benutzung, wo die Eingänge zu den Grabkammern verborgen gewesen waren. Erst nachdem römische und arabische Plünderer die Ruhe der Todtenstadt gestört hatten, blieben die in den Schoß derselben gefügten Gräberthore geöffnet stehen. Staub- und Regenablagerungen haben diese Oeffnungen wieder geschlossen, ihr Werk jedoch so unvollständig gethan, daß zahlreiche halb offen gebliebene Höhlen zum Hinabsteigen in die alten Grabkammern einladen. An ihnen nahm Beulé Veranlassung zu höchst ausgiebig gewordenen Forschungen. „Die Besichtigung einiger halb offener Grüfte," so schreibt der Verfasser der „Fouilles", „erweiterte das Feld meiner Untersuchungen alsbald auf beträchtliche Weise. Ich bemerkte, daß unterirdische, erst später ausgehauene Gänge gewisse Reihen von Grabkammern mit einander in Verbindung setzten. Diese Gänge haben ursprünglich nicht existiert, denn sie sind auf plumpe und eilige Art gearbeitet und verwirren die Ordnung der Grabmäler. Ich gewann die Ueberzeugung, daß diese Verbindungsgänge das Werk roher römischer Soldaten seien, die Zeit genug

gehabt hatten, die Nekropolis auszuplündern, da sie nach der Einnahme Carthago's hier geblieben und allein mit der Aufgabe betraut gewesen waren, die Stadt zu zerstören. Was Scipio's Heeren entgangen war, ward nach dessen Abzuge den benachbarten Völkern Gegenstand der Plünderung, da ihnen das große Carthago durch die Rache des Senates zur Beute überlassen worden war. Die letzte Verwüstung erfolgte endlich durch die Araber." Weiter wird ausgeführt, daß die römischen Plünderer, um sich die Sache zu erleichtern, von einer Grabkammer in die andere durchbrachen und raubten, was irgend zu rauben war. — In der Folgezeit haben die von Cäsar und Augustus als Colonisten angesiedelten Begründer des zweiten Carthago's — Römer und aus der Umgegend hergeströmte Punier —, die alte Todtenstadt zu erneuern angefangen. „Der Ort war frei, und ohne denselben zu entweihen, konnten die Söhne sich in die Gräber legen, in welchen ihre Väter geschlummert hatten. Die von der Belagerung übriggebliebenen Familien kamen wieder in den Besitz ihrer alten Grabstätten, die Grüfte untergegangener Geschlechter aber wurden von ärmeren Leuten widerrechtlich in Besitz genommen. So ist es zugegangen, daß man Grabkammern antrifft, die alle Spuren der Verwüstung tragen und die dennoch mit Todten angefüllt sind. Manches Grab hat eine Ausbesserung erfahren; es ist mit Stuck neuerer Qualität bedeckt und trägt

ein Reliefslaubwerk von römischer Arbeit; ein anderes Grab ist roth ausgemalt und gehört wahrscheinlich derselben Zeit an . . . . . Was die Christen anlangt, so mußten dieselben vor einem heidnischen Begräbnißort Abscheu empfinden. Möglicher und wahrscheinlicher Weise haben sie sich zu Zeiten der Verfolgung in diesen Katakomben verborgen gehalten — Spuren des Christenthums oder christlicher Inschriften haben sich hier nicht entdecken lassen[1])."

Die allen semitischen Völkern eigenthümliche Sitte, ihre Todten fern von den Wohnungen der Lebenden zu begraben, erklärt sattsam, warum die Carthager eine nicht nur vom städtischen Mittelpunkte, sondern ebenso von der Vorstadt weit abliegende Vorgebirgshöhe zur Nekropolis wählten, und warum sie ihre Grabkammern ausschließlich auf den der Stadt abgewendeten Abhängen derselben anlegten. Für Sicherung des Zusammenhangs zwischen den Wohnungen der Todten und der Lebenden sorgte die, die Todtenstadt miteinschließende Stadtmauer, — im Uebrigen aber sollte die letztere erst von dem Gipfel des Berges wahrnehmbar sein. Wer denselben heute ersteigt, läuft freilich Gefahr, über der vor ihm ausgebreiteten Fernsicht die Betrachtung der nächsten Umgebung zu versäumen: übertrifft das Panorama des Kauiberges doch nahezu all' die Landschaftsbilder, die sich bisher

---

[1]) Spuren christlicher Friedhöfe sind bei dem erwähnten Dorfe Malga, unweit St. Louis, neuerdings aufgefunden worden.

vor uns ausgebreitet hatten. Neu und überraschend wirkt vor Allem der Anblick der Wüste, welche zwischen den nördlichen Abhang des Todtenberges und die von silbergrauem Salze bedeckten Lagunen von Sukkara geschoben ist. Rings von gelben Sandmassen umgeben, ruht im Grünen verborgen das Dorf Kamart, über dessen weißglänzenden Kuppeln mächtige Palmen — die höchsten der gesammten Landschaft — ihre zierlichen Kronen erheben, und jenseit der Lagunen öffnet sich der Golf von Utica, dessen äußerste Spitze Cap Farina bildet. Auf der entgegengesetzten Seite werden am Rande der weiten, rings von herrlichen Bergformationen abgegrenzten Ebene Sidi-bu-Said, Goletta und weiter nach Süden Tunis und Rades sichtbar, während der blaue Meeresspiegel die gesammte Osthälfte des Bildes ausfüllt. Aus seiner Mitte erhebt sich die Felseninsel Zimbra, deren kühne Umrisse in keinem Stück hinter denjenigen von Capri oder Procida zurückbleiben und im Abendlichte wie durchsichtige Wolkenformationen erscheinen.

Mit dem Ernst und der Schönheit der Todtenstadt kann das eine Stunde weiter nach Osten belegene Gebiet der carthagischen Wasserleitung in keinem Stücke verglichen werden. Durch die weite, zum einen Theil angebaute, zum andern mit Olivenwäldern bedeckte Ebene ragen, so weit das Auge reicht, unförmliche Steinmassen empor, deren untere Hälften von Geröll, Dornengestrüpp und wuchernden Cacteen

bedeckt sind, während die oberen Theile Ansätze zu kühn geschwungenen Bögen zeigen. Diese Bögen bildeten den Unterbau des unter Hadrian begonnenen, unter Septimius Severus zum Abschluß gebrachten, 132 Kilometer langen Aquäducts, der die kühlen Wasser von Zaguan nach Carthago leitete. Zur Zeit der arabischen Zerstörung wurde auch der große Aquäduct in Trümmer geschlagen — erst mehrere Meilen südlich von Tunis begegnet man dem erhalten gebliebenen Theil dieser Riesenanlage, die sich dann stundenlang fortsetzt, bis sie unterhalb der Höhen vor Zaguan in die Erde niedersteigt, um unterirdisch bis an den Abhang des quellenreichen Berges weitergeführt zu werden. Von dem zur carthagischen Ebene gehörigen Theil des Aquäducts ist kein einziger Bogen erhalten geblieben. In endloser Reihe folgen die von der Zerstörnng übrig gelassenen Stümpfe aufeinander, allenthalben von gleicher, etwa dreifacher Manneslänge betragender Höhe und entsprechendem Umfang. Staunend fragt der Beschauer sich, was wunderbarer gewesen — ob die Kühnheit und Größe der Anlage oder der Wahnwitz der Zerstörungswuth, die auf die Niederreißung des Werkes eine Summe von Anstrengungen verwendet haben muß, die hinter derjenigen der Aufrichtung kaum zurückgeblieben sein kann. Aller modernen Sprengungsmittel entbehrend, müssen die Zerstörer Wochen und Monate saurer Handarbeit angewendet haben, um dem wasserarmen Lande die

größte aller ihm jemals erwiesenen Wohlthaten zu rauben. Ihren Zweck haben sie so vollständig erreicht, daß die Carthago benachbarten Ort- und Dorfschaften bis zur Stunde auf das in Cisternen angesammelte Regenwasser und auf das brakige Naß angewiesen sind, das sich aus mühsam angelegten Ziehbrunnen gewinnen läßt. Die unter Benutzung erhalten gebliebener Theile des alten Werkes erbaute Wasserleitung von 1860 reicht von Zaguan bis Tunis; über die Landeshauptstadt hinaus ist dieselbe nicht fortgeführt worden, weil auf der vom nördlichen Stadtthor nach Carthago führenden Strecke die Zerstörung der alten Leitung eine vollständige gewesen ist. Und doch lehrt der Augenschein, daß diese fruchtbare, immer noch mit Bäumen, Getreidefeldern und Wiesen geschmückte Landschaft lediglich der Erquickung durch reines Wasser bedarf, um aufs Neue in einen blühenden Garten verwandelt zu werden. Wo immer Feuchtigkeitsansammlungen vorhanden waren, hat die Menschenhand reichlich lohnende Anpflanzungen schaffen können. In den bewässerten Gärten von Ariana und El Marsa gedeihen Palmen, zierliche Pfefferbäume, Orangen-, Citronen-, Granaten-, Mandel- und Feigenbäume ebenso vorzüglich wie Blumen der verschiedensten Gattungen und Arten, prangende Büsche und üppige Reben. Mächtige Oleanderbüsche, roth-gelbe Cassiablüthen, reichlich wuchernde Passionsblumen, duftige Rosen bieten unwiderlegliche Zeugnisse für den natür-

lichen Reichthum dieses Bodens, der nur vor Verschmachtung gewahrt zu werden braucht, um dem Gärtner hundertfältig zu lohnen. Die große Mehrheit der Bewohner muß sich von Alters her an einem salzhaltigen Brunnenwasser genügen lassen, das für Getreide- und Gemüsecultur, nicht aber für die Erhaltung edlerer und feinerer Gewächse ausreicht. Ist die kurze Täuschung der Frühlingspracht geschwunden, so bleibt den auf Brunnenbewässerung angewiesenen Gartenanlagen kein anderer Schmuck, als derjenige des unverwüstlichen Geranium, der Mimose, der Aloe und des wuchernden Opuntiencactus. So mächtig aber ist die Triebkraft dieser reichen Natur, daß die Aloe fußhohe, wie Bäume gestaltete Schößlinge emportreibt, daß die unförmlich-dicken Blätter des Opuntiencactus mit doppelten, oft dreifachen Reihen eng aneinandergefügter Früchte bedeckt sind, und daß es kaum eine Niederung giebt, die nicht dem einen oder dem anderen Baume das Leben fristete. Mit dem Wassermangel mag zusammenhängen, daß Ast- und Holzwerk tunesischer Bäume in der Regel stärker und reicher entwickelt sind als die Blattbildung, und daß schmalblättrige Oliven- und Pfefferbäume ungleich häufiger gefunden werden als schattenspendende Eschen und zu leidlicher Höhe gelangte Feigenbäume.

V.

An den staatlichen und städtischen Geschicken Carthago's haben die der afrikanischen Weltstadt benachbarten, zumeist noch heute bewohnten Ortschaften so erheblichen Antheil gehabt, daß die denselben gewidmete Betrachtung keiner Rechtfertigung bedarf. In den Berichten über die Belagerungen des Agathokles, der meuterischen Söldner und des Scipio kehren die Namen Tunes (Tunis), Maxula (Rades), Galabras (Goletta), Gumi (Hamman-el-Enf) so häufig wieder, daß eine Orientirung über die genannten Punkte für das Verständniß der auf diese Ereignisse bezüglichen Schilderungen unentbehrlich erscheint. Mindestens ein Jahrhundert älter als Carthago, hatte Tunis zu punischer wie später zu römischer und vandalischer Zeit eine so erhebliche Rolle gespielt, daß es nach der zweiten Zerstörung Carthago's von selbst in die Stellung der ersten Stadt des römischen Afrika's aufrückte. Diesen Rang hat die Nachbarin Carthago's, trotz der Nebenbuhlerschaft des im Jahre 663 begründeten Kairuan und trotz der Vorliebe der arabischen Machthaber für diese heilig erklärte Stadt, zu behaupten gewußt. Ihre Blüthe datirt von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Der Emir Abu-Zakaria, der Begründer der Haffiten-Dynastie, prägte Tunis das Siegel einer arabischen Stadt auf, das sie bis dahin nicht getragen hatte. Er sorgte für ihre Ausschmückung, ersetzte die aus byzantinischer Zeit übrig

gebliebenen Bauten durch maurische, ließ eine kostbare Bibliothek sammeln und zog eine erhebliche Zahl berühmter andalusischer Gelehrter in seine Hauptstadt. Aus den Berichten arabischer Reisender und Geographen ist bekannt, daß das Ruinenfeld Carthago's Jahrhunderte lang eine unerschöpfliche Ausbeute an Kunstwerken der verschiedensten Gattungen und Arten bot, und daß die marmornen Ueberbleibsel seiner Theater, Rennbahnen, Kathedralen und Paläste das Material für die afrikanischen und italienischen Prachtbauten des gesammten früheren Mittelalters geliefert haben. Von Geschlecht zu Geschlecht haben Araber, Berbern, Normannen und Italiener aus diesem Schatze geschöpft und zünftige „Steinsucher von Tunis" bis in die neueste Zeit die Ausbeutung des Vermächtnisses der großen Vergangenheit professionell betrieben. Nichts desto weniger wird die carthagische Ebene der Alterthumsforschung noch für Jahrhunderte ein reiches Feld bieten. Was bisher zu Tage gefördert worden, hat zum überwiegenden Theile dem zweiten Carthago, der Stadt der römischen Proconsuln, der Vandalenkönige und der byzantinischen Statthalter, angehört, — die Reste der punischen Weltstadt ruhen unberührt im Schoße der Erde. „Wer," so fragt Beulé am Schluß des siebenten Capitels seiner „Fouilles", — „wer vermöchte die Geheimnisse zu errathen, die unter dem Boden einer Stadt ruhen, die eine der größten und reichsten Städte der Welt gewesen ist? Carthago

wird trotz der Vorurtheile, welche Nachforschungen von ihm fernhalten, trotz der übertriebenen Vorstellungen, die man sich vom Umfange der römischen Zerstörung machte, und trotz der Schwierigkeiten, die mit Nachgrabungen in beträchtlicher Tiefe verbunden sind, — Carthago wird die Reihe der Untersuchungen so gut treffen wie Aegypten, wie Babylon und Niniveh! Mit feurigem Eifer wird man seinen Ruinen und denjenigen von Tyrus dereinst Fragen nach Kunst und Civilisation der Phönicier vorlegen, auf welche ebenso vollständige Antworten wieder gefunden werden, wie auf die Fragen nach der künstlerischen und civilisatorischen Vergangenheit Hochasiens."

Ungleich zweckmäßiger als mit einem Ausfluge auf die Stätte des vollständig von der Erde verschwundenen Utica wird der Besuch Carthago's mit einer Fahrt nach Zaguan beschlossen. Wer Tage lang zu dem malerischen Höhenzuge hinübergesehen hat, der das carthagisch-tunesische Landschaftsbild nach Süden abschließt, und dessen Gipfel als Ausgangspunkte des großartigsten aller auf afrikanischer Erde erbauten Bauwerke eine erhebliche Rolle gespielt haben, dem wird der Wunsch nach näherer Bekanntschaft mit dem Berge des Baal-Ammon (mons domini) sich von selbst aufdrängen. In mehr als einer Rücksicht ist die Reise dahin verlohnend. Sie geht durch eine ungeheure, wüst liegende Ebene, welche auf die Frage: „Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?" eine

völlig neue Antwort ertheilt; sie führt an einem Aquäduct vorüber, dessen Verhältnisse diejenigen der Wasserleitung der Campagna noch um ein Erhebliches übertreffen, und sie führt auf eine Höhe, die seit den Zeiten des Agathokles als militärisch-geographischer Orientirungspunkt in der nordafrikanischen Kriegsgeschichte bedeutsam gewesen ist.

Der Weg nach Zaguan führt aus dem Südthore von Tunis, dem Bab-el-Livua, zwischen den Höhen der Forts Sidi-ben-Hassen und Manubia an den bereits erwähnten See Sedjumi. Diesen zur Rechten lassend, setzt die Straße sich über eine Ebene fort, welche nach Westen und Osten von Bergreihen flankirt ist und das Bild einer nur in Afrika möglichen Einsamkeit und Stille darbietet. Nichts läßt die Nähe einer großen, von 150000 Menschen bewohnten Stadt ahnen. Anderthalb Stunden geht es durch distelbedeckte Haiden, Brach- und Stoppelfelder, ohne daß eine menschliche Wohnung berührt wird; kaum daß ein Kameel- oder Eseltrupp dem Reisenden begegnet, und daß aus der Ferne der Burnus eines mit Feldarbeiten beschäftigten Arabers sichtbar wird. Sind auf solche Weise zwei Meilen mühsamer Fahrt zurückgelegt, so ändert das Bild sich für einen Augenblick. Auf einem rechts von der Landstraße belegenen Hügel werden hochragende Gebäude sichtbar, die eine Stadt von Palästen, Bazars und Moscheen anzukündigen scheinen. Eine solche hat hier in der That bestanden und zwar

vor kaum einem Menschenalter, — heute stellt dieselbe aber nur noch einen von Ueberbleibseln vergangener Herrlichkeit bedeckten elenden Trümmerhaufen dar. Sidi-Achmed, der Vater des regierenden Bey und seines Vorgängers Mohamed-el-Zadok, hatte zu Ende der dreißiger Jahre an dieser Stelle das mächtige Schloß Mohamedia mit einem Kostenaufwande von elf Millionen Piastern erbaut, in demselben seine Residenz aufgeschlagen und so zahlreiche seiner Minister, Günstlinge und Würdenträger zur Nachahmung dieses Beispiels bestimmt, daß binnen weniger Jahre eine reiche, aus Palästen, Gärten, Moscheen und Bazars bestehende Stadt entstanden war, in welcher 5000 bis 6000 Menschen wohnten.

Achmed starb im Jahre 1850, und dem Landesbrauch entsprechend verließ der zur Regierung gelangte neue Bey die Wohnstätte seines Vorgängers. Die fürstliche Residenz wurde 1850 in das bei Tunis belegene Lustschloß Bardo verlegt, und das eben erst zur Blüthe gelangte Mohamedia seinem Schicksal überlassen. Wenige Jahre reichten hin, damit die in die Wildniß gezauberte, alsbald auch von den Großen des Landes, ihren Dienerschaften und den Geschäftsleuten verlassene Schöpfung Sidi-Achmed's wieder zur Wildniß wurde. Von der ehemaligen Herrlichkeit zeugt nur noch ein mit Disteln und Dornen bewachsener Trümmerhaufen. In den mit ungeheuren Kosten angelegten Gärten und Orangenhainen weidet

das Vieh, in den öden Mauern der Marmorpaläste, Kioske, Bazare und Moscheen hausen Schlangen und Scorpione; Fenster, Thüren und Dächer sind von den die Nachbarschaft durchstreifenden Beduinen ausgehoben und geraubt, die Mosaikfußböden von Esel- und Rinderheerden zerstampft und mit ungeheuren Kothmassen bedeckt worden. In einzelnen, halbwege erhalten gebliebenen Landhäusern haben sich bettelhaft arme Landleute, in dem Vordergebäude des fürstlichen Palastes ein Kaffeeschenk und ein Herbergsvater niedergelassen, um bis zu völligem Einsturz dieser Denkmäler eines thörichten Despotismus ihr kümmerlich lohnendes Gewerbe zu treiben.

Unmittelbar nachdem der Reisende Mohamedia hinter sich gelassen, wird er des Hadrianischen Aquäducts gewahr, der seine Riesenbögen meilenweit durch die todeseinsame, hier ausschließlich mit Disteln und Asphodilen bedeckte Steppe zieht. Ein einziges Menschenalter ist ausreichend gewesen, die Kartenhäuser arabischer Fürstenlaune in Trümmer zu schlagen — an dem Monument aber, das der römische Cäsar sich gesetzt, sind sechzehn Jahrhunderte fast spurlos vorübergezogen. So stolz und majestätisch, wie zu den Tagen ihrer Erbauer, ragen die Bögen, welche Hadrian und Septimius Severus von Zaguan nach Carthago führen ließen, noch heute zum blauen Aether empor. Hie und da ist ein himmelanstrebender Pfeiler zusammengebrochen, — die große Mehrzahl dieser Bögen,

durch welche vierspännige Wagen ungehemmt den Weg nehmen können, steht unerschüttert da und erinnert den Beschauer daran, daß Thatkraft und Umsicht der römischen Beherrscher Nordafrika's bis heute ihres Gleichen nicht gefunden haben. Nahezu eine Stunde zieht die Straße sich entlang dieser Anlage, ohne daß die imposante Wirkung derselben sich auch nur für einen Augenblick abschwächte. Selbst die großen, langbeinigen Kameele, die durch einen am Horizonte sichtbaren Bogen ihren Zug nehmen, erscheinen wie Zwerge, die unbemerkt zwischen den Beinen eines Riesen durchschlüpfen.

An den überirdischen Aquäduct schließt sich da, wo derselbe auf eine Hügelkette trifft, die auf und unter der Erde geführte Wasserleitung, welche nach sorgfältiger Ausbesserung in den Dienst der seit dem Jahre 1860 bestehenden tunesischen Wasserversorgungsgesellschaft genommen worden ist. Entlang der weißschimmernden Linie dieser schanzenartig über den Erdboden ragenden Leitung führt der Weg zu der einzigen, zwischen Mohamedia und Zaguan vorhandenen menschlichen Wohnung, dem Gehöft des Aufsehers über diesen Theil des Wasserwerks. Etwa eine halbe Stunde südlich von diesem Rast- und Erquickungspunkte erhebt sich ein Bergrücken, dessen kahle Höhen die fernere Aussicht abschneiden. Ist dieses Hinderniß nach einstündiger Fahrt überwunden, so wechselt die Scene. An die Stelle der

Steppe ist eine fruchtbare, mit mannshohem Buchsbaum und Oliva mascula, weiter südlich mit stattlichen Bäumen bewachsene Ebene getreten, hinter welcher die Granitwände des quellenspendenden Zaguan steil emporsteigen. Wenig später werden am Ostabhange des majestätisch ausgebreiteten Gebirgszuges die Hügel sichtbar, auf welchen das Städtchen Zaguan mit seinen weißschimmernden Häusern und zierlichen Minarets angelegt ist. — Mit jedem Schritt näher zum Gebirge wird der Boden fruchtbarer, die Vegetation reicher und mannigfaltiger. Die das Städtchen umgebende Niederung ist mit Gebüschen, fruchtspendenden Kirschen-, Oliven-, Orangen- und Feigenbäumen so dicht besetzt, daß der Wagen sich durch dieselben drängen muß, um vorüber an hochragenden, vornehm auf ihre Umgebung herniedersehenden Palmen in das Innere von Zaguan zu gelangen. Zu römischer Zeit begründet und mit einem aus der Kaiserzeit stammenden wohlerhaltenen Thore geschmückt, bietet der zumeist aus antikem Material erbaute, als Mittelpunkt der Fez-Fabrikation bekannte schmutzige Ort an und für sich kein Interesse. Seine Bedeutung hat von jeher auf der Nachbarschaft des 1600 Meter hohen Bergrückens beruht, den die Punier ihrem obersten Gotte, dem Baal Ammon, geweiht hatten. Auf der Mitte der osttunesischen Halbinsel gelegen, von Carthago, wie von Susa (Hadrumetum) deutlich wahrnehmbar, verstattet der Mons Domini (arabisch: Djbel Zaguan)

einen Ueberblick über die gesammte zwischen dem Golf von Tunis und der kleinen Syrte ausgebreitete Landschaft; von seinem Gipfel aus sind beide Meere und die an diesen belegenen Städte deutlich sichtbar. Da, wo heute der mit Telegraphen und Teleskopen ausgestattete französische Beobachtungsthurm emporragt, haben bereits vor zweitausend und mehr Jahren streitbare Männer gestanden, die des Ortes Gelegenheit ihren Zwecken nutzbar machten. In seinem Bericht über den afrikanischen Feldzug des Sicilianers Agathokles erzählt Diodorus das Folgende:

„Nachdem der Feldherr Tunes genommen und daselbst eine für die Vertheidigung dieser Stadt ausreichende Streitmacht zurückgelassen hatte, wandte er sich mit dem Rest des Heeres gegen die carthagischen Küstenstädte. Er nahm Neapolis (Nebel) ein und belagerte Hadrumetum. Die Carthager benutzten seine Abwesenheit, um sich gegen das von Sicilianern besetzte Tunes zu wenden, diese Stadt einzuschließen und durch eine Belagerung zu bedrängen. Auf die Nachricht von diesem Unternehmen zog Agathokles unter Zurücklassung seiner Hauptmacht mit einer kleinen Schar von Männern auf den hohen, zugleich von Hadrumetum (Susa) und von Tunes sichtbaren Berg und ließ auf dem Gipfel desselben ein großes Feuer anzünden. Die Carthager, welche die Armee des Agathokles heranrücken zu sehen glaubten, zogen sich

in Eile von Tunes zurück, die Vertheidiger Hadrumets aber ergaben sich bedingungslos, weil sie der Meinung waren, daß den Belagerern ihrer Stadt ein Hilfsheer zugeführt werde."

Dicht unter der von dem Observationsthurm gekrönten höchsten Erhebung des Bergrückens treten die Ruinen eines antiken Tempels aus der steilen Felswand hervor. Außer dem erwähnten Thor bildet dieses Bauwerk das einzige Denkmal der Vergangenheit Zaguans. Eine im Halbkreise gezogene, etwa sieben Meter hohe Mauer schließt von drei Seiten das Heiligthum ein, dessen planirter Boden rings mit den Ueberbleibseln prächtiger Arcaden und Säulencapitäle bedeckt ist. Die Nische, in welcher das Standbild der hier verehrten Gottheit gestanden, läßt sich noch erkennen; die zu beiden Seiten derselben aufgeführten vierundzwanzig Bögen aber sind eingestürzt, nachdem ihre Säulen in eine benachbarte Moschee entführt worden. Nur auf der Ostseite sind zwei, einer Zwischenwand angehörig gewesene Arcaden stehen geblieben, durch welche die grünbelaubten Zweige eines Feigenbaums in das Innere hineinsehen. Die Breite dieser Hauptfaçade des Tempels wird durch ein sorgfältig gearbeitetes Steinbassin eingenommen, in welches zwei der vom Berge herabstürzenden Quellen gefaßt sind. Eleganz und Feinheit dieser Anlage stehen in charakteristischem Gegensatz zu der rohen Arbeit, durch

welche die Lücken der alten Umfassungswand ausgefüllt worden sind. Die im Jahre 1860 begründete tunesische Wasserleitungsgesellschaft hat sich den alten Bau nämlich ebenso nutzbar zu machen gewußt, wie die an dieselbe geschlossene Leitung. Die Tempelruine ist hinter Schloß und Riegel gebracht, unterhalb derselben ein mit dem antiken Bassin verbundenes Röhrennetz angelegt, und die dadurch zusammengefaßte Wassermasse in ein fünf Kilometer weiter entferntes Becken (das sog. embranchement) geführt worden, welches das Hauptreservoir des modernen Leitungswerks bildet.

Die Besteigung des Djbel Sidi-bu-Gobrin, des höchsten Gipfels der Zaguangruppe, erfordert sechsstündige harte Arbeit — die Besichtigung und Benutzung der daselbst aufgestellten optischen Apparate bedarf eines Empfehlungsbriefs an den commandirenden Offizier. Mit den wichtigeren Waffenplätzen des Landes telegraphisch verbunden, vermag diese Beobachtungsstation über jede irgend verdächtige Bewegung auf der weiten Ebene Bericht zu erstatten und die entsprechenden Gegenmaßregeln anzugeben. — Wer das Glück hat, bei heitrem Wetter und zu richtiger Stunde auf diesen höchsten Punkt des östlichen Tunesien vorzudringen, darf auf den Genuß eines in seiner Weise einzigen Panoramas, einer Fernsicht von Meer zu Meer, rechnen. Nördlich werden Tunis, Carthago und Goletta sammt den ihnen benachbarten Seen und

Berggipfeln und den Fluthen des von Cap Farina zu Cap Bon reichenden weiten Golfs, — im Nordwesten die Höhen des Medjerathales sichtbar, — in südlicher Richtung tauchen die Djuggon-Berge und die am offenen Meere (dem Busen von Hammamet) liegenden Städte Susa und Hammamet auf, — über die nach Norden ausgebreitete Ebene aber zieht sich die majestätische Linie des hadrianischen Aquäducts, der über Hügel und Thäler mächtigen Fußes hinwegzuschreiten scheint, ohne daß die ungeheuren Verhältnisse der umgebenden Landschaft seinen imposanten Charakter zu beeinträchtigen vermöchten.

Obgleich Spuren antiker italienischer Culturarbeit entlang der gesammten Südküste des Mittelländischen Meeres und bis an die Grenzen der Sahara nachzuweisen sind, stellt sich allein der Sicilien benachbarte, zur näheren Umgebung Carthago's gehörige Ausschnitt des Magreb als Fortsetzung Italiens dar. Algerien trägt so ausgesprochen den Charakter einer französischen Provinz, daß die Ueberreste seiner römischen Vergangenheit hinter den modernen Cultureinflüssen zurücktreten; im Osten und Süden Tunesiens entfernen Klima, Thier- und Pflanzenwelt sich Schritt für Schritt vom mediterranen Typus, um denjenigen des eigentlichen Afrika's anzunehmen. Südlich vom 33° n. B. verschwinden die letzten Uebereinstimmungen,

die zwischen Sicilien und dem Magreb nachgewiesen werden können. Weiter landeinwärts kommen in diesen Breiten Waldungen nur noch an den spärlichen Flußniederungen vor. Die Zahl der Regentage ist in dem sog. Tell eine nur geringe, ihre regelmäßige Wiederkehr nicht mehr gesichert; das noch weiter nach Süden belegene Belad-el-Djerid aber erlebt Jahre, in denen kein einziger Wassertropfen vom Himmel fällt. Aus der zur Wüste gewordenen Steppe ragen hier nur noch einzelne Palmen hervor; für Ziegen- und Rinderheerden fehlt es an Futterkräutern, nur das genügsame Kameel vermag sich hier noch zu fristen. Europäisch geartete Menschen, welche die Noth des Lebens über das Meer getrieben, finden sich freilich auch in diesen Erdgegenden vor. In Tripolis, wo die gelbe Wüste hart an das Meer tritt, wo mächtige Palmenwälder die schmale Küstenoase einnehmen, und Alles afrikanische Formen und Farben trägt, wird der größte Theil der Schiffshafen- und Fischerarbeiten von Maltesern und Sicilianern besorgt; auf der gluth-heißen Insel Djerba und in den dieser benachbarten Hafenstädten zählen die Genossen dieser Landsmann-schaften immer nach Hunderten; eigentliche Colonien bilden diese versprengten Gruppen indessen nicht mehr. Entlang den Ufern der beiden Syrten bilden arabische Sitten und arabischer Lebenszuschnitt eine fast aus-nahmslos befolgte Regel, während am tunesischen Golfe italienisches Wesen seit Jahrhunderten Bürger-

recht gewonnen hat. Natur und Geschichte haben Sicilien und Carthago ein für alle Male auf einander angewiesen. Zwischen Cap Farina und Cap Bon werden in italienischem Stile aufgeführte Bauten so häufig vorgefunden, daß sie nicht nur Niemandem auffallen, sondern an einzelnen Punkten, wie z. B. in Goletta, vorherrschen; die meisten Ortschaften haben italienische oder italianisirte Namen, allenthalben finden sich Menschen, die die Sprache des Nachbarlandes verstehen und eine oder die andere Gewohnheit desselben angenommen haben, — selbst der nomadisirende Beduine weiß dem Fremden einen italienischen Gruß zuzurufen und die ihm gereichte Gabe mit einem „Grazie, Signor" zu beantworten. Von den der carthagischen Küste benachbarten Landschaften sind die meisten so zahlreich vertreten, daß ihre Angehörigen geschlossene Gruppen bilden, und daß der hinübergekommene Erntearbeiter oder Wegebauer mit Sicherheit auf Schutz und Vorschub von Freunden und Verwandten rechnen kann. Allenthalben von der Sitte und Tradition ihres Vaterlandes umgeben, bleiben eingewanderte und eingeborene Italiener italienisch im eminenten Sinne des Worts. Ausnahmslos sind sie eifrige Patrioten, die in der neuen Heimath die alte nicht vergessen, und wenn ihre Gewohnheiten denjenigen der arabischen und maurischen Mitbürger ähnlich werden, so ist das auf eine Verwandtschaft und Uebereinstimmung der beiderseitigen Lebensbedingungen zurück-

zuführen, die mit Untreue gegen die Art der Heimath nichts gemein hat. Die Einfachheit des orientalischen Lebenszuschnitts führt auch diejenigen dieser Einwanderer, welche in italienischen Großstädten moderne Gewohnheiten und Bedürfnisse angenommen haben, zu der Schlichtheit altväterischer Sitte zurück. Daß diese Sitte derjenigen des Morgenlandes enger verwandt ist als dem Wesen der modernen Culturwelt, verräth sich ganz besonders durch den Gegensatz, in welchem die Italiener des Magreb zu den übrigen Fremden stehen. Während diese in der Regel Fremde sind und Fremde bleiben, die eigentlich nur um den Preis einer Art von Halbverwilderung zu Nordafrikanern werden können, sind die Italiener in der Africa propria von Hause aus acclimatisirt. Geschichte und Natur des Landes reden zu ihnen in vertrauter, uralte Verwandtschaftsbeziehungen bezeugender Sprache: als echte Südländer, als Anwohner des Mittelmeeres brauchen sie dieselbe nicht erst zu lernen.

Weil am tunesischen Meerbusen mitteleuropäische Einflüsse nicht mehr in Betracht kommen, tritt der nach Süden gerichtete Zug italienischen Wesens hier dem vollen Umfange nach in sein Recht und verräth mit unwiderstehlicher Deutlichkeit, daß das über die Alpenwand vorgedrungene moderne Wesen den Kern süditalienischer Volksart unberührt gelassen hat. Der Arbeit vieler Jahrhunderte wird es bedürfen, damit

die Kinder des ehemaligen Großgriechenlands in das Getriebe central-europäischer Entwickelung gezogen und der Richtung abgewendet werden, zu welcher Natur und Geschichte ihres Landes sie angeleitet hatten: dem Zuge nach Süden.

Kairuan.

Eine Pilgerfahrt nach dem Mekka des Magreb.

I.

Wenn dem heutigen Reisenden schwer fällt, sich bei dem Besuch antiker Culturländer in die traditionellen Illusionen von der Herrlichkeit jener Stätten hineinzuleben, so liegt der Grund dafür nicht allein in der vielgescholtenen Nüchternheit der jetzigen Generation. Weil im Süden Europa's, vor Allem in Italien, der modern-civilisatorischen Arbeit manches unseren Voreltern liebe, stimmungsvolle Bild weichen, nicht selten die Natur ihr früheres malerisches Gewand gegen ein neues nutzbringendes vertauschen muß, sind mit der alten romantischen Welt viele ihrer Illusionen zu Grabe gegangen.

Wer jenseit des Meeres, an den Küsten Nordafrika's, die Spuren des goldenen Zeitalters der Antike in dem alten Zauber der Unberührtheit zu finden glaubt, der sieht sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht. Zwar ist es nicht unsere Alles gleich machende Cultur, der sie zum Opfer gefallen sind. Hier hat sich in den Rahmen, den ewige Berge und ein ewiges Blau um eine der reichsten Pflanzstätten

des classischen Alterthums schließen, ein so eigenthümliches, von so fremdartig bunten Gestalten belebtes Gemälde gefügt, daß die Aufmerksamkeit des Beschauers unwillkürlich davon gefesselt wird. Er sieht sich in eine Welt versetzt, deren Lebensformen in nichts dem gleich kommen, was im Abendlande unter menschlichem Sein und Schaffen gedacht wird, und sagt sich, daß dieselbe trotz alledem die Kraft besessen hat, die großartige Arbeit vorangangener Jahrhunderte zu nichte zu machen. Unter diesem Gesichtspunkt beginnt er sie mit Interesse zu betrachten. Dabei erwacht allmählich, anfangs unbewußt, dann immer lebhafter das Gefühl, daß es undankbar sei, dem Schatten der Vergangenheit nachzujagen, wo eine so reiche Gegenwart sich vor seinen Blicken abspielt. Durch die stete Berührung mit dem orientalischen Leben bieten sich ihm täglich bisher ungeahnte Gesichtspunkte, thut sich ein weites Feld neuer Interessen auf, von denen die alten in den Hintergrund gedrängt werden. Es bewahrheitet sich hier zum unendlichsten Male die Erfahrung, daß nur der „Lebende Recht hat".

In einer Zeit, wo der Schwerpunkt des Daseins für den Einzelnen nicht mehr in dem eigenen Leben und dessen Betrachtung zu liegen scheint, wo jeder Augenblick, mit Gold aufgewogen, im Wettbewerb und Kampf um die Existenz aufgeht, muß es doppelt Wunder nehmen, daß in verhältnißmäßig geringer Entfernung von unserem Treiben eine Welt ausge-

breitet liegt, in der der Mensch noch unberührt von modernem Einfluß Patriarchenluft athmet. Ihren Bewohnern dünken unsere europäischen Vorstellungen so unglaublich ungereimt, daß es dem arglosen Reisenden in allem Ernste wie dem Realisten in der Walpurgisnacht ergehen kann, dem plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen zu sein scheint. Ist er gar in einer unserer modernen Großstädte aufgewachsen, wo man sich von frühester Jugend an unmerklich in die Vorstellung einlebt, daß unsere Lebensart und -Auffassung die einzig wahre ist, so muß ihm dieser so deutlich gezeigte Zweifel an seiner Unfehlbarkeit zu einem eigenthümlichen, fast drückenden Gefühl werden. Er wird sich eingestehen müssen, daß es Verhältnisse giebt, die in ihrer Ursprünglichkeit und Harmlosigkeit nicht mit unserem Maße gemessen werden dürfen; Verhältnisse, wo ohne staatliche und wirthschaftliche Leistungen der Mensch mit minimalen Ansprüchen auf Lebensgenuß, dafür aber mit doppeltem Rechte auf sich selbst das Dasein abzuwickeln versteht.

Wenn bei uns zum Grundsatz geworden ist, in der gesteigerten Zahl der Bedürfnisse die größtmögliche Genußfähigkeit als Bedingung des Glückes anzusehen, so ist hier die Bedürfnißlosigkeit der Schlüssel zum Behagen. Wo bei uns in dem Vordergrunde aller Interessen das öffentliche Leben und die Jagd nach Erwerb stehen, muß hier Alles vor dem einen Hauptfactor, der Religion, zurücktreten.

Wie der Islam mehr als irgend eine Religionsform auf das wirkliche Leben zugeschnitten und berechnet scheint, so dringt er auch mit seinen Lehren bis in die letzten Fasern der menschlichen Existenz und unterzieht sie, ohne Gründe zuzulassen, einer strengen Regelung. Der speculative Sinn eines seit Jahrhunderten in Unthätigkeit versunkenen Geschlechts hat für jedes Verhältniß eine feste Form, einen bestehenden Gesichtspunkt geschaffen, ja die dabei anzustellenden Reflexionen vorgezeichnet. Wie der Glaube des Mohammedaners nicht nach der Persönlichkeit des Glaubenden Variationen erfahren kann, so vermag auch das ausschließlich von diesem Glauben geleitete Leben keine allzu großen Abweichungen von der allgemeinen Regel zu zeigen. Von der Geburt bis zum Tode bewegt sich der Muslim in festem Geleise. Nahrung, Kleidung werden nicht nach Belieben gewählt, weil ein Verstoß gegen das Herkommen zugleich das Gesetz verletzt. Selbst die leidenschaftlichen Erregungen der Menschenseele, wie Schmerz, Freude und Verzweiflung, die bei uns das Gemüth des Einzelnen je nach seiner Beschaffenheit in so mannigfacher Weise auslebt, sie unterliegen hier einer strengen Formulirung. Wie der Schmerz um den Verstorbenen, so hat auch das Liebeslied sein eigenes Maß, das in der Leidenschaft zu überschreiten als Rohheit gedeutet werden könnte. Der Koran ist die Richtschnur für Alles, zugleich Erbauungsbuch, Encyklopädie und

Gesetzescodex. Nach ihm wird geheirathet, werden die Kinder erzogen, nach seinen Satzungen wird der Gläubige zu Grabe getragen. Wie sollte er an einem Buche zweifeln, vor dessen unendlicher Heiligkeit selbst „das Wasser seinen Lauf hemmt"? Was von Naturerscheinungen nicht seine Deutung im Koran findet, das ist durch uralte Tradition des Clerus in feste Vorstellungen gebannt, die dem des Lesens unkundigen Laien für unumstößlich wahr und geheiligt gelten. Er sieht in der fallenden Sternschnuppe nur den Flammenstrahl aus der Hand des Engels, nach dem bösen Geiste geschleudert, der an den Thüren des Himmels lauschte; er hört in dem Rauschen des Meeres nur die Worte „Allah ist gnädig". In seinem eigenen Spiegelbild vermeint er ein Trugbild des Satans zu erblicken und scheucht ihn mit den Worten: „Ich grüße Dich, Du verwesliches Antlitz."

Neben den kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens sind es immer wieder religiöse Betrachtungen, welche die Gemüther jener Menschen beschäftigen. Erscheinen uns schon die Ansprüche, die die vier orthodoxen Bekenntnisse des Islam an die täglichen Gebetsübungen des Gläubigen stellen, unverhältnißmäßig hoch, so kommen sie doch bei Weitem nicht den Forderungen gleich, welche die zahlreichen in Opposition zu ihnen erwachsenen religiösen Orden und Brüderschaften an ihn machen. Wie sich in der christlichen Kirche, in einer Zeit der Uebergriffe geist-

licher und weltlicher Fürsten, die Mönchsorden und Klöster bildeten, die mit der Entsagung von weltlichen Freuden eine geläuterte Auffassung der auf Abwege gerathenen Glaubenslehren anstrebten, so sind auch hier innerhalb der orthodoxen Bekenntnisse und doch im Gegensatz zu ihnen die Marabouts und Chuans entstanden. Die uralte, von den Indern stammende Tradition, daß das Heil für die erlösungsbedürftige Seele nur in der Verachtung des Fleisches, in Armuth und Abgeschiedenheit zu finden sei, bildete den Grundgedanken des mohammedanischen „Sufismus", jenes Zustandes geläuterter Seelenreinheit, der durch Entsagung und Gebet, durch das beständige Versenken der Seele in Gott und die göttliche Wahrheit erreicht wird. Um ihn zu erlangen, hat schon der Fakir, zur Zeit des Propheten, die steinerne Bank der Moschee zum Lager gesucht, und ihn erstrebt noch heute der Derwisch, der sich selbst das Gelübde ewigen Schweigens auferlegt. Die natürliche Bedürfnißlosigkeit eines durch das Klima zur Mäßigkeit bestimmten Geschlechts, der zur Reflexion neigende Sinn des Orientalen und vor Allem der Druck willkürlicher und barbarischer Herrscher haben diesen Zug zur Verinnerlichung nur gefördert. Hatte sich schon um den Propheten selbst ein Häuflein von Gläubigen geschart, bereit, der Lehre vom Heil sich selbst zum Opfer zu bringen, so auch um die Personen jener unzähligen Heiligen, die nach ihm als wahre Verkündiger seines

Wortes auftraten. Selbst ein Beispiel von Weltentsagung und Selbstopferung gebend, predigend und Wunder wirkend, hat ein jeder von ihnen versucht, unter seinen Anhängern eine bleibende, seinen Namen tragende Vereinigung zu schaffen. Manche haben das Schicksal gehabt, verkannt und vergessen zu werden; andere haben sich bis in unsere Zeit eine mächtige Schar von Jüngern bewahrt. Die alten Ideen des Stifters sind manches Mal verloren gegangen oder haben im Laufe der Jahrhunderte ihre Wandlungen erfahren; aber die Form steht noch so fest wie in den Tagen ihrer Erbauung. So übt einerseits neben den orthodoxen Richtungen der hanäfi (Türken), hanbali (Inder), maleki (Nordafrikaner) und schafai (Aegypter) der freie Clerus der Marabouts in eigenen Heiligthümern (Kubba's) seine Ritualien. Zu ihrer Ausübung befugt den Marabout eine nachweisbare geistige Erbfolge, die sog. „Kette"[1]) (selsla) der Lehrer, die in aufsteigender Linie den Stammbaum der Idee bis zu dem Stifter verfolgt. Zum Anderen nehmen zahlreiche Orden denjenigen in ihren Schoß auf, der zur Erlangung der Herrlichkeiten des Paradieses der Fürsprache eines Schutzheiligen zu bedürfen glaubt. Keine Clausur, kein äußeres Abzeichen macht den Chuan kenntlich, nur der in die Geheimnisse des

---

[1]) Diese Kette ist vielfach mit der „σειρα ἑρμαιχη" der Neuplatoniker verglichen worden und bietet allerdings manche Analogien.

Ordens Eingeweihte weiß seinen Mitbruder zu entdecken, bald an seinen Bewegungen beim Gebet, bald an der Art, den Rosenkranz zu tragen. Der Chuan ist ein ehrsamer Bürger und Muselmann wie jeder Andere. Er treibt seine tägliche Beschäftigung als Handwerker, Kaufmann, Lastträger oder als vornehmer Mann und Nichtsthuer — an gewissen Tagen aber begiebt er sich zu den Zusammenkünften seiner Brüder in die Zauia. Dort wird er, je nach dem Grade seiner Würdigkeit, entweder zum Rath der Eingeweihten zugelassen, in deren Händen die Heiligthümer des Ordens ruhen und denen allein die letzten Gedanken des Heiligen offenbar sind. Oder er nimmt Theil an den Versammlungen, wo den in religiöse Verzückungen gerathenen Gläubigen der Geist des Stifters naht und jene Wunder wirkt, die hauptsächlich die Anziehungskraft für die große Menge bilden.

Die Legenden, die sich an diese Heiligen knüpfen, sind ohne Zahl. Sie werden durch den Mund der Lehrer, in populärer Weise übertragen auf die Verhältnisse von heutzutage, dem Volke bekannt und verständlich gemacht. Der Kinderglaube des Muslims nimmt sie ungeprüft entgegen. Da heißt es von dem würdigen Abd-el-Kader, daß er vierzig Jahre lang zur Ehre Allah's auf einem Beine gestanden, während Sidi-ben-Hassan ebenso viele Tage ohne Nahrung in einem Kerker zubrachte. Diese Wundergeschichten erfreuen sich ungemeiner Beliebtheit; wer um die

Abendzeit einen Gang durch die Straßen einer jener Städte antritt, kann die andächtig lauschende Menge beobachten, die, um die Gestalt eines blinden Erzählers geschart, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dergleichen Ausführungen folgt.

Bei der strengen Einheitlichkeit dieser, trotz ihrer mannigfachen Verzweigungen gleichmäßig auf die Quellen der islamitischen Lehre zurückgeführten Glaubensformen ist um so verwunderlicher, daß die Elemente, welche sie im Laufe der Zeit wie mit einem Firniß überzogen haben, die allerheterogensten sind. Das glückliche Klima eines von den Extremen des Nordens und Südens gleich verschonten Himmelsstriches, die reiche Fruchtbarkeit des nordafrikanischen Küstenlandes haben dasselbe seit Jahrtausenden zu einem begehrenswerthen Besitz gemacht und die verschiedensten Invasionen herbeigeführt. Es haben Punier, Römer, Vandalen und Griechen nach einander den Magreb bevölkert, um endlich in dem Alles verschlingenden Strome der Araber unterzugehen. Kaum irgendwo in der Welt ist ein derartiges Volksgemisch unter das Band einer Sprache und eines Glaubens gebracht worden. Die unzähligen Typen, von denen jede Stadt, fast jedes Dorf seinen eigenen aufweist, sowie die mannigfachen Charakter- und Temperamentsverschiedenheiten der Bevölkerung sind ein Beweis dafür, daß hier mit dem Namen „Araber“ durchaus kein einheitlicher Begriff verbunden werden kann. Während

so durch immer neue, sich scheinbar widersprechende Eindrücke die Urtheilsfähigkeit des Beobachters wiederholt auf die Probe gestellt wird, trägt die eigenthümliche Stamm- und Arbeitstheilung dazu bei, die Schwierigkeit einer unparteiischen Anschauung noch zu erhöhen. Der städtebewohnende Maure, ein schöner aber verweichlichter Menschenschlag, gleicht in nichts dem schlanken, sehnigen Beduinen mit der scharfen, adlerartigen Gesichtsbildung. Der Erstere, in seidene Gewänder von tadelloser Sauberkeit und leuchtenden Farben gehüllt, bietet im Bazar Wohlgerüche, Teppiche und Seidenstoffe feil oder betreibt auch eines der vornehmeren Handwerke, wie das des Barbiers. Er ist phlegmatisch, gravitätisch und von seltener Würde im Benehmen. Letzterer dagegen schweigsam und unzugänglich, erscheint als das wahre Kind der Einsamkeit in seiner groben sandfarbigen Kleidung der Erde gleich, deren Bebauung er seine Kräfte widmet. Hier und dort nimmt das Weib die entsprechende Stellung ein. Die zarten Hände der in Flor und Seide gekleideten Moreske haben nie schwere Arbeit geleistet. Die Beduinin ist das Last- und Zugthier des Mannes.

Als dritter, vollständig in sich abgeschlossener Volksstamm erscheinen die Berbern, Nachkommen der Urbevölkerung, die zum Theil ihr eigenes Idiom und ihre eigene Verfassung bewahrt haben. Viertens endlich sind die Neger zu nennen, die Hauptverrichter

schwerer Arbeiten, theils Abkömmlinge einstiger Sklaven, theils Eingewanderte aus den Oasen der nördlichen Sahara, lebhafte heitere Menschen von feuriger Einbildungskraft, mit Leib und Seele dem Islam zugethan. Aus diesen vier Hauptelementen und den durch ihre Vermischung entstandenen Stämmen setzt sich jenes bunte Volksgetriebe zusammen, dessen eigentümliche Gegensätze unter dem einen Namen der Muslimen gelöst erscheinen; ist doch der in ihm enthaltene Gedanke der unumschränkten Hingabe an den Willen des Höchsten das Band, das sie zu einem unlöslichen Ganzen vereinigt.

II.

Den religiösen Mittelpunkt des westlichen Nordafrika's (Magreb) bildete noch bis vor weniger als zehn Jahren die Stadt Kairuan, im Centrum Tunesiens gelegen. Bis dahin hatte kein Ungläubiger ihr Weichbild überschritten, es sei denn, daß er als Muselmann verkleidet, unter der steten Gefahr, erkannt zu werden, das Wagniß unternahm, wie der Engländer Shaw im vorigen und der Abenteurer Roche in unserm Jahrhundert.

Kairuan ist eine der wenigen Städte Nordafrika's von rein arabischem Ursprung. Um das Jahr 675 durch Sidi Okba, den großen Eroberer des Magreb, gegründet, mit großartigen Bauten geschmückt, bildete sie bis zum Jahre 898 n. Chr. die Hauptstadt und Residenz des

mächtigen Arlebidengeschlechts. Sie war unter allen Städten des Magreb dazu auserlesen, die Gebeine Sidi Sahab's zu bewahren, des Barbiers und Freundes des Propheten. Diesem kostbaren Besitz verdankte sie ihre Stellung als dritte der heiligen Städte des Islam. Sieben Pilgerfahrten nach Kairuan kamen einer nach Mekka gleich. Von den Invasionen Karl's V. und Rogers von Sicilien blieb die Stadt verschont, was bei dem Rufe von ihrer Pracht und Herrlichkeit wunderbar erscheinen muß. Die Franzosen, die sie im Oktober 1881 einnahmen, waren die ersten Christen, die den heiligen Boden betraten. Selbst den Juden war Kairuan bis dahin verschlossen gewesen und wer von ihnen durch Handelsverbindungen hingeführt wurde, mußte in einem zwei Kilometer entfernten Orte absteigen. Dieser eigenthümlichen Abgeschlossenheit ist es zu verdanken, daß von allen Städten der Regentschaft Kairuan sich am meisten den Charakter der orientalischen Landstadt bewahrt hat. Kaum irgendwo findet der Reisende neben den interessantesten Bauwerken ein ähnlich unverfälschtes Bild jenes feierlichen orientalischen Lebens, das ihn so mächtig anzieht, als bei einem Besuche dieser ehrwürdigen Stadt.

Jeden Donnerstag um fünf Uhr Nachmittags verläßt ein französischer Dampfer die Rhede von Goletta, um die Küstenfahrt von Tunis bis Tripolis zu machen. Die erste Station Susa ist früh um sieben

Uhr erreicht, und hier verläßt der Reisende das Schiff, um zu Wagen die Fahrt nach Kairuan anzutreten. Susa (Hadrumetum), im Alterthum ein bedeutender Hafenplatz, wurde durch Sidi Okba zerstört (um 675 n. Chr.), und aus den Trümmern das 63 Kilometer entfernte Kairuan erbaut. Darauf von den Türken wieder hergestellt, diente es im Mittelalter den Piraten zum beliebten Schlupfwinkel. Das jetzige Susa nimmt unter den tunesischen Häfen wegen seines bedeutenden Oelhandels eine hervorragende Stellung ein, ist aber im Uebrigen ein wenig anziehender Aufenthaltsort. Von Weitem geben ihm die festungsartigen Mauern, die sich rings um die, auf einen sanften Hügel gebaute Stadt ziehen, ein vielversprechendes Aussehen, ist man aber mit dem Boot gelandet, so findet man sich in einem ganz gewöhnlichen, ziemlich unsauberen orientalischen Ort mit getünchten Häusern und engen Straßen. Die sechshundert Europäer, meist Maltesen, die das Reisehandbuch aufführt, bewohnen den unteren Stadttheil, die Marina von Susa, scheinen sich aber wenig aus ihren Häusern zu rühren. Auf der einzigen breiteren Hauptstraße entfaltet sich jedoch ein recht lebhaftes Treiben. Es scheint eine Art von Börse abgehalten zu werden, und zwar fast ausschließlich von Juden. Sie gruppiren sich um die zahlreichen Wechslertische, laut redend und gesticulirend. Die Juden von Susa genießen den Ruf großer Schönheit. Sie wissen mit Würde ihren blauen

Mantel in Falten zu werfen und zeigen große Selbstgewißheit im Auftreten. Im Gegensatz zu der Frankenstadt ist der höher gelegene arabische Stadttheil wie ausgestorben. In den kühlen, stillen Bazaren sind nur wenig Käufer zu sehen; die Händler sitzen schweigsam in ihren kleinen Läden; Keiner macht den Versuch, den Fremden anzulocken — sie warten in Geduld, bis Allah einen Kunden schickt. In den Straßen ist es ebenso regungslos, nur hie und da zeigen sich spielende Kinder oder ein schwarzverhülltes Weib an den Thüren. Die Nachmittagssonne hat die Stadt in eine Art von Schlummerzustand versetzt. Selbst der Wahrsager an der Straßenecke mit dem Häufchen Sand im Taschentuch und den mystischen Büchern scheint heute noch kein Geschäft gemacht zu haben; sein ausgetrocknetes Tintenfäßchen deutet überhaupt nicht auf starke Praxis. In diese Stille hinein tönen die Signale der französischen Soldaten auf der Citadelle wie Zeichen aus einer andern Welt. Oben vor den Thoren der Stadt lagert eine Karawane von zahlreichen Kameelen und Eseln und wirft sonderbare Schatten an die weißen Mauern. Von hier überblickt man im weiten Kreise die Landschaft. Es ist eine ungeheure, mit Oliven bewachsene Ebene, die sich nach Westen und Süden ins Unendliche auszudehnen scheint. Im Osten erglänzt das weite blaue Meer, im Nordwesten aber erhebt sich neben einer Reihe seltsam abgetäfelter niedriger Berge

der Dschbel Zaguan, dessen majestätische, an Wolkengebilde erinnernde Formation den Reisenden schon früher bei seiner Ankunft in Tunis überrascht hat. Einige Schritte von dem Thor el-Gherbi entfernt, befinden sich die gut erhaltenen Mosaiken eines römischen Hauses, die einzige Merkwürdigkeit von Susa außer dem Café della cubba, einer schmucklosen byzantinischen Basilika, jetzt in ein arabisches Kaffeehaus umgewandelt.

Wer der Hitze wegen es vorzieht, die Weiterreise nach Kairuan früh Morgens anzutreten, der muß die Nacht in Susa in einem sehr primitiven Gasthause verbringen. Unternimmt er nach Sonnenuntergang noch einen kleinen Gang auf der Marina, so berührt ihn das lärmende Treiben der Sicilianer und Maltesen, die mit Beginn der Abendkühle sich in den Schenken versammeln, neben der Stille der maurischen Stadt doppelt peinlich. Er freut sich, an dem abwärts gelegenen Seethor zwei nachtwachende Marokkaner zu finden, die sich zu einem einfachen Abendessen ihr Liedchen summen und dem Fremdling einen Platz in der Nische und das Nationalgericht, eine gut gepfefferte Schukschuka, anbieten. Im Anblick des Meeres und in Gesellschaft jener harmlos genügsamen Menschen verbringt er eine friedliche Abendstunde, um dann bei Zeiten sein Nachtlager aufzusuchen und es für Susa ganz erträglich zu finden.

Am anderen Morgen um fünf Uhr hält pünktlich

die geschlossene Malteserkutsche mit den drei abgejagten mageren Pferden und dem struppigen Kutscher vor der Thür. Der Himmel ist bedeckt, die Luft kühl und man begiebt sich in jener angenehmen Stimmung auf den Weg, wie sie Reiselust, Erwartung und Morgenfrische hervorzubringen pflegen. Zuerst geht es durch die kaum erwachte Stadt aus dem Seethor hinaus, an der Mauer entlang, die den eleganten Namen „Boulevard géneral Forgemol“ trägt, bis man endlich die Höhe erreicht hat und nun zwischen üppigen Oliven in die weite Welt hinausfährt. Bis ungefähr zehn Kilometer hinter Susa zieht sich der Weg beständig zwischen Olivengärten hin, deren eintöniges Colorit dann und wann von dem dunklen Grün einer Karrube unterbrochen wird. Allmälig hören die Bäume auf, und eine unendliche, nur mit Rosmarinhaide und niedrigem Stachelgebüsch bewachsene Ebene öffnet sich dem Blick. Bei jeder wellenförmigen Erhebung glaubt der Reisende die berühmten Kuppeln und Minarets von Kairuan erspähen zu können; aber immer wieder breitet sich die Landschaft endlos aus, ohne daß dem Auge auch nur die Spur einer menschlichen Behausung erscheint. Ein einziges arabisches Dorf, mit seinen niedrigen Häusern mehr einem Steinhaufen gleichend, passirt der Wagen, sowie verfallene Brunnenanlagen, zum Theil von großen Dimensionen, vielleicht einst von Römern angelegt. Immer mehr und mehr

nimmt die Gegend den Charakter der Wüste an, zahlreiche Karawanen, Weiber und Knaben, auf Kameelen reitend, ziehen vorüber. Die langgezogenen Töne ihres Gesanges klingen weit hinaus in das stille Land. Deutlich unterscheidet man bei der lautlosen Einsamkeit die Worte des beliebten Liedes: „Ja gemr el lil,“ in dem die Verlassene den Mond anfleht, ihr den Geliebten wiederzugeben, den sie mit der Gazelle und syrischen Rose vergleicht. Die klagenden Modulationen und die seltsam rührenden Worte geben dem Hörer eine Empfindung von jener unendlichen Melancholie, wie sie immer in den Erzeugnissen der naiven Volksdichtung verborgen liegt.

Unterdessen legt das Gefährt Kilometer um Kilometer zurück, ohne daß die Gegend ein neues Bild geboten hätte. Nur hier und da ein Beduinenlager mit einer weidenden Kameelherde, die sich riesenhaft groß gegen den klaren Himmel abhebt. Plötzlich aber zeigt sich bei einer neuen Senkung des Weges in der Ferne eine mächtige Bergkette, die allmälig immer höher zu wachsen scheint, sich an den Zaguan anschließt, der bisher im Morgennebel verborgen lag, und schließlich den ganzen nördlichen und südlichen Horizont umrahmt. Rechts und links erglänzen die Wasserspiegel zweier Seeen und jetzt, wo wieder eine jener wellenförmigen Weghebungen erreicht ist, deutet der schweigsame Kutscher nach einigen auf einem flachen Hügel verstreut liegenden

weißen Punkten. Es sind die Heiligengräber von Sid-el-Hani, der ersten und letzten Station vor Kairuan. Für eine hier stationirte französische Truppenabtheilung hat sich in Sid-el-Hani, mitten in der Wüste, ein kleines Gasthaus aufgethan, wo auch der Reisende einen guten Imbiß findet. Der Wirth, ein Franzose, theilt ihm auf seine Fragen mit, daß von dem nächsten Hügel aus Kairuan zu sehen sei. Nach einer halbstündigen Rast setzt sich der Wagen wieder in Bewegung. Es ist unterdessen zehn Uhr geworden. Der anfänglich etwas bedeckte Himmel hat sich allmälig aufgehellt und zeigt ein strahlendes Blau. In dem hellen Lichte der Märzsonne erscheint die ferne Bergkette in zartem Violett; die mit Rosmarin bewachsene Ebene duftet gewürzig, und zahlreiche Lerchen steigen singend in die Luft. Ihr Lied könnte an den Lerchenwirbel der Heimath erinnern, und der frühlingsmäßige Glanz der Landschaft an die deutschen Tage der Wonne; nur die Empfindungen, die die majestätischen Formen der südlichen Natur und der Ernst dieser weiten Einsamkeit erweckt, haben nichts gemein mit dem, was bei uns unter Frühlingsstimmung verstanden wird.

Während eine eigenthümliche Luftspiegelung, die einen der Bergausläufer wie eine Klippe im Meer erscheinen läßt, den Blick fesselt, ist die letzte Weg-hebung erreicht, und da liegt endlich Kairuan wie ein zartgelber Streif in der Ebene, die jene Berge um-

rahmen. Obgleich darauf vorbereitet, fühlt doch der Reisende eine unwillkürliche Verwunderung bei dem Anblick jener großen Stadt, die so unvermittelt vor ihm in der Wüste auftaucht. Welcher unendlichen Opfer an Zeit und Kräften muß es bedurft haben, um sie hervorzubringen; fehlt hier doch jede der Grundbedingungen zur Anlage menschlicher Wohnungen. Hier erleichtert kein Fluß den Verkehr, die nächsten Berge liegen in einer Entfernung von achtzehn Kilometern; so weit das Auge reicht, ist nichts als Haide zu sehen, und dennoch entstand hier eine Stadt, deren Pracht und Größe sie einst zur Hauptstadt eines großen Reiches erhob. Ein altarabischer Schriftsteller, Abd-er-Rahman-ibn-abd-el-Hakem, erzählt folgende Sage von ihrer Gründung. Das eigentliche Kairuan, viel südlicher gelegen, soll dem großen Okba nicht behagt haben und er mit seinen Getreuen in diese Ebene gezogen sein, damals ein Urwald mit wilden Thieren bevölkert. Auf seinen, drei Tage nach einander erfolgten Ruf: „Ihr Bewohner dieses Thales entfernt euch, und Gott sei euch gnädig, wir werden hier wohnen!“ seien die Thiere verschwunden. Als dann der Boden urbar gemacht und die Bevölkerung übergesiedelt war aus der alten Hauptstadt, da soll Okba, seine Lanze auf die Erde stützend, gerufen haben: „Hier ist euer Kairuan (Karawanenstation).“ [1])

---

[1]) Siehe folgende Seite.

Je mehr der Wagen sich nähert, um so deutlicher werden dem Auge die zahlreichen Kuppeln und das schlanke Minaret der großen Moschee. Man unterscheidet die theils eckigen, theils runden Thürme, die die Stadtmauer krönen und dem Ganzen ein festungsartiges Aussehen geben. Doch der helle Glanz der Sonne, in dem das friedliche Weiß noch zarter erscheint, sowie die lautlose Stille, die sie umgiebt, lassen diese Stadt einer Gralsburg gleichen, wie sie vor dem Auge des Gläubigen nach unsäglichen Mühen und Suchen plötzlich in der tiefsten Abgeschiedenheit auftaucht. Dieser Eindruck der verzauberten Stille hält noch vor, nachdem das Außenthor erreicht ist, und der Wagen durch eine lange Straße fährt mit niedrigen Häusern, die wohl einst die erste Station bilden mochte für die des Heiligthums harrenden Pilger. Erst beim Anblick des von zwei antiken Säulen getragenen Innenthors, an dem ein paar Soldaten Wache halten, beginnt er zu schwinden, und mit dem Augenblick, wo die innere Stadt betreten ist, sieht sich der Reisende plötzlich in das fröhlichste und bunteste Treiben versetzt. Ueberall werden Waaren und Gemüse feilgeboten; schwerbeladene Kameele und

[1]) Mannigfache werthvolle Einzelheiten über die Geschichte Kairuan's sollen in den Werken altarabischer Gelehrter enthalten sein, die Europäern noch unzugänglich, in der Bibliothek der Moschee des Oelbaumes (Djama Seituna) zu Tunis bewahrt werden.

Esel hemmen den Weg; schöngekleidete Mauren auf silbergeschirrten Maulthieren reiten gravitätisch durch das Gewühl. Der laute Ruf der Kameeltreiber ertönt von allen Seiten; augenscheinlich verursacht die große Reisekutsche eine Störung des Verkehrs. Die Handwerker in ihren winzigen Läden sehen neugierig nach dem Fremden, der, nur zu froh, nach siebenstündiger Fahrt auf eigenen Füßen stehen zu können, sein Gefährt verläßt, und sich entzückt von dem so unerwartet gebotenen Bilde in dem Getriebe nach Herzenslust umsieht. Er fühlt sich im Anfange ein wenig als unberufener Eindringling; ist ihm doch der Name Kairuan eng mit der Vorstellung des nur dem Muselmann zugänglichen Heiligthums verwachsen. Doch die freundlichen Gesichter, die ihm begegnen und das so weltlich heitere Treiben zeigen ihm, daß hier Niemand feindliche Gesinnungen hegt. Ein Knabe in einem kleinen Schmiedeladen, in den der Fremdling eintritt, um ein Glas Wasser zu erbitten, bietet es ihm mit einem herzhaften „sacha“ (Gesundheit), worauf er sich nicht enthalten kann, nach genossenem Trunk mit „el hamdoulillah“ (Gott sei gelobt) zu antworten, was von den Umhersitzenden äußerst beifällig aufgenommen wird.

Rechts führt der Weg von einem marktartigen Platz in den ersten überdeckten Bazar. Elegante Mauren mit goldgestickten Turbanen bieten hier ihre Teppiche feil, eine Berühmtheit Kairuan's,

die die arbeitsame Frau zu Hause geknüpft hat. Die durch einige Oeffnungen in der Ueberdachung einfallenden Sonnenstrahlen bringen malerische Effecte in das Halbdunkel und werfen goldene Lichter auf die feingetönten Gewänder und Stoffe. Hier und da zeigt ein Durchblick auf einen Hofplatz, ein weinumranktes Häuschen mit rother Thür und darüber den tiefblauen Himmel. Weiterhin in dem Souk der Schuhmacher sitzen fleißige, einfacher gekleidete Männer. Mancher von ihnen, den grünen Turban des Scherifen[1]) tragend, ist eifrig damit beschäftigt, aus einem Stück gelben Leders einen jener so sehr bequemen orientalischen Pantoffeln herzustellen, wobei ihm sein Söhnchen mit lauter Stimme eine Sure aus dem Koran recitirt. Wohin man sich wendet in dem engen Gewirr der Bazare, überall sieht man fröhliche Arbeit. Hier und da liegt zwar ein einem Mehlsack ähnliches Wesen auf einer der zahlreichen steinernen Bänke und verschläft den hellen lichten Tag; oder dort in dem Kaffeeladen spielt sich auch wohl ein heiterer Neger auf einer Casserolle ein nie endendes Liedchen und zwar des Mittags um ein Uhr, zu einer Zeit, wo bei uns in Deutschland noch Niemand an das Vergnügen denkt. Das aber trägt nur dazu bei, den Frieden des Bildes noch zu erhöhen. Es fehlt auch nicht die bettelnde Beduinin

---

[1]) Nachkomme des Propheten.

mit den blauen Kreuzchen auf Stirn und Kinn und den ungeheuren silbernen Arm- und Fußspangen, sowie der Blinde mit dem Brot in der Hand, der immer wieder sein „Allahu rebbi" ertönen läßt und durch das dichteste Gedränge seinen Weg zu finden weiß. Auch nicht der Derwisch im grünen Mantel mit dem Bettelkörbchen in der Hand und den wirren unbedeckten Haaren, ein armer Teufel, halb Heiliger, halb Narr, daher auch höchst bezeichnend mit dem Namen „mejdoub" belegt[1]).

Im Kleidersouk ist Ausverkauf. Männer mit Burnussen in Seide und Wolle über dem Arm drängen sich, ihre Waare anpreisend, durch ein zahlreiches kauflustiges Publikum; der Fremde aber sucht einen Ausweg auf die hellere Straße, was ihm ungleich leichter gelingt als bei ähnlichen Gelegenheiten in der Heimath. Draußen im Sonnenschein sitzen in langen Reihen die Lastträger, noch in der weiten weißen Winterkleidung und wärmen sich. Sie bilden eine eigene Zunft und halten landsmannschaftlich zusammen. Wer sich ein Stück Geld zusammengeschleppt hat, kehrt in die Heimath zu Weib und Kindern zurück, mancher als reicher Mann. Neben ihnen, in einer Art von Gewölbe, hat sich ein weiser Mann niedergelassen, der Chett-er-remel, der die beliebten Amulette gegen Schlangenbiß, Scorpione, Afriten und Dschnune ver-

[1]) Mejdoub bedeutet Narr oder auch Verzückter.

fertigt. Er sitzt kreuzbeinig auf einer Matte und schreibt, ohne Tisch oder Stuhl, das Blättchen Papier in der Hand. Ihm gegenüber wartet geduldig ein tiefverschleiertes Weib, auf einem Säulenstumpf hockend, bis die Reihe an sie kommt. Vielleicht will sie einen Liebestrank für den Gatten bestellen, der ihr sein ungetreues Herz wieder zuwenden soll. Vielleicht auch einen Brief an den Geliebten, der, unter den Flügel eines Stieglitzes gebunden, von dem gefälligen Geiste „Baduch" an seine Adresse befördert wird, wie ein solcher vor kurzem dem Reisenden in die Hände fiel.

Dieser hat sich unterdessen ein Plätzchen in dem arabischen Kaffeehause gegenüber ausgesucht und sieht dem geschäftigen Si-Mohammed (das ist der allgemeinübliche Name für einen Kaffeeschenken) zu, wie er in dem winzigen Blechgefäß mit dem langen Stiel die Mischung von feingestampftem Kaffee und Zucker bereitet, die, nachher mit kochendem Wasser begossen, einige Augenblicke in der heißen Asche stehen muß, um dann in einem Porzellantäßchen präsentirt zu werden. Nirgends sitzt es sich so gut als im arabisch Café. Man kann für eine Carrube (4 Pf.) den ganzen Tag dort zubringen, für zwei andere noch Märchen obendrein anhören, ohne zu befürchten, von einem allzu dienstfertigen Kellner binnen fünf Minuten fünf Mal gefragt zu werden, „was befehlen Sie," bis man es vorzieht, sich zu entfernen. Hier wartet man, bis der

Kaffee fertig ist, läßt ihn sich klären, nimmt einen Schluck, setzt die Tasse neben sich und beobachtet zwei Dame spielende Gäste in härenen Gewändern mit braunen Turbanen, augenscheinlich Söhne der Wüste. Oder man knüpft auch ein gelassenes Gespräch mit dem Nachbar an, einem baumlangen Tripolitaner, der Wunderdinge von Djerboub, der heiligen Stadt der Snussia, zu erzählen weiß, vor deren Thore die heiligen mit dem Namen Allah's gezeichneten Kameele weiden. Dabei sieht man vor sich hin, denkt an dies und das und ehe man sich's versieht, ist man selber mitten im „Kif" des Muselmanns. Dieses Vorsich-hinbrüten, die Betrachtung der seltsamen regungslosen Mitbesucher, von denen Keiner die Ruhe des Andern beeinträchtigt, hat einen großen Reiz für den Europäer, der gewohnt ist, im Wirthshaus Zerstreuung und nicht Sammlung zu finden. Mancher hat schon Stunde um Stunde so verbracht, sich fragend, wie ihm, dem Nordländer, dieses orientalische in sich selbst Versinken so eigenthümlich behagen könne. —

Es ist aber Zeit geworden, sich nach dem Wagen und der nöthigen Nachtherberge umzusehen, und man setzt seine Wanderungen fort, um das sogenannte „Hôtel de France" aufzusuchen. Die Straßen, durch die der Weg führt, sind sauber und gut gehalten. Die Häuser von arabischer Bauart, mit grünen, vogelbauerartig vergitterten Fenstern, zeigen vielfach antikes Material. Was aber das Hôtel anbetrifft,

das, von Franzosen gehalten, sich obigen Namens erfreut, so bleibt es derart hinter den niedrigsten Ansprüchen zurück, daß jeder, dem die Gastfreundschaft eines Susaer Kaufmanns eine Privatwohnung in Kairuan zur Verfügung stellt, gut thut, sie mit Dank anzunehmen. Nach dem deprimirenden Eindruck des Gasthofs berührt das saubere Haus und die Freundlichkeit der Herren M. u. D. (zweier Junggesellen, die bereitwillig ihre ganze Wohnung dem Fremden anbieten) doppelt angenehm. Die beiden Herren, zwei tunesische Israeliten, Ersterer nur arabisch, Letzterer dagegen italienisch und französisch sprechend, führen hier in Kairuan eine eigenthümliche Existenz, als einzige nicht französische Fremde von einiger Bildung in einem ganz arabischen Ort. Außer den französischen Civil- und Militärbeamten, die völlig abgeschlossen leben, besteht die europäische Einwohnerschaft aus einigen Dutzend Köpfen, darunter Sicilianer und Griechen der schlimmsten Sorte. — Die Herren M. u. D. betreiben im großen Stil das Geschäft der Gerstenlieferungen an die französische Besatzung. Sie bewohnen Kairuan seit der französischen Invasion und wissen manche interessante Details aus den Vorgängen der vorfranzösischen Zeit zu erzählen, wo die Stadt viel von den Einfällen räuberischer Beduinen zu leiden hatte, aus welchem Grunde sie ohne Schwertstreich den Franzosen die Thore öffnete, unter zwei Uebeln das kleinere

wählend. In dieser ersten Zeit ist Kairuan von Neugierigen aller Art besucht worden, von denen manche durch Bestechung der Moscheenwächter sich in Besitz alter Kirchenkleinodien von großem Werthe zu setzen wußten. Um dem zu steuern, ist jetzt der Besuch der Moscheen und Heiligengräber (deren Kairuan einundvierzig zählt) nur gegen einen Erlaubnißschein der französischen Regierung gestattet.

III.

Das Haus des französischen contrôleur civil, der dem Fremden bei seinem Besuch bereitwillig den Basch-Schaousch (ersten Polizeidiener) als Führer zur Verfügung stellt, ist eines der größten in Kairuan. In der außerordentlich sauberen arabischen Vorhalle halten zwei Spahis Wache. Sie machen mit Stolz die Honneurs des Hauses und zeigen dem Reisenden das an dem offenen Hof gelegene Zimmer der Schara (Gericht), einen freundlichen Raum mit Teppichen und Divans, der in nichts an unser strenges Amtslocal erinnert. Als der obengenannte Basch-Schaousch präsentirt sich ein schöner, in weißseidene Gewänder gekleideter Maure, mit feingeschnittenem Gesicht, großen dunklen Augen und schwarzem Barte. Er trägt seinen Burnus mit der Würde eines Königs, seine wohlgepflegten Hände scheinen nie eine andere Arbeit gethan zu haben, als über die Perlen des Rosenkranzes hinzugleiten, und ihn

umgiebt das von jedem eleganten Muselmann unzertrennliche Parfüm vom Rosenwasser, Ambra und gutem Tabak. Der Hadj[1]) Salem (so nennt sich unser Führer) ist bereit, die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, und man macht sich auf den Weg. Das erste Ziel ist das große Wasserreservoir von Beni-Aglab, eine antik-römische Cisterne von ungeheurem Umfang, die von der französischen Regierung wieder in Stand gesetzt wird, und dem in einem wasserarmen Lande aufgewachsenen Kairuaner als eines der bedeutendsten Besitzthümer seiner Stadt erscheint. Sie liegt ungefähr einen Kilometer außerhalb der Mauern; wenn aber das Thor Bab-el-Kasba erreicht ist und man einige Schritte gemacht hat, breitet sich vor den Blicken ein so entzückendes Bild aus, daß zur Verwunderung des Basch-Schaousch das Interesse an der Landschaft bei weitem das an dem großen runden Wasserbecken überwiegt. Wieder sind es die blauen Berge mit ihren pittoresken Formen und das weite frühlingsgrüne Thal, jetzt fast noch schöner als in der Morgenbeleuchtung. Cactushecken, einige Cypressen, darunter verborgene Heiligengräber und links die weiße Moschee Sidi-Sahab beleben den Vordergrund. In dem Reisenden erwacht das unwiderstehliche Verlangen, einen Besuch jenes Gebirges zu unternehmen. Es soll ein Weg hinüberführen bis nach el-Kef, und

[1]) Mekkapilger.

der Hadj Salem weiß viel von den Römerstädten, den „antika“ jener Wildniß zu erzählen, deren Trümmer offenbar einst zur Erbauung der arabischen Heiligthümer dienten. Dieser Wunsch ist aber unausführbar, zu seiner Verwirklichung bedarf es Vorbereitungen aller Art und vor allem vieler Zeit.

Ein Landweg feldeinwärts führt zu der Moschee Sidi-Sahab; hier liegt der Heilige dieses Namens begraben, und mit ihm drei Haare aus dem vielgenannten Barte des Propheten. Sie ist ein verhältnißmäßig kleines, aber hübsches Bauwerk, in dem gewöhnlichen Moscheenstil. Der Führer klopft an einer Seitenthür, worauf ein verschlafener, äußerst wohlgekleideter Araber öffnet und den Fremden in den halbdunkeln Vorraum einläßt, wo er auf einer Bank, wie es scheint, die Zeit mit Schlafen zugebracht hat. Nachdem die Muselmänner sich ihrer Schuhe entledigt haben, geht es links in eine Folge von Höfen und Sälen im maurischen Stil, mit hufeisenförmigen Bogen auf römischen Säulen ruhend, die Wände mit sauberen Kacheln getäfelt, bis man in das Heiligthum gelangt, einen Saal von sieben Metern im Quadrat. Hier sind die Mauern mit weißem und schwarzem Marmor bedeckt, seltsame geometrische Figuren zeigend und Inschriften in kufischen Charakteren. In einer Art von Nische, über der sich die Kuppel erhebt, steht, von einem Eisen-

gitter begrenzt, der Sarg selbst, mit Teppichen bedeckt, darüber eine Menge silber- und goldgestickter Fahnen in den Farben des Islam. Hier ruht der Heilige, in einem Säckchen auf der Brust die drei Barthaare tragend. Die Stille und das Halbdunkel machen einen feierlichen Eindruck, im Uebrigen zeugt nichts von großer Alterthümlichkeit. Die Teppiche sind sauber und von den schönsten Farben und Mustern Der zierliche Bau trägt den Stempel einer gewissen Eleganz, wie etwa das Haus eines reichen Mauren, nicht aber das Grab eines vor mehr als einem Jahrtausend verstorbenen Heiligen, der vielleicht wie der oben erwähnte Derwisch nur den grünen Mantel und die drei Haare sein eigen nannte. —

Ein weit größeres Interesse erweckt die berühmte große Moschee, deren Kuppeln einen ganzen Stadttheil einnehmen. In der Erwartung der Wunderdinge, die dort seiner harren, beeilt sich der Reisende, den Weg dahin einzuschlagen. Es geht zurück durch das Thor, über einen freien Platz, wo unter den Klängen von Trompetensignalen der aus Susa herüberkommende französische General eine Revue der Truppen abhält. Von allen Seiten haben sich Neugierige eingefunden, die dem interessanten Schauspiel zusehen und das farbenprächtige Bild noch bunter machen. Links führt der Weg immer an der inneren Stadtmauer entlang, bis man endlich das Minaret von Sidi-Okba erblickt, vor dem sich, in der Richtung

nach Süden, ein ungeheurer Cubus von Mauerwerk ausdehnt. Es ist die große Moschee, die ihren Namen Djama-el-Kebir mit Recht trägt. Gleich beim Eintritt durch die erste Thür sieht man sich in einem imposanten, von den herrlichsten schneeweißen Säulenarcaden eingefaßten, mit antiken Steinen gepflasterten Hof. In der Mitte steht ein einsamer Säulenstumpf, eine Sonnenuhr tragend; überall sprießt Gras aus den Ritzen der Steine, und über dies Bild der hehrsten Stille gießt die untergehende Sonne ihr röthliches Licht. Im Norden erhebt sich das schlanke Minaret, im Süden führt ein von Säulen getragenes Thor in die eigentliche Moschee, aus deren geöffneter Thür eigenthümliche psalmodirende Gesänge ertönen. Es sind Abendgebete und der Basch-Schaousch führt deshalb, nach einem leisen Gespräch mit dem Küster, den Fremden erst zum Minaret. Am Eingang desselben ist eine verkehrt eingemauerte römische Inschrift zu sehen, mit einem blitzschleudernden Jupiter. Die hundertundneunzig Stufen, die auf die Spitze des Minarets führen, zeigen überall, daß sie einst von Römern gemeißelt wurden. Oben, auf der letzten derselben, hat der abenteuerliche Roche, halb Christ, halb Muselmann, seinen Namen in den Marmor gegraben. Hat man die Höhe erreicht, von wo allabendlich der Gebetsrufer seine Fahne zu schwenken pflegt, dann hat man wieder die Aussicht über die weite Ebene, durch die Höhe, von der sie

gesehen, noch unbegrenzter und großartiger, und zu Füßen liegt die weiße Stadt mit den unzähligen Kuppeln und Minarets, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Nur schwer trennt sich der Naturfreund von dem herrlichen Bilde. Nach der friedlichen Heiterkeit jener unberührten Natur wird der Contrast mit dem düstern Innern der Moschee selbst desto greller empfunden. Einige wenige Ampeln erhellen den ungeheuren, säulengetragenen, aus siebzehn Schiffen bestehenden Raum. Noch immer erklingt von der einen Seite der melodische Tonfall der Betenden. Beim Eintritt der Fremden werden die Matten, die den Boden bedecken, an einigen Stellen entfernt, so daß er bis an die Kanzel (minbar) vortreten und sich nach beiden Seiten umsehen kann. Von den hundertundachtzig Säulen, die die Wölbung stützen, sind kaum zwei einander gleich, weder in Material noch Stil. Kunstvoll gearbeitet von Römerhänden aus Marmor, Porphyr und Onyx, sind sie hier durch die Willkür eines Barbaren aus dem Umkreise von Meilen zusammengeschleppt worden, um diesen Riesenbau zur Ehre Allah's zu tragen. Man soll in dem ganzen Gebäude an fünfhundert solcher Säulen zählen. Die Kanzel, ein Werk orientalischer Holzschnitzkunst aus Bagdad, zeigt von hohem Alter. Sie liegt rechts von dem Migrab, der Nische, die die Richtung gen Osten angiebt und wird an Feiertagen von dem Schich Mufti bestiegen, der durch einen eigenen vergitterten

Eingang von Osten her die Moschee betritt. Die Wappen und Fahnen, die einst dem heiligen Ludwig von den Mauren geraubt wurden und als Triumphzeichen die Wölbung zierten, sind jetzt verschwunden. Nur undeutlich erkennt man in dem Dämmerlicht die großen eisernen Kronleuchter, die aus den Kuppeln herabhängen. Unbekümmert um die Anwesenheit der Fremden setzen die Betenden ihre Andachtsübungen fort, bald mit der Stirn die Erde berührend, bald im Kreise sitzend und mit jener ihnen eigenen Bewegung des Oberkörpers laut ihre Gebete recitirend.

Beim Heraustreten aus der Moschee müssen gerade die letzten Sonnenstrahlen hinter den Bergen verschwunden sein. Die Säulen des Hofes glänzen in zauberhaftem Weiß, und oben auf der Höhe des Minarets erscheint der Gebetsrufer. Er schwenkt seine rothe Fahne, und laut vernehmlich klingt es in die Stille hinaus in klagenden, feierlichen Tönen: „La illaha illa Allâh, Muhammed rassul Allah, Allâ — hu akbar!“

Unter dem Eindruck jenes letzten feierlichen Moments wird der Weg nach Hause ziemlich schweigsam zurückgelegt. Es ist unterdessen kühl geworden. Auf der steinernen Bank vor dem Hause genießt der Muselmann die Abendfrische. Zahlreiche Kinder und verschleierte Frauen beleben die engen

Gäßchen. Vor den Kaffeehäusern sitzen in dichten Reihen die bunten Gestalten, und wo der Hadj Salem vorüberkommt, wird er mit einem Segenswunsch begrüßt. Ueberall herrscht Frieden und Behaglichkeit, und es scheint dem Reisenden, als wäre nirgends die Existenz so frei von dem Jammer und der Noth des Daseins, als in der Weltabgeschiedenheit dieses arabischen Landstädtchens.

Ein kleiner Vorfall belehrt ihn aber, daß es auch hier nicht an den Schmerzen und Freuden des Lebens fehlt; denn als er an den geöffneten Thüren einer Schule vorbeikommt und mit einem gewissen Mitleid die kleinen Muselmänner betrachtet, die um diese Zeit noch ihren Kopf mit Lernen plagen müssen, wird er von einem französisch gekleideten Herrn hineingebeten, um das Collège Si-Abd-Allah-ben-Khrab in Augenschein zu nehmen. Vor der Klassenthür ist ein wahres Lager von kleinen Schuhen, und drinnen sitzen kreuzbeinig mit ihren Tafeln in den Händen einige dreißig Knaben, in ihrer kleidsamen Tracht mit dem rothen Fez, und recitiren im Chor. Im Hofe dagegen stehen mit den Gesichtern gegen die Wand gekehrt etwa zehn arme Sünder. Als die Fremden eintreten, entläßt der Herr sie mit dem Bemerken, sie verdankten ihre Befreiung nur dem ehrenwerthen Besuch. Einem munteren Bürschchen von dreizehn Jahren mit großen braunen Augen scheint das, trotz der Anwesenheit des würdigen Hadj Salem,

ein Lachen entlockt zu haben, was große Entrüstung des Lehrers und Verdoppelung seiner Strafe zur Folge hat. Er muß den schönen Abend im Schulhof verbringen, im Nachdenken über sein unziemliches Benehmen, und dazu eine Beschreibung des tollen Hundes in französischer und arabischer Sprache liefern. Der maitre d'école, von dem Fremden wegen seines fließenden Französisch für einen Franzosen gehalten, antwortete ihm auf seine Frage, wie es sich hier in der Einsamkeit lebe: „Vous comprenez, c'est bien solitaire, ce n'est pas une vie surtout en comparaison avec Alger, qui est une ville tout à fait européenne." Er entpuppt sich aber nachher als guter Muselmann aus Süd-Tunesien, trotz seiner Jugend im Besitz der vierten Frau und hier in der beneidenswerthen Stellung des Muderres eines großen Collegs.

An der Thür der Schule trennt sich der Fremde von dem Hadj Salem, der, mit der Würde eines vornehmen Mannes, nicht zu bewegen ist, ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine Dienste anzunehmen.

Es bleibt also nichts übrig, als mit den üblichen Segenswünschen und der Versicherung, ihm bei einem Besuche seinerseits alle nur möglichen Gegendienste leisten zu wollen, von dem freundlichen Begleiter sich zu verabschieden.

IV.

Am Abend dieses genußreichen Tages wird für die in Kairuan anwesenden französischen Officiere in der Moschee Si Muhammed ben Aissa eine feierliche Vorstellung gegeben, zu der der Fremde, in der Wohnung angelangt, eine Einladung des contrôleur civil vorfindet.

Die Secte der Aissauia ist eine der verbreitetsten unter den Chuans des westafrikanischen Islams. Es ist viel über sie geschrieben und disputirt worden. Man hat sie als Taschenspieler und Betrüger verschrieen und doch nicht den undurchdringlichen Schleier lüften können, der sich über die mysteriösen Vorgänge in den wöchentlichen Sitzungen der Chuans breitet. Nur so viel ist bekannt, daß ihre Anhänger in religiöser Verzückung, beschützt von ihrem Heiligen, Alles verschlingen, was ihnen vorgeworfen wird, wie Glas, Nägel, Cactus und Scorpione, und zwar ohne nachtheilige Folgen für ihren Körper. Die Gründung des Ordens datirt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Der Stifter desselben, Muhammed ben Aissa, zu Mequinez in Marocco geboren, aus der königlichen Familie der Idrissiden stammend, hatte sich auf der Pilgerfahrt nach Mekka in Arabien und Aegypten mit den Lehren orientalischer Secten vertraut gemacht. Bei seiner Rückkehr nach Mequinez erregte er durch allerlei verrichtete Wunder den Neid des Sultan Muley Ismail el Merini, der ihn und

seine Anhänger aus der Stadt verbannte. Bei diesem Auszug in die Wüste soll Ben Aissa seinen verschmachtenden Schülern das zur Nahrung angewiesen haben, was sich auf dem Wege fand, wie Schlangen und Scorpione. Durch seine wunderthätige Gegenwart gereichte ihnen diese seltsame Kost nicht zum Schaden, und seitdem feiert der Orden in seinen Sitzungen das Andenken des Lehrers mit ähnlichen Proceduren. Ueber die eigentliche Lehre der Aissauia giebt Rinn in seinem interessanten Buche „Marabouts et Khouans"[1]) folgenden Aufschluß: „Beständiges Streben zur Gottheit, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, eine Versenkung in Gott derart, daß physische Schmerzen und Qualen den gegen Leiden gestählten Körper nicht anfechten können." Sei es nun wegen der Strenge seiner Principien, die eine nicht endende Zahl täglicher Gebete fordert, oder um der Wunderbarlichkeit seiner Schaustellungen willen, ein Factum ist, daß der Orden der Aissauia bei den Muselmännern des Westens der allerhöchsten Achtung genießt und eine große Zahl von Anhängern aufweist. Letztere rekrutirt sich aus allen Ständen und Berufsklassen. Das Haupt des Ordens ist in jedem Ort der Schich el Hadra, auch Schich et Trik genannt, ein des Lesens und Schreibens kundiger Mann von makellosem Ruf. Ihm

---

[1]) Marabouts et Khouans. Étude sur l'Islam en Algerie par Louis Rinn. Alger, Adolphe Jourdan. 1884.

unterstellt sind die Ordner (schaousch), die Sänger und Improvisatoren (meddah), die Fahnenträger (allam), die Vorleser (kessad) 2c. Der wöchentliche Versammlungsort ist die Zauia, die dem Heiligen geweihte Moschee. Hier findet jeden Donnerstag Abend die Hadra oder Vereinigung statt, wo der Einzelne, je nach dem Beruf, den er in sich fühlt, es übernimmt, das Kameel, den Strauß, ja den Löwen zu spielen, um am anderen Morgen sich wieder in den friedlichen Handwerker zu verwandeln, der als ehrsamer Bürger Ahle oder Nadel führt.

Zu einer solchen Hadra sind die Fremden gebeten. Es ist allein in Kairuan möglich, ihr beizuwohnen, denn nur hier ist den Christen der Zutritt in die Moscheen gestattet.

Gegen sieben Uhr Abends versammeln sich die geladenen Gäste in der Moschee Muhammed ben Aissa. Es ist ein mittelgroßer, saalartiger Raum mit zahlreichen Krystallkronleuchtern, an dessen Längswand mehrere für die Fremden bestimmte Bänke aufgestellt sind. In der Mitte gruppirt sich um einige Kohlenbecken ein Kreis (jmâ el halka) von etwa zwanzig Männern und Knaben mit tambourinartigen, schellenbesetzten musikalischen Instrumenten, mit Trommeln theils mit Klöppeln, theils ohne solche. Ihnen gegenüber, an der anderen Längswand, bildet sich eine Kette von ungefähr fünfzig Gliedern (die jmâ el tsoff), Männer in den besten Jahren in ihrer bunten Tracht,

wie sie ein Jeder nach Stamm und Gewohnheit zu tragen pflegt, und zwischen ihnen Jünglinge mit rosigen Gesichtern. Zur Rechten und zur Linken halten sich die ehrwürdigen Gestalten greiser Männer mit grünen und weißen Turbanen. Sie tragen lange spindelartige Rappiere mit hölzernen Kugeln an den Enden, sowie Schwerter und Keulen. Der übrige Raum ist mit Neugierigen gefüllt. Hinter der großen vergitterten Seitenthür bemerkt man sogar die Gestalten einiger zuschauenden Frauen. Nachdem alle Theilnehmer versammelt und die kalbfellbespannten Instrumente sorgsam über dem Feuer gewärmt sind, beginnt die Musik anfangs leise, dann immer lauter werdend, einen Gesang mit Begleitung, aus welchem man deutlich die Worte vernehmen kann:

Ben Aissa, o Herrscher,
O Herr von Mequinez,
Du gabst uns das Gift.

Unterdessen hat unter dem immer lauter werdenden Ruf: Allâhu, Allâhu, Allâhu daimen hai" (Allah lebt ewig) die Kette begonnen, die Kniee bald nach rechts, bald nach links zu beugen, wobei sich eine Art von Wechselgesang entspinnt. Plötzlich springt einer der „Schauâschi", ein baumlanger Neger in grauwollenem Gewande, vor und klatscht in die Hände. In demselben Augenblick folgen die Glieder der Kette seinen Bewegungen. Der Ge-

sang wird lauter; die Schwenkungen der Kette richten sich bald um einen Schritt nach vorn, bald zur Seite. Anstatt des Rufs „Allah!“ ertönt ein eigenthümlicher halb seufzender, halb brüllender Laut. Einige beginnen die Köpfe nach rechts und nach links zu werfen und mit den Augen zu rollen. Dabei steigt aus den Kohlenbecken ein starker Ambraduft auf, und die Musik wird immer stärker und ohrenzerreißender. Die Knaben singen mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte, mancher wirft jubelnd sein Tambourin in die Höhe, und wie gerade aus der Frauenabtheilung das gellende Freudengeschrei der Weiber einsetzt, löst sich ein Knabe aus der Kette. Er wirft das Obergewand ab, dazu die rothe Scheschia, daß ihm die langen Haare des Schopfes übers Gesicht fallen und beginnt mit rasender Geschwindigkeit den Kopf einige dreißig Mal bis auf die Erde zu beugen. Es gesellt sich ein Zweiter und Dritter hinzu. Sie ergreifen die Schwerter und Dolche, letztere haarscharf geschliffen, und stoßen sie sich unter Geschrei in die Wange, daß die Spitze am anderen Ende herausfährt. Andere bohren sie sich in den Leib, worauf einer der Ordner mit der Keule Schläge auf den Griff ausführt. Dazu nimmt der sinnbetäubende Lärm immer zu. Die Glieder der Kette singen und stöhnen, die Musik jauchzt, und in dem dichten Weihrauchdunst erscheint das Bild noch phantastischer. Einige lange Gestalten in rothen und grünen Gewändern haben sich auf die „Schauâschi“

gestürzt und scheinen sie um Gnade anzuflehen. Es sind die Strauße „naamât“. Sie erhalten aus den Händen des Schichs fingerlange Nägel, zerbrochenes Glas und Scorpione, was sie unter kläglichem Geschrei verschlingen. Und in diesem wüsten Durcheinander sinnloser Raserei sieht man die ehrwürdigen Gestalten des Schichs und der Schauâschi, die mit einem Ausdruck von unendlicher Milde wie Väter die Rasenden umarmen und zu besänftigen suchen. Als der Taumel seinen Höhepunkt erreicht hat und die Vertreter des Kameels mit Cactus beladen erscheinen, um ihn theils zu verschlingen, theils sich darin zu wälzen, sind die letzten Europäer von ihren Sitzen verschwunden. Grausen und Ekel haben sie nicht abwarten lassen, bis der berühmte „akascha“ erscheint, der Rasende, der, Schaum vor dem Munde, hundertundfünfzig Pfund schwere Ketten zerreißt. Draußen, auf dem Hofe der Moschee, sehen sie, wie sich Knaben ohne Oberkleider auf den stachlichen Blättern des „hendi“ wälzen und im Frauengemach die Weiber mit verzückten Bewegungen das Schauspiel begleiten.

Unterdessen ist der Mond aufgegangen. Die Straßen sind still und menschenleer; aber noch lange ertönen aus der Ferne die schauerlichen Laute der Verzückten. Der Fremde glaubt aus einem wüsten Traum erwacht zu sein und müht sich noch lange um das Räthsel, dessen Lösung vielleicht nie gefunden wird. Er hat mit eigenen Augen Wunder gesehen,

an die er selbst nicht glaubt; die thatsächlich geschehen, und weder erklärt noch verstanden werden können.

Den Rest des Abends verbringt er im Gespräch mit seinen Gastfreunden, die als Kairuaner dem seltsamen Schauspiel unzählige Male beigewohnt haben und jeden Gedanken an die Möglichkeit von Taschenspielerkünsten ausschließen. Werden doch mit Sorgfalt die Thüren der Moschee geschlossen gehalten, damit keiner der Rasenden auf die Straße gelange und die öffentliche Sicherheit gefährde. Dabei sollen Fälle, wo ein armer Teufel seine allzu große Vertrauensseligkeit mit dem Tode bezahlt, zu den seltensten Ausnahmen gehören.

Erst in vorgerückter Stunde trennt sich der Gast von seinen liebenswürdigen Wirthen, von denen der jüngere eine seltene Kenntniß von Land und Leuten mit einem ungewöhnlich scharfen Verstand verbindet. An der Thür hat nach patriarchalischer Weise die aus einer Negerfamilie bestehende Dienerschaft der Unterhaltung gelauscht. Der Fremde wird in sein sauberes Schlafgemach geführt, aus welchem er durch das vergitterte Fenster die im Lichte des Mondes friedlich glänzenden Dächer der Nachbarhäuser übersehen kann.

Am anderen Morgen weckt ihn strahlender Sonnenschein. Nachdem er von der Terrasse des Hauses noch einmal den Blick über das weite Land genossen hat, begiebt er sich zu einem letzten Besuch in die Bazare. Als er dort in einem fleißigen Schuhmacher

einen der „Strauße“ des Vorabends wiedererkennt und ihn fragt, ob er denn keine Angst gehabt habe vor den Folgen seiner sonderbaren Kost, da antwortet dieser ganz treuherzig: „Wie sollte ich Angst haben, Sidna Muhammed ben Aissa ist ja unser Vater!“

Ein Jahr bei den Ajaris.

Briefe aus den tunesischen Bergen.

I.

Kef, 30. September 188 . .

Man sagt, wenn das Auge eines Menschen, der etwas heiß wünscht, auf das erste Viertel eines neuen Mondes fällt, so geht ihm der gehegte Wunsch sicher in Erfüllung. Ich weiß nicht, ob ein günstiger Mond am Himmel stand, als ich vor zwei Jahren vor den Thoren von Kairuan mit so verlangenden Blicken nach dem blauen Gebirge sah, das dort den Horizont gegen Westen umschließt. — Unverhofft ist mir aber gewiß das Glück in den Schoß gefallen, daß ich die abgelegene Bergwelt, die der Tunesier die Hamada nennt, nicht nur sehen, nein, sogar für ein ganzes Jahr bewohnen soll.

Die erste Etappe der Reise liegt hinter mir, ich bin in Kef, dort wo der Weg ins Gebirge führt.

Gestern, bei Dunkelwerden, war ich in Tunis eingetroffen. In der kleinen Straße, an der das Haus liegt, wo ich die Nacht verbringen sollte, hatte schon alle Welt Feierabend gemacht. Der Nachbar Tischler stand im friedlichen Gespräch an der Thüre

des Nachbars Weinhändler, der sentimentale Schuhmachermeister hatte seinen niedrigen Arbeitsschemel auf die Straße geschoben und sang sich zur Guitarre ein lautes „vorrei morir“, wozu der musikalische Lehrling auf der Mandoline accompagnirte. Vor dem Hause fand ich den arabischen Nachtwächter Schafai, den mageren Alten, der seine Nächte hustend auf einer Steinbank verbringt. Als ich ihm das Geschäft des Weckens auftrug und zugleich das Ziel meiner zu unternehmenden Reise verrieth, glitt ein Freudenstrahl über sein eingefallenes Gesicht. Ich mußte ein langes Lob über die Vorzüge meines neuen Wohnortes anhören, über seinen Reichthum an Grün und frischen Quellen und über seinen Winter mit Schnee und Kälte — alles Jugenderinnerungen, die der einstige Karawanenführer voll Redseligkeit vor mir auskramte.

An der Thürschwelle erwartete mich Adalgisa, die piemontesische Magd, die mich in die Berge begleiten sollte, eine kleine Person in viel zu langem, grünen Kleide und, nach ihrer Haarfrisur zu schließen, dem Kamm und der Bürste systematisch abhold. Ein freundliches Wesen mit hochromantischer Vergangenheit. Wie ich zu diesem Weltwunder kam, das sich gleich bereit erklärt hatte, mir in die Einsamkeit zu folgen, ist nicht in drei Worten zu sagen. Die Geschichte ist so orientalisch verwickelt, die Mitspielenden sind so zahlreich, und das Ganze gleicht in dem Maße

einem Lustspiel, daß, wollte ich es zum Besten geben, man mir vorwerfen könnte, es sei Erfindung oder Zusammenstellung aus allerlei Erlebtem, hier zur Würze meiner Reisebeschreibung benutzt; wie ja auch mancher Maler, um des Effectes willen, auf seinem orientalischen Bilde zum Kameel am Thore noch eine Palme hinzuphantasirt, die in Wirklichkeit einige Meilen davon entfernt wächst. So will ich nur sagen, daß eine unglückliche Liebe Adalgisen zur Weltentsagung in die Abgeschiedenheit treibt, und daß sie mit den besten Vorsätzen gegen künftige Versuchungen zu mir zieht.

Meine kleine Ausrüstung für die dreitägige Reise zu Wagen und zu Pferd war bereit, die Einrichtung für Haus und Küche schon seit Tagen auf zweirädrigen Karren unterwegs. Ich muß gestehen, daß beim Anblick von Reitkleid und hohen Stiefeln, Sattel und Zaumzeug mir die Gefühle des Peter aus dem bekannten Gedicht verständlich wurden, der da meinte, „daß nur die Fremde Leute macht“.

Die Nacht war trotz der schon vorgerückten Jahreszeit drückend schwül. Ungeduld, Erwartung und Moskitos hielten mich lange wach, und als ich eben die Augen zugethan hatte, mußte es dem Schafai einfallen, mich durch lautes Donnern an der Hausthür und den Ruf: „Gieb mir, was mir gebührt,“ an ein versprochenes Trinkgeld zu erinnern. Endlich schlug die Uhr vier, der maltesische Kutscher knallte

unten mit der Peitsche, es war Zeit, sich nach dem französischen Bahnhof aufzumachen.

Schlaftrunkene Reisende in bunter Tracht, den Burnus übers Gesicht gezogen, im Kreise hockend, warteten gleich uns auf den Frühzug, der um fünf nach der algerischen Grenze abgeht. Wir sollten ihn bis zu der Station Souk-el-Arba benutzen, mit der Diligence die Reise nach dem Bergstädtchen Kef fortsetzen, um dann unter männlicher Führung den zweitägigen Ritt in die Hamada zu unternehmen.

Als der Zug aus dem Tunnel dicht hinter Tunis heraustrat, fing die Morgendämmerung an, ihre ersten Strahlen zu werfen. Bei den Gärten von Manuba, dort wo die arabischen Großen ihren Winteraufenthalt nehmen, wurde der Himmel hell, ein röthlicher Schimmer lag über der Ebene und den Bergen und erleuchtete den antiken Aquäduct am Horizont in den zartesten Tönen. Die Luft fing an zu flimmern, die Farben spielten ins Gelbliche, die Sonne stieg klar und majestätisch auf und schien einen glühenden Tag zu versprechen.

Eisenbahnfahrten sind dieselben in der ganzen Welt: Gleichförmigkeit in der banalen Ausstattung der lang angereihten Waggons, in dem störend regelmäßigen Rhythmus des Rädertones, in dem eiligen Vorüberfliegen des Landschaftsbildes. Alle Details in Pflanze und Stein, Formen und Farben des durcheilten Weges verschwimmen vor dem Auge des Reisenden.

Ist er nicht geübt in der Kunst, das so hastig Gebotene zu erfassen, so findet er immer nur das wieder, was ihm bekannt erscheint; er sieht die Welt eben durch die Scheibe eines Waggonfensters, und das ist das schwächste aller Gläser.

Die sechsstündige Fahrt durch die weite Ebene der Medjerda und durch die Berge an dem Flusse gleichen Namens hat mir keinen neuen Eindruck hinterlassen. Bilder aus der Provence mit ihren Olivenhainen und weinbebauten Feldern, aus den italienischen Seealpen mit ihren ausgetrockneten Flußbetten voll Sand und Geröll, selbst aus der Haidegegend des nördlichen Deutschlands zogen an mir vorüber. Die arabischen Städte und Dörfer, die der Zug passirt, liegen fast alle von der Bahnstrecke entfernt wie schmale, weiße Streifen in der Ebene. Nur an den Haltestellen erinnerte mich das Treiben der orientalischen Fahrgäste neben dem französischen Zugpersonal daran, daß ich noch in Afrika war. Kaffee in winzigen Tassen und fetttriefende Kuchen, von braunen Gestalten auf blechernen Schüsseln ausgeboten, erfreuten sich bei dem Publikum großer Beliebtheit. Manchen der Reisenden erwartete an dem Stationsgebäude ein Diener, den grünen Sonnenschirm seines Herrn bereit haltend, der, sein Reitthier besteigend, sich auf den Weg nach irgend einem Markte machte, während der dienstbare Geist, die Pantoffeln in der Hand, eiligen Laufes folgte.

Souk-el-Arba, der Mittwochsmarkt inmitten der weiten heißen Ebene der Medjerda gelegen, ist ein europäisch gebautes Nest, von dessen Zukunft als Handelsplatz man sich viel verspricht, das aber jetzt mit seinen ungepflasterten Gassen und unschönen Gebäuden ein wenig verlockender Aufenthalt sein muß. — Als wir nach der Diligence fragten, die die Verbindung mit Kef besorgt, wies man uns ein enges abgenutztes Gefährt, mit Kisten und Gepäckstücken aller Art angefüllt, vor das ein schwarzhaariger Italiener drei magere Pferde spannte. Auf der Bank vor der Schenke das mitgebrachte Frühstück verzehrend, sahen wir ihm bei seiner Arbeit zu, seufzten beim Anblick eines Riesenkäses — unseres einzigen, aber unangenehmen Mitreisenden, und stiegen dann mit etwas gedämpfter Reiselust in den Wagen, der holpernd unter tausend Stößen hinaus in die Ebene rollte.

Bei der glühenden Hitze, dem schlechten Wege, dessen Steine uns oftmals in Gefahr brachten, den Kopf an der niedrigen Wagendecke zu zerschmettern, bedurfte es wohl der freundlichen Aussicht auf Naturschönheiten und Wiedersehen, um sich die Laune zu bewahren. Rings umher blendende, zitternde, blaue Luft und weiße Staubwolken; hie und da in der Ferne ein schwarzes Beduinenzelt, daneben das weidende Kameel, wüthende Hunde, die sich bellend auf den Wagen stürzen, Kinder, barfüßig, in blaue Fetzen gekleidet, die, um ein Kupferstück zu erhaschen, uns einen

Kilometer weit verfolgen — das Rasseln der Räder das einzige Geräusch in dieser, unter den senkrechten Strahlen der Mittagssonne schlafenden Einsamkeit.

Nach einstündiger Fahrt hat man den Fluß, den Oued-Mellegue, und die Berge erreicht; einen Hügel bergan und bergab, einen zweiten Hügel bergauf, und die Landschaft ist eine andere. Rechts und links vom Wege erheben sich sanfte Berghöhen, von Pinien und immergrünen Eichen bewachsen. Im Rücken liegt die Ebene im Dunst der Mittagsgluth, vor uns, über dem steinigen Wege, der tiefblaue Himmel. Die Straße steigt höher, der westliche Horizont belebt sich mehr und mehr, die Ebene verschwindet, und ein Panorama von Bergen thut sich vor uns auf. Vom tiefsten Stahlblau zum schönsten Violett, wie die Wellen eines versteinerten Meeres, liegen die fein geschwungenen Linien über einander, in Schattirungen, wie sie der Pinsel keines Malers nachbilden kann. Auf dem schmalen Pfade kommen uns Beduinen mit Riesenhüten, hoch zu Kameel, entgegen, der schaukelnde Tritt hat sie in einen leichten Schlummer gewiegt, aus dem sie der laute Ruf des Postillons unsanft weckt.

Nebeur, einst die Veste Jugurtha's! Am Abhang der tiefgrünen Schlucht, in welcher unter dem Schatten breitästiger Oliven ein Bach rauscht, windet sich die Straße, oberhalb des arabischen Dorfes mit seinen niedrigen, aus Stein gebauten Häusern. In dem

kleinen Wirthshaus am Wege wurden die Pferde gewechselt, und ich wäre gern den Bergrücken hinaufgestiegen zu einer großen, schön erhaltenen Mosaik, von der mir der Wirth erzählte, hätte nicht der Postillon wieder zum Aufbruch gemahnt. So bekam ich nur das Bruchstück einer anderen Mosaik zu sehen, welche beim Bau der neuen, noch nicht eröffneten Straße von den Arbeitern gefunden wurde, leider erst nachdem die Dampfwalze darüber hinweggegangen war: ein Medusenhaupt von Genien umschwebt, das mir der Wirth zum Geschenk anbot und das ich nur mit schwerem Herzen zurückließ.

Es ging weiter, immer den Felsweg bergan nach Süden zu. Das Fuhrwerk holperte schwer über die Steine, die Pferde keuchten bei der harten Arbeit, und die Sonne brannte heiß auf das Dach des Wagens. Mit Ungeduld sah ich nach rechts und links, ob ich nicht endlich die erwartete Gestalt zu Pferde erspähte. Wie der Weg sich aufs Neue um eine Bergkante wand, zeigte der Kutscher nach oben auf einen Reiter, der langsam den Pfad herunterkam: „Ecco suo marito, ora è contenta.“ — Ich ließ anhalten, sprang vom Wagen und machte ein Stück Wegs zu Fuß neben den Pferden her, um den Ankommenden zu begrüßen und manche Frage zu stellen über den morgenden Reiseplan in die neue Wohnstätte. Aber die Post wartet nicht, es hieß wieder einsteigen und noch Stunden aushalten. —

Wir kamen zum „Dir“, der hohen, steilen Felswand, die sich wie ein Riesentisch meilenweit hinzieht. Die Schatten wurden länger, der ganze Westen lag mit seinen Bergen in blauen Duft getaucht. Im Osten breitete sich die weite Ebene von Sers vor uns aus, am Horizont von den Gebirgen begrenzt, die das Ziel unserer Reise sind. Die Straße belebte sich mehr und mehr. Heimziehende Heerden, von dem Hirten mit Stab und Schalmei begleitet, zahlreiche Reiter auf Maulthieren und niedrigen Eseln überholte der Wagen. Die sinkende Sonne überzog mit einem rosigen Schein das graue Gestein des Felsens zu unserer Rechten und die grüne Ebene zur Linken. Als sie oben hinter den Bergen verschwand und den Himmel in ein Feuermeer verwandelte, lag der Kef vor uns, wie ein etrurisches Felsennest an den „Dir“ gehängt und von ihren letzten Strahlen malerisch verklärt. Auf der Balustrade am Außenthor lehnten regungslos weiße Gestalten, um das Schauspiel von Berg und Thal in der Abendröthe zu betrachten; aus der Ebene zog ein Nebel auf, hie und da blinkten die Lichter ferner Beduinenlager, der Rauch ihrer Feuer durchzog die Luft mit dem Dufte von Rosmarin und Haide. Wir sind im Städtchen, wo in den winkligen, steilen Gassen Dämmerungsschatten lagern. Vor den Thüren der Häuser auf den steinernen Bänken sitzen im bunten Gemisch Araber und Europäer zusammen und genießen die Frische. Kinder spielen

in Scharen auf dem offenen Platze vor dem Posthause, wo der Wagen hält.

War es das eigenthümlich rothe Licht des Sonnenunterganges, das mir Alles so freundlich und heiter erscheinen ließ?

Jetzt ist es spät, wir haben bei unseren Gastgebern freundliche Aufnahme gefunden, und ich will schließen, denn morgen reiten wir mit der Sonne aus. Draußen ist es still geworden, unsere Nachbarn, die in einer einst christlichen Basilica hausen, haben schon ihr Oellicht ausgelöscht. Wäre nicht die Weiterreise auf morgen angesetzt, ich bliebe gern noch hier oben in dem Städtchen, das eine uralte Vergangenheit hat und manchen Rest aus römischer Zeit bewahrt.

II.

1. October. Sers.

Ich könnte, wie Madame de Sévigné sagt, „vous le donner en mille,“ Ihr würdet nicht errathen, von wo und wie ich Euch schreibe. So einsam liegt das Haus des Kaid Affif, so weit von aller Civilisation, daß Ihr es kaum auf der Karte finden werdet. Ich sitze bei einem mitgebrachten Licht in einem Haremszimmer, durch dessen winziges vergittertes Fenster der Mond scheint. Auf dem Divan mit rothkattunenen Kissen schläft Adalgisa, und ich will Euch in Eile ein paar Worte schreiben, die ein Bote morgen nach Kef zur Post tragen soll.

Rings umher herrscht Todtenstille, dann und wann von dem Gebell der Beduinenhunde unterbrochen. Wäre das Fensterchen nicht so hoch und so eng vergittert, ich würde hinausschauen und Euch von der weiten Ebene und den schwarzen Zelten im Mondschein erzählen. Doch ich sehe nur das lange, schmale Gemach mit Divanen an den Wänden, mir gegenüber einen Bey mit Riesenschnurrbart, in Lebensgröße auf die Wand gemalt, einen blinden Spiegel, hinter dem ein Fächer aus Pfauenwedeln steckt, und ein niedriges Tischchen, auf dem neben abgebrannten Räucherkerzchen ein paar Frauenpantoffeln liegen.

Wir sind heute früh um vier von Kef aufgebrochen. Es war noch stockfinster, und der Mond stand am Himmel, als die Pferde schon gesattelt vor der Hausthür stampften. Ich zog eilend mein Reitkleid an, schlang einen englischen Turban um meine Mütze, und wir stiegen auf, gefolgt von dem bewaffneten Spahi, der uns als Führer dienen sollte. Denkt euch einen mageren, braunen Gesellen, in blauem Mantel, die Kapuze halb über's Gesicht gezogen, auf einem Sattel von rothem Leder mit hoher Rückenlehne, den Revolver im Halfter, die Füße in schweren ciselirten Steigbügeln, die zugleich als Sporen dienen müssen. Im Schritt ritten wir durch die noch schlafende Stadt zum Thor hinaus. Adalgisa wurde von dem italienischen Postillon sammt dem Gepäck auf einem zweirädrigen Cabriolet

gefahren, das, so lange es der Weg erlaubte, im Trabe uns weit voraus war, doch späterhin bei jedem zu passirenden Flusse im Schlamme stecken blieb. — Die Luft war kühl, und der Thau lag auf dem niedrigem Grase, Morgennebel verbargen die Berge, und wir stiegen langsam von der Höhe hinunter in die Ebene. Ich hätte gern dort unten auf der weiten Fläche einen Trab versucht; doch wie der Schweizerführer den Eifer des Steigenden dämpft, welcher glaubt, den Gipfel im Sturme zu erreichen, so ermahnten mich auch meine reisegeübten Begleiter, das Pferd zu schonen, damit ich nicht auf halbem Wege liegen bliebe. So verfolgten wir immer in demselben gleichmäßigen Schritt den Weg, der, leicht gewellt, bald sich hob, bald sich senkte. Schon gegen sieben Uhr machte sich die steigende Sonne fühlbar und brannte uns heiß auf den Nacken. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, der Kef war verschwunden, andere Berge hatten sich vorgeschoben. Wir ritten durch ausgetrocknete Bäche und rieselnde Flüßchen, an denen unsere Pferde tranken, vor den Augen die sich endlos ausdehnende Fläche mit den Bergen am Horizont. Es mochte gegen elf Uhr sein, sieben Stunden Wegs lagen hinter uns, als wir an eine einsame Saline kamen. Hier, am Ufer eines träge dahinfließenden salzigen Baches standen ein paar elende Lehmhütten, von ihren Bewohnern verlassen, die ihre Heimstätte vielleicht schon lange an einem

anderen Orte gesucht hatten, wo der Gewinn leichter zu finden war. Im Schatten einer dieser mit Reisig und Halfa gedeckten Gurbis, wie sie der Sprachgebrauch der Europäer nennt, machten wir Rast. Aus den Satteltaschen wurde das Frühstück geholt und mit dem Spahi getheilt. Der Kutscher brachte unter dem Bock seines Wagens ein thönernes Gefäß mit frischem Wasser hervor — ein Genuß, den nur der verstehen kann, der einmal in diesem Lande reiste.

Wenn wir in Tunis, bei manchem Spaziergang um die Thore der Stadt, im Anblick des Volkes und der Heerden am Brunnen, an das Neue Testament gemahnt wurden, weil uns plötzlich die Bilder zu jener uns so altbekannten und doch so fremden Welt vor Augen standen, so kamen mir bei dem heutigen Ritt durch das wasserarme Land die Reisen Isaak's und Jakob's in den Sinn. Wie Isaak von dannen zog und sein Gezelt im Grunde Gerar aufschlug und die Wasserbrunnen graben ließ, wie sich die Hirten um das Wasser zankten und Brunnen um Brunnen gruben, bis Wasser für Alle da war, und doch Isaak nach kurzem Aufenthalte einen neuen Wohnort wählte: so ziehen die Beduinen für den Bedarf täglicher Nahrung mit ihrem Zelt von Weideplatz zu Weideplatz und lagern dort, wo sie Wasser finden für sich und ihre Heerden, um wieder aufzubrechen, sobald der Acker abgeerntet und die Quellen versiegt sind.

Lange konnten wir nicht die Ruhe genießen, es galt wieder zu Pferde steigen, wollten wir bei Zeiten die Nachtherberge erreichen. Die endlosen Flächen, mit Halfagras und stachlichtem Ginster bewachsen, wollten kein Ende nehmen. Beim Flüßchen Tessâa, das in einem tiefen Bett über Schlamm und Steine fließt, machte uns der steckengebliebene Wagen großen Zeitverlust, die Wege wurden jetzt tiefer, die Ebene zeigte fruchtbares Weideland und das Vorwärtsgehen war beschwerlich. Endlich erschien unter einer Gruppe von grünen Bäumen ein weißer Punkt, das einzige steinerne Haus auf Meilen im Umkreise.

Gegen vier Uhr sind wir hier im sogenannten Bordj-el-Affif angelangt. Es liegt unter Maulbeerbäumen, von den großen schwarzen Zelten umgeben, unter denen der Stamm der Bni-Rezek haust. Der Kaid, oder Stammeshäuptling, kam uns entgegen. Ein großer, magerer Mann, in den Vierzigern, in ein schönes Gewand von pfirsich-blüthener Seide gekleidet, um den Kopf einen gestickten Turban. Wir mußten uns in ein kühles Zimmer am Hofplatz setzen, Kaffee trinken und auf manche Fragen Antwort geben.

Ihr könnt Euch denken, wie müde ich war nach dem ungewohnt langen Ritt. Aber an Erholung war nicht zu denken, denn der Araber ist ein anspruchs-

voller Gastgeber, zumal wenn er in der Abgeschiedenheit lebt, und ihm das Geschick einen arabisch sprechenden „Dif-Allah“, d. i. Gast Allah's, zugeführt hat. Der ganze Hofplatz war voll müßiger Zuschauer. Männer und Knaben in Hirtenkleidern, alte, zahnlose Dienerinnen in blauen Gewändern Alles hockte im Kreise um die Thür. An dem Ausgange des Nachbarzeltes hielten sich neugierig halbverschleierte Frauen, die, sobald man einen Blick auf sie richtete, kichernd verschwanden. In dem Ehrengemach selbst, wo wir unsere müden Glieder ausruhten, hatte nur die Familie Zutritt, doch schien diese ohne Ende nach dem „Dutzend Anverwandter“ zu schließen, das, den Rosenkranz in den Händen, die Pantoffeln am Eingange abstreifend, sich zu uns auf die Matte setzte. Der dicke Si-Skander in braunem Mantel, der dünne Si-Taher in silbergrauem Burnus, unzählige Mohammeds und Alis in rothen und grünen Talaren mußten begrüßt und mit Achtung behandelt werden. Bei dem Berg von großen und kleinen, neuen und alten Schuhen an der Thürschwelle dachte ich an das Märchen von den „Pantoffeln des Abou-Taleb“, das uns Kindern einst so viel Mitleid mit dem unglücklichen Schuhverwechsler einflößte. Als heute die zahlreiche Gesellschaft das Zimmer verließ, uns einen Augenblick Ruhe gönnend, wußte ein Jeder seine Fußbekleidung aus dem Chaos heraus zu finden, wie es denn dem Muselmann ganz unverständlich ist, daß sein Pseudolandsmann in der

Hauff'schen Erzählung den Mißgriff begehen konnte, die Pantoffeln seines Nachbars mitzunehmen. (Ich hatte nämlich die Geschichte zum Besten gegeben, aber wenig Verständniß dafür gefunden.)

Nachdem wir mit Mühe etwas Wasser bekommen hatten, um uns vom Staub zu befreien, erschien der Sohn des Gastgebers, Si-Abbou, ein junger Mensch mit den Alluren eines verzogenen Kindes, dessen schönes, blasses Gesicht einen melancholischen und verweichlichten Ausdruck zeigte. Er wollte mich zu den Frauen führen, die darauf brannten, die Christin zu sehen.

Oben in dem großen Harem, wo ich jetzt schreibe, besuchte ich die Mutter des Kaids, eine alte Beduinin mit classischen Zügen. (Die „Töchter Rezek" sind wegen ihrer Schönheit berühmt.) Ihr weißes Haar ist hochroth gefärbt, sie ist mit Gold und Silberschmuck bedeckt, doch in der blauen Kleidung ihres Stammes. Neben ihr schwatzte und kicherte eine ganze Schar junger Weiber, darunter manch' reizendes Gesicht von schwarzen Locken eingefaßt. In dem Hause des Kaids sind drei Familien untergebracht. Die drei Stammhäupter haben je zwei Frauen. Der Vater Kaid besitzt neben einer Beduinin eine schmachtende Tunesierin; sein achtzehnjähriger Sohn, der eben genannte Si-Abbou, ist mit deren Mutter verheirathet. Ich überlasse es Euch, diese verwickelte Verwandtschaftsfrage, wie man der Schwiegervater

seines Vaters sein kann, zu lösen, und will nur noch hinzufügen, daß Abbou mit der Rollenvertheilung ganz zufrieden ist, da es seinem Vater als Kaid gebührt, die jüngere und schönere Frau zu haben.

Den Abend haben wir im Gespräch auf dem Hofplatz verbracht. Welch' herrliches Gefühl von Stille beschleicht einen in dieser Einsamkeit, wo kein Geräusch den Frieden der Abendstille unterbricht, wo die Hirten ihre Feuer anzünden, wenn der Abendstern an dem rosigen Himmel erscheint. Es ist dieselbe Empfindung, wie sie der Reisende fühlt, vor dessen Augen die Küste verschwunden ist. Rings hohe See und für Tage stille Sicherheit vor all' den Schmerzen, die der Mensch dem Menschen bereitet.

Erst nach eingebrochener Dunkelheit wurde uns nach der Sitte des Landes das Abendessen aufgetragen. Die ceremoniöse arabische Gastfreundschaft verlangte, daß wir erst allein mit dem Hausherrn von der stark gepfefferten Speise essen sollten, einem Kuskus aus Griesmehl mit Huhn in Oel gedämpft. Nachdem wir uns die Hände gewaschen hatten, machten sich die übrigen Familienglieder an die Reste. Adalgisa und der Spahi hatten auch ihr Theil.

Jetzt sind wir oben im Harem, der uns zur Verfügung gestellt ist. Ich will gleich die verdiente Ruhe in dem Riesenbett mit den gelbkattunenen Kissen suchen.

Unten auf dem Hofe schläft der Spahi in seinen Mantel gewickelt. Morgen früh um vier geht es weiter.

III.

Hamada, 5. October.

Seit zwei Tagen sind wir nun schon hier oben in der Höhe am Ziel. Wir haben die Kärrner, die unsere wenigen Möbel von Tunis herführten, bei unserer Ankunft vorgefunden, und nach einiger Arbeit sieht es um mich herum schon ganz freundlich aus. Auf dem felsigen Fußboden unserer Hütte liegen arabische Matten und ein paar Schakalfelle; die schmalen Fenster sind mit Gardinen von roth und weißem Turbanstoff verhängt, in einer Ecke des Zimmers steht ein kleiner bunter Divan, davor liegt ein Teppich von Kairuan. Ein paar leichte Pariser Korbstühle vervollständigen diese einfache Saloneinrichtung, deren Heraufschaffung bis hier manche Mühe gekostet hat. Ich sitze an meinem kleinen tunesischen Schreibtisch mit den Blumenranken auf Goldgrund, und will Euch erzählen, wie das Ende der Reise verlief.

Die Nacht beim Kaid verging nur allzu rasch. Um vier Uhr klopfte es an die Haremsthür, es war der Spahi, der zum Aufbruch mahnte. Eilig wurden unsere Sachen zusammengepackt; es gab weder Frühstück noch frisches Wasser für die Morgentoilette, denn die Meute der Wächterhunde tobte noch um das

Haus, und Niemand wagte sich in der Dunkelheit zum Brunnen. Während die Pferde gesattelt wurden, saß ich mit Adalgisa auf der Thürschwelle am Hof und sah in die Dämmerung hinaus, wo die Sterne vor den ersten Strahlen der Morgenröthe erblaßten.

Es mag für Europa wahr sein, daß die Welt ein Kerker ist, und Freiheit und Unendlichkeit nur in der Menschenseele zu finden sind. Hier liegt die Welt weit und grenzenlos vor uns, und wir sind es, die die Enge und Convention mit uns umhertragen. —

Wir stiegen zu Pferde, nahmen von unserem Gastgeber Abschied und ritten nun in der frischen Morgenluft fröhlich den Bergen zu. Adalgisa folgte im „Phaeton", der jedoch weit hinter uns zurückblieb und bald unseren Blicken entschwand. Es begegneten uns eine Menge berittener Araber, die zum Dienstagsmarkt nach dem Funduk des Kaid zogen und den ihnen wohlbekannten Doctor freundlich begrüßten. Am Fuße des Gebirges, wo die Straße zur Hamada hinaufführt, liegt unter reichbelaubten Oliven das Dorf Elles, „die Oleander", nach den schönen rothblühenden Büschen so genannt, die das Bett des vorbeifließenden Baches einfassen. Die niedrigen Hütten sind aus rohem Stein erbaut, hie und da stützt eine römische Säule den Eingang zu dem höhlen ähnlichen Bau. Die Vegetation des zu einer schmalen Schlucht sich öffnenden Bergabhanges, an

den das Dorf gebaut ist, übertrifft an Frische und Ueppigkeit Alles, was ich bis jetzt in Tunesien sah. In dem vor Winden geschützten Thal haben sich die Oliven und Karubenbäume in schönen Formen entfaltet und werfen tiefe Schatten auf das zarte Grün, das den Boden bedeckt. Am Wege liegen Riesendolmen, Grabkammern aus punischer Vorzeit, die den Dorfkindern zum Tummelplatz ihrer Spiele dienen. Wir eilten vorüber, immer bergan. Mein arabisches Pferdchen, ein Rothfuchs mit weißem Schweif, setzte seine Hufen so sicher wie ein Maulthier auf den felsigen Grund. Je höher man steigt, desto steiler wird der Pfad, die Bergwände heben sich rechts und links in Tafelform. Oben kreisen Adler und Lämmergeier um die Felsspitzen, die in zartem Gelbgrau glänzen. Ueberall herrscht dieselbe Harmonie der Farben: weißlicher Rosmarin mit mattblauen Blüthen, blaugraue Scabiosen und Haide mit rosigen Dolden, seegrünes Halfagras und stachlicher, schwarzgrüner Wachholder bedecken die Abhänge. Die Luft ist würzig und klar, Lerchen steigen singend zum Himmel auf. Links führt ein Pfad zu dem Dörfchen Magroua, von seltsamen antiken Steinen eingefaßt; noch ein Stück Wegs, und die Höhe ist erreicht. Bergwände, nackt und kahl, schließen den Blick nach Norden ab, ein Feld von Steinen liegt vor uns, — im Südosten breitet sich die Hochebene aus, in der man deutlich die Ruinen der antiken Stadt Macter er-

kennt, rings schließt ein Kreis von Bergen das Bild ein. Wir sind 3500 Fuß hoch.

Es war elf Uhr geworden, die Sonne brannte herab auf das Geröll. Als wir um die letzte Felswand bogen, zeigte man mir eine Gruppe von Oliven und niedrigen Hütten, unseren neuen Wohnort. Die Glieder waren mir steif nach dem zweitägigen Ritt, und wir sehnten uns nach Kühle unter einem schützenden Dach. Während wir uns auf einem nothdürftig hergerichteten Lager ausruhten, sollte unsere arme Piemontesin manches Abenteuer bestehen. Unter unsäglichen Mühen war ihr Fuhrwerk nach zwölfstündiger Fahrt in Elles angekommen. Dort stürzte der Wagen um, die Pferde versagten den Dienst, und hätten wir nicht einen Reiter hinuntergeschickt, um die Verlorene zu suchen, sie säße noch auf dem Dolmenstein am Weg, ohne Nahrung, nicht aus, nicht ein wissend. Bei Nacht und Nebel kam sie hinter ihrem Beschützer auf dem Pferde reitend an, mich mit den Worten begrüßend: „cospetto, che diavolo d'un paëse!"

IV.

16. October.

Draußen tobt der Wind, Regen und Nebel hüllen uns ein, die Wolken lagern vor den Fenstern. Ich kann nicht ins Freie, denn der Sturm hält die Thüre zu; so will ich meinen Nachmittag benutzen, Euch in unser Leben hier oben einzuführen.

Bis jetzt habe ich wenig von der Außenwelt gesehen — die Einrichtung unserer Hütte nahm mich ganz in Anspruch. Nur ein einziges Mal konnte ich eine kleine Entdeckungsreise in die Felsen unternehmen, bis an den Abhang, der wenige Schritte vom Hause steil in die Tiefe abfällt. Unten fließt ein Bach, der, jetzt nach den Regengüssen, in Cascaden schäumend bis ins Thal stürzt, wo er zwischen Brombeer- und Jelängerjelieber-Ranken ein natürliches Bassin bildet, um dann als friedliche Quelle die Ebene zu bewässern. Aus dem Fenster, an dem ich schreibe, sehe ich ihn an sonnigen Tagen wie einen Silberstreifen am Fuß der Bergkette. Jetzt liegt ein dichter, weißer Wolkenschleier über der ganzen Natur. Die Hühner auf dem Hofe sitzen frierend unter der Dachkante, kein Mensch wagt sich hinaus.

Gestern, während Adalgisa eine „bugata", d. h. große Wäsche machte, räumte ich meine Küche ein, einen winzigen Raum, dessen Thür auf die Felsen mündet, so daß man drinnen fast wie im Freien dem Regen und Sturm ausgesetzt ist. Als ich, um einen aus Latten gefügten Schrank umzustellen, mein Geschirr draußen auf einen Tisch gesetzt hatte, ergriff der Wind die Schüsseln, und hätte ich mich nicht mit ausgebreiteten Armen, um Hülfe rufend, darüber gelegt, so hätten sie alle das Schicksal eines Tellers gehabt, der über eine steinerne Mauer hinweg in den Abgrund flog. Adalgisa wurde fast den Berg hinuntergeweht, wie sie nach

Wasser zur Quelle steigen wollte. Ein Hirt rettete sie. Für hier zu Lande ist ein Mädchen dieser Art Goldes werth. Sie kennt die Araber, da sie vier Jahre bei Gabes in der Wüste, als Wäscherin für französische Truppen, lebte, hat die guten Eigenschaften, über nichts in Erstaunen zu gerathen, sich nie allzu sehr zu eilen und als Devise die Worte: „pazienza, pazienza.“

Trotz der herbstlich grauen Tage sind wir nicht so allein, als Ihr denken mögt. Alle Augenblicke klopft es an die Thür, und es erscheint eine Gestalt in weißen Gewändern, die uns freundlich begrüßt. Es sind Scheiks und Stammälteste der Umgegend, die, hocherfreut, arabisch sprechen zu können, und eine kleine Büchersammlung zu finden, sich bei uns die Zeit vertreiben, die wohl nirgends in so reichem Maße vorhanden ist, wie hier zu Lande. Meine „Tausend und eine Nacht“ in den rothen Lederbänden wandert von Hand zu Hand, der schön geschriebene Koran wird bewundert. Man sitzt im Kreise bei einem Täßchen Kaffee, und die Unterhaltung geht ihren Gang. Kadi und Mufti, zwei alte Brüder mit ehrwürdigen weißen Bärten, goldenen Brillen auf den Hakennasen und gelben Schnabelschuhen an den Füßen, erzählen von Mekka und der Pilgerfahrt, von den Wundern der Kaaba und der bunten Gesellschaft der Wallfahrer, die sich dort versammelt. Bel-Kassem, ein sieben Fuß langer Riese

aus dem Dorfe Elles, unterweist uns in Grammatik und Metrik, sein jüngerer Bruder Tajeb liest uns mit glühendem Interesse die „Reisen des Sindbad" vor. Donnerstags erscheint die Esaugestalt Ibrahim's mit einem Hasen im Jagdnetz; er ist „rauh" wie der biblische Jäger, trägt immer seine Steinschloßflinte auf dem Rücken und gäbe statt um ein Linsengericht seine Erstgeburt um ein Pfund Pulver weg. — Neben ihm fehlt selten ein altes Weib mit einem einzigen Zahn, das ich die „Hexe von Endor" getauft habe. Sie weiß mit einem schwarzen Huhn, am Freitag geschlachtet, die Eingeweide auf einem Kreuzweg gestreut, alle Krankheiten zu heilen, was sie jedoch nicht abhält, für ihre eigenen Leiden den Arzt aufzusuchen. — Morgens früh, wenn ich mein Fenster öffne, sehe ich Scharen von Beduinen mit Weibern und Kindern am Hause hocken, und wenn ich über den Hofplatz gehe, halten sie mich am Kleide und flehen um Arznei. Die Leute kommen stundenweit her, wie die Weisen aus dem Morgenland, weil sie gehört haben, der Doctor sei wieder da. So trug eine uralte Großmutter ihre vierzehnjährige lahme Enkelin auf dem Rücken hier herauf. Ein Hirt brachte sein Töchterchen, das ein Pferd am Kopf verletzt hatte; die Wunde war mit Fett und Honig verklebt, nach arabischer Sitte, und heilt dennoch aufs Beste. Ein Anderer führt seine schöne blasse, mit Schmuck bedeckte Frau auf einem Eselchen her, das

Kind auf den Rücken der Mutter gebunden, eine Illustration zu der Flucht aus Aegyptenland.

Freitags ist Markttag. Unter den Oliven im Thal sind kleine Zelte aufgeschlagen, darinnen halten die Beduinen ihre Waaren feil. Gemüse, Obst, Thonwaaren und einige wenige Baumwollenstoffe, messingener Schmuck, Nägel, Zwirn und Kameelwolle liegen sorgfältig ausgebreitet in Reihen da. An einem Ende werden Hammel und Kälber, an einem anderen Hühner ausgeboten. Ein dichter Kreis von gekoppelten Eseln, Maulthieren und Pferden umgiebt den Platz. Das Stimmgewirr der feilschenden Menge, das Wiehern der Pferde, das Brüllen des Viehes tönt bis zu uns herauf. Als ich letzten Freitag unten war, erregte es einiges Aufsehen. Mancher mochte nie eine Europäerin gesehen haben; ein junger Bursche entfloh, als ich ihn anredete. Um ein paar Nägel zu erstehen, kam ich an das Zelt eines lustigen Alten, der wie ein Pascha unter seiner Waare saß und schlechtweg „Bou setta" (Vater sechs) genannt wurde, weil er an jeder Hand sechs Finger hat.

Nun habe ich Euch unsere hiesige Gesellschaft gemalt, es fehlt nur noch die Beschreibung der Thiere, die zum Hause gehören, des Schakals an der Kette, des gelben Beduinenhundes, der häßlich ist, aber treu wie der Pudel des Just, der zierlichen Gazelle. . . . . — Doch da klopft es schon wieder an die Thür. Ein Windstoß, Regen und Kälte dringen herein, und

mit ihm ein grauer Burnus und Riesencapuze, auf hohen Stiefeln. Es ist unser Freund Muhammed-el-Barni, dessen Geschichte ich für ein andermal aufhebe.

V.

21. October.

Nach Stürmen ohne Ende war heute der erste schöne Tag, und wir konnten endlich unseren Plan ausführen, die Ruinen von Macter zu besuchen. Bei strahlendem Himmel und warmem Sonnenschein brachen wir Nachmittags um zwei Uhr auf und ritten bergab nach der Ebene zu, in der die Feigenbäume und Oliven von Macter mit ihrem Grün wie eine Oase von Weitem erkennbar sind. Hier sind die Abhänge nur mit Haidekraut und Halfa bestanden und jetzt nach den ersten Regen von winzigen lila Crocus wie besäet.

An einem so herrlichen Tage, in frischer Bergluft den Blick in die schöne Ferne gerichtet, in den Sonnenschein hinausreitend, dachte ich an die Worte des Tieck'schen Liedes, daß es „keinen je gereut hat, der ein Roß bestiegen".

Bevor man das Dorf Macter erreicht, muß man dreimal durch einen Bach hindurch, der in vielfachen Windungen über Steine rieselt; dann noch ein Stück Weges bergan, und man sieht schon den großen Triumphbogen sich gegen den Himmel abzeichnen. Unter Feigenbäumen liegen ein paar Zelte und niedrige

Hütten aus Trümmersteinen der antiken Stadt gebaut. Hunde stürzten daraus hervor, auf unsere Saada, die unzweifelhaft zerrissen worden wäre, hätte nicht das Gebell ein paar Frauen herbeigelockt, die mit Steinen die Angreifer verscheuchten.

Jenseits eines zweiten Baches, dessen stürmischer Lauf ein tiefes Bett in den Boden gegraben und einen römischen Bogen bis auf halbe Höhe versandet hat, breitet sich die Trümmerstätte aus. Ein so eigenartig malerisches Bild von Größe und Unberührtheit, wie in dem modernen Italien keines mehr zu finden ist. Soweit das Auge reicht, steht Säulenstumpf an Säulenstumpf, dazwischen sind Grabsteine mit Inschriften aufgerichtet, Mauerreste, Quadern von schönstem Ebenmaß erheben sich aus dem mit Steinen übersäeten Boden; ein Tempel, der Diana geweiht, weiterhin ein zweiter Triumphbogen, ein hoher, schön erhaltener Thurm mit Basreliefs zeugen für die einstige Bedeutung der Stadt.

In einem der Bögen hat der französische Contrôleur-civil sein Bureau eingerichtet. Es war gerade Markttag und die Kadi's und Chalifa's der Umgegend bei ihm versammelt. An den Säulen hielt sich ein Troß von Dienern und Neugierigen in bunter Tracht, die schön gesattelten Maulthiere und Pferde am Zaum führend.

Die Straße verfolgend, kommt man an einen massiven, dunkelfarbigen Bau, wohl ein frühchristliches oder gar mittelalterliches Befestigungswerk, dessen

Thürme gestürzt und dessen Mauern geborsten sind. In einer Wölbung dieser Räume hat der französische Beamte sein Wohnhaus gebaut. Im Hofe, zwischen Torsen und Inschriften, tummelte sich ein lustiges Völkchen von Federvieh, neben einer Togafigur schlug ein Pfau sein Rad. Am Thor lagerten einige Reisig beladene Kameele, mit dem ihnen eigenthümlichen Ausdruck von überlegener Ruhe und Selbstzufriedenheit Cactusblätter kauend, wobei ihre eisernen Amulette gegen den bösen Blick wie Heerdenglocken leise läuteten. . . . .

Wir streiften lange unter den Steinen auf den Feldern umher, bis die sinkende Sonne an den Heimweg mahnte. Die einst von Römern erbaute Straße führt auf einem Umweg gegen Westen wieder zur Hamada zurück. Noch lange, als Macter schon in der Dämmerung hinter uns versunken war, begegneten uns auf jedem Schritte Spuren der Vergangenheit. Der Eindruck der weiten Fläche im Frieden eines Kirchhofes war groß und nachhaltig. Schweigend ritten wir bei einbrechender Nacht den Bergen zu, manchen Hügel hinauf und steinigen Pfad hinab, wo es galt, fest im Sattel sitzen und sein Pferd halten, denn es scheute vor den Schatten, die über den Felsspalten lagerten. Das Licht der in dem nächtlich blauen Himmel leuchtenden Sterne diente uns als Führer; der röthliche Mars warf so blendende Strahlen, daß mir die Augen flimmerten bei dem grellen Contrast mit der um-

gebenden Dunkelheit, und der Weg vor ihnen verschwand. Ich dankte Gott, als wir glücklich oben anlangten, wo uns Adalgisa mit der Lampe und einer Schüssel genuesischer „ravioli“ erwartete.

Jetzt ist es Nacht, wir haben unser Oefchen geheizt, denn draußen ist es kalt. Während ich schreibe, fällt ein Schuß, es wird einer der Nachbarn sein, der auf einen Schakal schießt. Es wimmelt hier von solchen Thieren, zumal am Markttag, wo sie unter den Oliven ihre Nahrung suchen. Manchmal schleichen sie gar bis an die Küchenthür und erschrecken die ahnungslose Piemontesin, die am Heerde hantirt.

VI.

30. October.

Wir haben Gäste zum Frühstück gehabt. — Um sie, und vor Allem ihre religiöse Ueberzeugung zu ehren, war Alles auf gut muselmännisch mit Oel zubereitet. Adalgisa meinte allerdings, ich mache zu viel Umstände, die Araber seien alle „cassatesti“, würden doch nicht zufrieden sein und die Hälfte stehen lassen; ich aber wollte die europäische Gastfreundschaft zu Ehren bringen und hörte nicht auf ihren Rath. Der Tisch war sauber gedeckt mit weißer Serviette und meinem besten Silberzeug. Um elf Uhr erschienen die Geladenen. Bel-Kassem aus Elles mit seinem Bruder Tajeb und Herr Salem-Debbich, ein

Häuptling der Ouled-Ajar. Bis es Zeit zum Essen war, wärmte man sich am Ofen, und Bel-Kassem las laut das Märchen von dem „Schneider und dem Buckligen“ aus Tausend und eine Nacht vor, was die Anderen mit offenem Munde anhörten. Dann wurde aufgetragen, und man setzte sich zu Tisch. Kaum war das übliche „bismillah“ gesprochen, so ergriff schon Tajeb die Wasserflasche, um sie an den Mund zu führen, während die übrigen Gäste es sich angelegen sein ließen, jedes Stück Tischgeräthe einer genauen Prüfung zu unterziehen und an einen falschen Platz zu stellen. Mit den Speisen ging es nicht besser, sie wurden berochen und nach rechts und links gewendet, keiner wagte sich daran. Sich verstohlene Winke gebend und leise Gebete murmelnd, griffen sie endlich zu. Der Gabel ungewohnt, mußten die Finger ihre Stelle vertreten. Bald zeigte das Tischtuch allerlei Spuren des Genossenen. Doch unsere Gäste waren durchaus nicht befriedigt, was ihre Blicke deutlich ausdrückten. Als ich gar wagte, ihnen ein Hühnerragout vorzusetzen, und dabei auf dringende Fragen gestehen mußte, daß das Huhn nicht im Namen Allah's geschlachtet war, ließen sie es mit Verachtung stehen. Schließlich hoben sie die Tafel auf, als es ihnen beliebte, winkten durch das Fenster ihre Sippe herbei und tractirten sie mit Kuchen, indem sie einstimmig versicherten, mein Gebäck sei nichts werth und ihr eigenes viel besser!

Ich habe geschworen, daß es das letzte Mal ist, daß ich mir solche Gäste lade.

VII.

30. November.

Früh um acht Uhr sind wir mit Frühstück und Zeichenbuch in der Satteltasche fortgeritten nach der Römerstadt Zenfour, die, fünfundzwanzig Kilometer weit, unten in der Ebene liegt. Es ging durch ein enges Seitenthal, das rechts und links von Felsen eingefaßt ist, langsam über Geröll einen sich windenden Pfad bergauf und endlich den Nordabhang des Gebirges hinunter ins Felsenthal von Elles. Dort hängen wildgeformte Steinblöcke über den schmalen Fußsteig, als wollten sie den Wanderer zerschmettern. Der unten fließende Gebirgsbach hat tiefe Höhlen ins Gestein gegraben, die von Geiern und Adlern bewohnt sind. Gegenüber, an einem natürlichen Felsenthor, hat ein Hirt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und kauert flöteblasend im Schatten desselben.

Der Morgen war herrlich, überall Lerchengesang, rauschende Bäche, Pinien und Eichen im frischen Grün, darunter blühendes Haidekraut in Menge. Nach einer Stunde hatten wir Elles erreicht, riefen am Ausgang des Dorfes einen pflügenden Beduinen an, um uns den Weg zu weisen unter den vielen, die die Ebene durchkreuzen und trabten noch zwei gute Stunden, ehe die Ruinen von Zenfour vor uns lagen. An einem

Bogen von Riesendimensionen machten wir Halt, banden unsere Pferde an und theilten das Frühstück.

Ich kann sagen, daß nirgends in der Welt man so gute und glückliche Stunden verlebt als in dieser afrikanischen Einsamkeit, unter freiem Himmel, an einem klaren Herbsttag. Der Gedanke an den grauen nordischen Himmel, an das Treiben der Großstädte, an die moderne Hast, mit der dort so Mancher sein Leben dahinbringt, hebt nur die Freude an der Ruhe, Stille, Unberührtheit und Größe dieser wahren Natur. — In einem munter herantrabenden Reiter erkannten wir Freund Bel-Kassem. Er mußte sich zu mir setzen, ich machte eine Skizze zur Erinnerung an den schönen Tag, und dann gesellten wir uns zu einem Häufchen Araber, die in einiger Entfernung Heuschreckeneier sammelten und aufschichteten, um sie dann zu verbrennen — ein Dienst, den ein Jeder thun muß, um der drohenden Landplage vorzubeugen. Schon früh hieß es wieder aufbrechen, um vor Nacht nach Haus zu gelangen. Wir ritten noch im Kreise um die großartige Trümmerstätte, bewunderten die schön gefügten Steine eines Palastes, dessen Mauern fast gänzlich erhalten sind, und eilten dann mit Bel-Kassem nach Elles zu. Die Sonne sank, als wir an der Mühle des Dorfes hielten und im Kreise der ländlichen Gesellschaft ein Täßchen Kaffee trinken mußten — erst bei dunkler Nacht kamen wir oben an, von unsern Pferden über manchen schmalen Steg sicher getragen.

So vergehen die Tage mit Umherstreifen in Berg und Thal. Heute sind wir wieder weit draußen gewesen und haben inmitten der Hochebene von Macter einen antiken Tempel entdeckt, den die Araber „das steinerne Haus" nennen, und weiterhin an einem malerischen Bach eine cyklopische Burg, von Cactus dicht verwachsen, wie Dornröschens Schloß. Auf jedem Schritt sind die Römerstraßen erkennbar, die einst die großen Städte Macter, Mididi, Suakar und Zenfour verbanden. Mancher Mosaikrest tritt zu Tage, zumal wenn frischer Regen den Staub hinweggewaschen hat, jede Bodenerhöhung zeigt die Spuren einer einstigen Befestigung. Im Thal sehe ich von meinem Fenster aus die Ruinen eines Aquädukts. Wir sind zu Fuß bis hinunter gestiegen über Stock und Stein, ein hohler Baumstamm liegt als Brücke über den Bach, der Weg ist weit und beschwerlich.

Ob je eine Menschenseele diese in den Felsen gefügte Bögen besuchte?

Es blühen schon Erica, Gänseblümchen und brennende Liebe; die Meerzwiebel bekommt Riesenblätter. Dabei ist es Abends bitter kalt, und wir heizen unsern Ofen mit großen Knorren von Olivenholz, das uns auf Kameelsrücken aus dem Thal gebracht wurde.

VIII.

11. December.

Ich bin dem Bach in unserer Schlucht nachgegangen bis dahin, wo er lauwarm aus dem Felsen quillt. Auf den Bergspitzen liegt Schnee, der erste, den ich seit Jahren sah. In der Felsschlucht, dort wo sie am breitesten ist, haben Beduinen ihr Zelt aufgeschlagen. Der Vater ist ein weißbärtiger Sechziger, eine Patriarchengestalt, in ein grobes, erdfarbenes Gewand gekleidet, mit einem Riemen gegürtet. Die Frau ist jung, ein Bild überquellender Frische und Gesundheit. Sie trägt ihr kleinstes, acht Monate altes Kind auf dem Rücken in ihrem aufgeschürzten Kleide. Früh, wenn sie auf Arbeit geht in die Berge, um Holz zu suchen, wird die kleine Mahbouba in diese Naturwiege gesetzt. Die Sonne scheint auf das Kind, der Regen durchweicht es, sitzend schläft es, sich mit den Händchen an das Kleid klammernd, und sollte es Abends einmal zu sehr durchfroren sein, so wärmt die Mutter es an einem Kohlenbecken. Der älteste Sohn, ein schöner siebenjähriger Junge mit schwarzem Kraushaar und einem schweren Silberschmuck im rechten Ohr, liegt seit Tagen krank am Fieber. Die Geschwister trinken die Suppe weg, die ich täglich hinschicke, und in Ermangelung von Milch, die hier im Gebirge selten ist, nährt ihn die Mutter abwechselnd mit dem Säugling. — In dem schwarzen Zelt, aus Kameelshaar gewebt, liegt auf der Erde ein Stroh-

sack, darauf schläft Jung und Alt. Heute wurde der zweijährigen Fatma einziges Kleidungsstück, ein rothes Hemdchen, gewaschen, und das kleine braune Ding saß frierend und nackt auf dem Bettsack. Die Mutter kochte die Abendmahlzeit, Pfefferschoten auf Kohlen geröstet, die, mit Hirsebrot gegessen, auch den erstarrtesten Magen wärmen müssen.

IX.

19. December.

Wir haben den Dolmenberg von Hammam-Suakra besucht. In den Abhang über einem Bach, den eine römische Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbindet, sind wie Bienenzellen Dolme an Dolme in die Erde gegraben. Von oben mit Riesenfelsplatten gedeckt, an den Seiten von eben solchen gestützt, bilden sie tiefe höhlenartige Gewölbe, die wohl einst als Grabkammern dienten. Manche darunter sind so wohl erhalten, ihre Mauern so sorgfältig behauen, daß sich vermuthen läßt, die Römer hätten sie angelegt, die Bauform der Urbewohner des Gebirges nachahmend und vervollständigend.

Ein Beduine gesellte sich zu uns und bot uns in einer hölzernen Schale saure Ziegenmilch an. Er zeigte uns auch eine in den Bach gestürzte Inschrift und meinte, Allah's Fluch läge über den „Gläleb" (Dolmen), und eine Pest habe die einstigen Bewohner hinweggerafft.

Von der Römerstadt am andern Bachufer stehen noch Wartthurm und Brückenpfeiler, im schön erhaltenen

Triumphbogen wohnt eine Araberfamilie, in den Gewölben der unterirdischen Wasserleitung ist das Vieh untergebracht.

Der Tag war grau, und drohende Wolken sammelten sich um die Bergspitzen. Auf dem Rückweg zur Höhe kamen wir bei unsern Beduinen vorbei und sahen ein malerisches Bild. In dem dunklen Zelt brannte ein Oellämpchen, bei dem flackernden Schein kämmte die Mutter ihr langes schwarzes Haar und sang dazu. Die Kinder lagen in tiefem Schlafe auf dem Strohsack, der Vater kauerte, regungslos den Rosenkranz abbetend, in einer Ecke. Abd-es-Selam, der kleine Patient, ist in der Besserung, die Mutter hat ihm vom Markt messingene Ohrringe mit bunten Glasperlen und ein Hirtentäschchen mitgebracht, auch ein paar Schnürstiefel, die liegen neben ihm, und er sieht sie mit strahlenden Augen an.

Das Lied der Frau habe ich aufgeschrieben, es ist schön im arabischen Text — hier die Uebersetzung:

Arubi.

In der Sabbathnacht
Währte die Seligkeit,
In der Sonntagsnacht
Mußten wir scheiden.
War je eine Nacht
Süßer denn sie?
Unmuthsvoll barg sich
Die Sonne im Dunkel,

Eilete nicht
Dem Aufgang zu.
Ich aber gramvoll,
Tags nach der Trennung
Schnitt mir die Hand.
Doch wie der Arzt
Prüfend sie faßt:
„Was fühlst Du die Hand?
Schmerzt's doch im Herzen.“
Und der Arzt:
„So trinke,
Wasser von Rosen.“
Und ich: „Was helfen
Holz mir und Dornen?“
Er wiederum: „Schlürfe
Saft von der Rebe“.
Und ich: „Was kommt mir
Von Weinstock und Traube?“
„Nun denn, so nimm
Honig den süßen.“
„Kam Heilung je
Von Bienenwaben?“
Da sprach der Arzt:
„Dich dürstet nach
Wasser der Liebe.“
Und ich als Erwid'rung:
„Wahrlich, o Herr,
Von ihr allein,
Von ihren Lippen
Trink' ich Genesung!“
Thränen, fluthenweis,
Dunkeln darob
Dem Weisen das Aug'.

Weinend spricht er:
„Allah, fürwahr!
Trennung schaffend,
Ewig, allmächtig.
Allah einzig
Heilet allein!“

X.

25. Januar.

„Gelobt sei der einige Gott!“

„Dem hochgeehrten, dem edlen, dem ehrwürdigen Herrn Arzt in Hamada.

Gott segne Euch und sei Euch gnädig. Amen. Der Friede sei mit Euch und der Segen des Herrn — er sei hochgelobt! — und sein Heil! Ich aber bitte für Euer Gnaden, daß Allah Euch segnen und Eure Wünsche erfüllen möge. Fragt Ihr hinwieder nach unserer Gesundheit, so wisset, wir sind wohl und leben im Frieden — gelobt sei Allah dafür.

Wir bitten aber Euer Ehren, den Träger dieses Schreibens, den Pilger Mohammed-ben-Mustafa zu untersuchen, welcher an den Augen leidet, und ihm Arznei zu geben — die Genesung jedoch steht bei Allah, dem Erhabenen. So der Herr will, wird er es Euch lohnen. Lebet in Frieden und Glück, das Heil sei mit Euch.

Der vor seinem Herrn und Gott
geringe Mohammed-el-Barni.
Gott verzeihe ihm! Amen!“

Der Pilger Mohammed, der früh vor Tagesanbruch an unsere Thür klopfte, um diesen Brief zu überreichen, der auf Pergament geschrieben und im Turban bewahrt worden war, ist ein kleiner halbblinder Greis auf einem grauen Eselchen. Er kam aus der Gegend von Kairuan, drei Tagereisen weit her, mit einem ledernen Sack als einzigem Gepäckstück, das ihm Nachts als Kopfkissen dienen mußte. Diese Ziegenhaut hütete er mit feindseligen Blicken, als sei ein Schatz darin verborgen. Dann und wann griff er hinein und holte eine Handvoll gerösteten Gerstenmehls heraus, das er eine Weile in den Fingern knetete und dann verzehrte.

Als die Augen untersucht und gewaschen wurden, schrie er laut: „Bleibe bei mir, o Tochter!“ So blieb ich bei einer langen Operation und hielt seine Hände, während er mit klagendem Tone rief: „O Meister, befreie mich!“ Drei Tage verbrachte der wunderliche Alte hier oben, regungslos an einem Kohlenbecken kauernd, das ihm die mitleidige Adalgisa hinausbrachte, weil er über Frost geklagt hatte. Heute ist er mitsammt dem Bocksfell auf seinem Eselchen abgezogen in seine ferne Heimath, mit demselben mürrisch argwöhnischen Blick, mit dem er gekommen war.

XI.

13. Februar.

Der Winter ist eingekehrt. Bald einen Monat habe ich nicht geschrieben. Wir sind von Schnee und Sturm eingehüllt, unser Zimmer ist kalt, obgleich der Ofen heult, an Kochen in der Küche nicht zu denken. Eine weiße Decke liegt auf Pfannen und Schüsseln — unser arabischer Nachbar hat uns einen Kuskus geschickt, damit wir keinen Hunger litten. Der Knabe Abd-es-Selam brachte ihn in ein Tuch geknüpft durch den Schneesturm her. Unter dem Zelt soll es behaglich sein, meinte er, und lief, vergnügt über ein Silberstück, in seines Vaters Burnus und hohen Stiefeln, wieder in das tobende Wetter hinaus. — Der Besuch des Kindes war ein Intermezzo in der Stille, die schon seit Tagen in unserer Hütte herrscht. Der Doctor sitzt und studirt an einem Schädel, der mir grauenhaft ist; denn er stammt von einem Weibe aus Macter, das vor einigen zwanzig Jahren bei einer Hungersnoth von dem eignen Manne verschlungen worden.

Schwere Tropfen fallen von der Zimmerdecke, und wir rücken mit Tisch und Lampe umher. Wir müssen Zeltleinen spannen oder unter Regenschirmen schlafen. Ich mache mich auf einen schleunigen Auszug gefaßt.

Draußen tönt das Geschrei wilder Gänse, die über die Höhe ziehen.

---

14. Februar.

Ein trauriger Sonntag! Die Nacht unter den fallenden Tropfen war lang und kalt. Während wir heute früh beim Frühstück saßen und vergebens die Speisen vor dem eindringenden Regen zu schützen suchten, stürzte die Zimmerdecke Stück um Stück mit Getöse ein. Wir sind in die anstoßende Hütte geflohen, wo wir unter Sätteln und Zäumen frierend den Tag verbringen müssen, bis unsere Behausung wieder bewohnbar ist.

Ende Februar.

Wir leben im Exil, drüben im Sattelzimmer, denn unsre Hütte ist noch unbewohnbar.

Dabei steht draußen die schönste Sonne am Himmel. Es ist heiß wie im Sommer, und in den Bergen prangt die Natur im Frühlingsglanz. Die Halden sind grün, die Wiesen ein Teppich von Blumen. Im Dorfe Elles blühen die Mandelbäume, ganze Regionen sind in Duft getaucht, als wäre das Land ein großer Strauß. Auf den Seen in der Ebene lagern lange Reihen von Flamingos wie Rosenstreifen auf dem matten Blau des Wasserspiegels. Die Luft ist klar, tausendfältig wacht das Leben auf nach den fruchtbaren Regen. Die Araber, die der Winter in den Süden vertrieben hatte, kommen mit Hab und Gut, Weibern, Kindern und Kameelen ins Gebirge zurück. Auch der Markt, der an manchem Schneetage ausfiel, ist belebt, und die bekannten Gäste klopfen wieder an unsere Thür.

Tajeb bringt Sträuße von Narcissen und wilden Tulpen aus dem Thal. — Wenn die Sonne sinkt, sitze ich manchen Tag auf der Stufe vor der Küchenthür und sehe auf die Felswände, wo der Je-länger-je-lieber neu grünt. Adalgisa steht neben mir und erzählt von der Heimath, von Piemont und dem Vaterhaus, wo sie als vierzehntes Kind bei Polenta groß wurde, von den Wundern des Doms von Vercelli, von ihren Reisen und Abenteuern in der Wüste. Drüben, jenseits der Schlucht, ziehen die Heerden nach den Hürden, und Abd-es-Selam bläst die Schalmei in mannigfaltigen Modulationen. Die Nachbarn Beduinen kauern an der Felswand und sehen ins Weite, wo die Venus hinter den Bergen aufgeht. Und den gelben Hofhund streichelnd, schließt Adalgisa ihre Ausführungen mit den Worten: „e pure mi farà pena di partire di qui.“

XII.

10. März.

Wie ich heute früh aus der Thür trete, um einen Blick ins Freie zu thun, sehe ich einen Reiter zu Esel herankommen, der seinen Burnus sorgsam, in ein Bündel gefaltet, in der Hand trägt. Er steigt vor dem Hause ab und weist mir in seinem Mantel mit gleichmüthigem Gesicht ein Häufchen Knochen und einen menschlichen Schädel, in denen er, wie er meint, die Reste seines Bruders erkennt. Auf meine er-

staunten Fragen höre ich folgende Geschichte, die grausig klingt und ein wahres Drama enthält:

Vor zwei Monaten verschwand sein junger neunzehnjähriger Bruder auf unerklärliche Weise. Er war zum Markt nach Macter gegangen, wie er es jeden Sonnabend zu thun pflegte, und seitdem nicht wiedergesehen worden. Die Seinigen suchten vergeblich nach ihm und trösteten sich endlich, er sei wohl nach dem Süden gezogen, nach Kairuan oder Gafsa, und würde mit der Zeit zurückkehren. Doch es vergingen Tage und Wochen ohne Nachricht von dem Verlorenen, — da entdeckten arbeitende Frauen an einer einsamen Stelle an den Seen ein menschliches Gerippe.

An dem blutgetränkten Burnus glaubte die Familie ihren Sohn zu erkennen. — Der Volksmund wußte auch die Namen der Thäter zu nennen. Unter den Feigenbäumen von Macter wohnte eine schöne Frau, die, obgleich von dem alten einäugigen Gatten eifersüchtig bewacht, mit dem jungen Mann ein Liebesverhältniß unterhielt. An dem Markttag, von dem er nicht zurückkam, wollte man im Schatten der Ruinen ein altes Weib im Gespräch mit ihm gesehen haben. Ein Stelldichein, von dem Gatten als Falle benutzt, sollte ihm das Leben kosten. Wie er zum Zelt der Geliebten schlich, überfielen ihn die Brüder der Frau und ermordeten ihn. Nachts trugen sie den Leichnam ins freie Feld, wo ein dichter Schnee alle Spuren

der That zudeckte, bis Sonnenschein und Thau sie ans Licht brachten.

XIII.

Tunis, Ende April.

Ihr werdet fragen, wie es kommt, daß ich nach längerem Schweigen plötzlich einen Brief aus Tunis sende, und glaubt gewiß schon, daß ich am Ende meiner Erlebnisse bin und den Bergen und Thälern der Hamada für immer den Rücken gekehrt habe. — Nein, nur für wenige Tage bin ich hier, strömende Regen, die seit einer Woche unaufhaltsam vom Himmel stürzen, halten mich noch zurück. Den ersten schönen Tag jedoch werde ich von hier aufbrechen und in unsere Wildniß zurückkehren, von der ich erst jetzt fühle, wie lieb sie mir geworden ist.

Ende März war es kalt und stürmisch auf der Höhe gewesen; wir wurden ein zweites Mal durch die einstürzende Decke aus unserer Wohnung vertrieben und verbrachten Tag um Tag in einem winzigen Raum an einem Holzfeuer unter tausend Unbequemlichkeiten und Entbehrungen. Manchen Abend hatte uns der Sturm die Speisen von den Schüsseln gefegt, ehe sie zu uns gelangten, und es hieß mit hungrigem Magen zu Bette gehen. — Alle Verkehrswege waren zeitweilig abgebrochen; für keine Summe wollte der tunesische Kärrner den Weg hinauf wagen und auch die reitende Post blieb oftmals aus. Seitdem stand

mein Sinn auf eine Reise nach Tunis. Mich gelüstete es, einige Tage in der Culturwelt zu verbringen, und jeden Morgen, wenn ich mein Fenster öffnete, war mein erster Blick nach dem Himmel und meine erste Frage an die vor der Thür kauernden Beduinen: „Wie sind die Wege?“ Endlich, gegen Ende des Monats, gab es schöne sonnige Augenblicke. An einem strahlenden Morgen lockte uns eine arabische Musik früh heraus. Es war die Jugend von Suaker, die mit Sang und Klang nach Macter zur „Fantasia“ zog und sich unter den Oliven versammelt hatte. Voran auf einem Schimmel mit purpurner goldgestickter Schabracke, die fast bis zur Erde hing, der Sohn des alten Kaids in prachtvoller Kleidung. Hinter ihm eine Menge berittenen und unberittenen Volks, darunter manches bekannte Gesicht, im Ganzen an die hundert Mann, alle den Klängen barfüßiger Pfeifer und Trommler folgend. Auch wir stiegen rasch zu Pferde und schlossen uns dem Zuge an. Es ging den Bergabhang hinab, die betäubende Musik voran. Die Pferde stampften und wieherten und bäumten sich unter dem Zügel. Der Bach im Thalgrund wurde im Galopp genommen, so daß das Wasser hochaufspritzte, und im Galopp stürmte unser Zug unter den Oliven von Macter durch, bis auf den bereiteten Schauplatz. Dort empfing der Stamm der östlichen Ajaris uns Ankömmlinge. Auf dem Trümmerfeld am Triumphbogen bildete die Menge

einen Kreis, und das Spiel fing an. Der achtjährige Sohn des Kaids der Kesra führte sein winziges Pferdchen im „spanischen Tritt“ vor. Ein halb verschleierter Araber, den weißen Haik ums Gesicht geschlungen, so daß er wie ein Visir nur die Augen frei ließ, silberne Pistolen im Gürtel, schlang mit seinem Rappen künstliche Achten im engsten Kreise. Im rasenden Tempo vorbeijagende Reiter, mit blauen Mänteln auf rothen Sätteln, feuerten jauchzend ihre Flinten in die Luft, mit ihren handlangen Sporen tiefe Wunden in die Weichen der Pferde reißend. Es wurde manches Kunststück vollführt, das einen Kenner entzückt hätte. Ich hatte nur Augen für das malerische Bild in seinem Wechselstreit der leuchtendsten Farben, von dem Rahmen der Berge umschlossen.

In den Pausen machte ein affenartiger Negerknabe den Narren, und die Menge lachte und vergnügte sich, ohne daß ein Mißton die Freude gestört hätte. Den ganzen Nachmittag dauerte das Fest. Erst mit sinkender Sonne machte man sich auf den Heimweg und ritt ohne Sang und Klang in dem röthlichen Dämmerlichte den Bergen zu. Für manchen der Betheiligten hatte es weder Essen noch Trinken gegeben, und doch war die allgemeine Befriedigung groß. Der Schimmel mit der rothseidenen Decke zog vor uns her, bis er sich mit seinem Gefolge in dem Seitenthal verlor. —

Mir hatte der schöne Frühlingstag neuen Muth

für das Reiseunternehmen gegeben. Wir hatten mit Tajeb, unserm jungen Freunde aus Elles, geplant, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um eines Wagens habhaft zu werden, der uns nach Tunis brächte.

Am andern Morgen war Alles zur Jagd ins Thal geritten. Ich hatte meinen Tag mutterseelenallein verbracht, war in den Felsen umhergestiegen, zur Quelle, an der Adalgisa singend wusch, und hatte manche schöne Gebirgspflanze in den Steinen gefunden. Da erschien, es mochte sechs Uhr Abends sein, ein Bote aus Elles mit der Meldung, im Dorfe sei ein Wagen, der den andern Morgen nach Tunis weiterfahre, ich solle mich bereit halten. So packte ich mein Köfferchen und Adalgisa that einen Griff in den Hühnerstall, um ihr lahmes Lieblingshuhn als Reiseimbiß zu opfern. — Den folgenden Morgen fiel ein sanfter Regen, und ich glaubte schon die Partie aufgegeben. Doch es wurde um Mittag klar, und nach einigem Hin- und Herreden stiegen wir zu Pferde und ritten über den wohlbekannten Bergrücken nach Elles zu, wo uns Tajeb zur Nacht beherbergen wollte, um Tags darauf mit uns vor Sonnenaufgang die Reise nach Tunis fortzusetzen. Diesmal wurde der nähere Weg über das Städtchen Tebourssouk gewählt, der mich wegen der an der Straße liegenden Ruinen von Dougga und Ain-Tunga lockte.

Die Luft war feucht und kühl, dunkle Wolken am Himmel versprachen nichts Gutes. In Elles stand

schon Tajeb mit seiner Riesensippe, lauter Enakssöhnen, an der Thür ihrer niedrigen Hütte. Er ist der jüngste von den sieben Söhnen eines verstorbenen Dorfältesten, derselbe, der mir einmal auf die Frage, was er triebe, die klassische Antwort gab: „Ich sitze.“ Tajeb und seine Brüder „sitzen“ alle sieben, das heißt sie leben von ihrem Vermögen, das von dem ältesten Bruder allein verwaltet wird, wofür er die sieben Familien unterhält. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, die Gelegenheiten auszuspähen, wo sie ihren Aeltesten heimlich „bed durga“, bestehlen, unter der Hand einen Hammel oder einen Sack Oliven verkaufen und den Erlös behalten können, ein nach ihrer Auffassung hoch moralisches Verfahren.

Dieses Mal war es die große Frage, ob das gefürchtete Familienoberhaupt dem Jüngsten die ersehnte Reise nach Tunis gestatten würde. Als wir an der Hausthür abstiegen, sah ich an Tajeb's glücklichem Gesicht, daß sich sein Wunsch erfüllen sollte.

Der Abend in der arabischen Hütte war unvergeßlich. Wir saßen unter Riesenölkrügen in einem niedrigen säulengestützten fensterlosen Raum auf einer steinernen Bank, in lebhafter Unterhaltung mit den männlichen Familienmitgliedern, die uns im Kreise umgaben. Als es dunkelte, zündete man ein Oellicht an, und Tajeb trug ein „Essen“ auf, den üblichen Kuskus mit Pfefferschoten und großen Stücken weißlichen Hammelfetts, an dem sich der älteste Bruder

mit uns gütlich that. Die Reste wurden den übrigen Anwesenden überlassen, die ihrerseits dem Mahl zusprachen, das im Frauengemach endete.

Während man uns mit wollenen Decken in einer Nische das Nachtlager bereitete, kam die alte Mutter des Hauses, um mich zu den Frauen zu führen, deren Wohnungen alle auf einen Hof münden, in welchen Ochs und Esel ihren Standort haben. Das Gemach des Scheiks ist ein schmaler Raum, dunkel und höhlenartig, mit einer rothen Gardine vor der Lagernische als einzigem Zierrath. Drinnen stand in dem einfachen blauen Beduinenkleid, ohne Schmuck barfuß, eine herrliche Frauengestalt mit klassisch regelmäßigen Zügen und der Würde eines seiner strahlenden Schönheit bewußten Menschen. Der alternde Scheik hat seine Frau für einen hohen Preis von ihrem Vater erstanden, sie stammt aus einem Nachbardorf und ist wegen ihrer Schönheit berühmt. — Ich sah sie mit Staunen an. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von lächelndem Liebreiz, ihre Gestalt erschien tadellos an Größe und stolzer Haltung. Die andern sie umringenden Frauen waren hoch geschmückt, sie selbst mochte gewußt haben, daß weder Seide noch Gold ihre Reize mehr heben konnten, als das faltige dunkle Gewand, denn sie hatte mir zu Ehren keine andern Kleider anlegen wollen. Ich mußte mit den Worten des Hohenliedes sagen: „Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an Dir.“

Auf dem Lager mit dem rothen Vorhang schliefen ein paar Kinder friedlich bei all' der schwatzenden Gesellschaft. Jede der sieben Schwägerinnen wollte mir zuerst ihr Zimmer zeigen, dasselbe schmale Gemach mit der Nische im Grunde, aber ohne die Gardine der Scheiksfrau.

Unterdessen war unsere Lagerstätte mit Decken und ein paar Kissen belegt worden. Das Oellicht wurde ausgelöscht und unsere Wirthe schlossen die Außenthür ab. Drinnen in unserer Höhle war es feucht und kalt und der Schlaf auf dem steinernen Bett nicht leicht zu finden. Es mußten sich auch noch ein paar Kälber mit lautem Gebrüll aus dem Innenhof zu uns verirren, und wir, in der Dunkelheit nach Licht tappend, die Thür suchen, um sie hinauszulassen. Als uns am andern Morgen um vier Uhr unser Wirth durch Klopfen weckte, fühlten wir unsere Glieder steifer als Abends vorher.

Der Himmel war grau und trübe, die drohenden Wolken standen noch im Norden. Auf der Dorfstraße am Brunnen hielt der geschlossene Reisewagen, mit dem die Frauen eines reichen tunesischen Oelbauers nach Elles gebracht worden waren und der jetzt nach Tunis zurückkehrte. Der Kutscher, ein gedrungener Araber mit rothem Gesichte, wetterte beim Anspannen der Pferde gegen den geizigen Scheik, der ihn nicht zum Nachtessen gebeten habe. Während wir uns in dem Landauer zurechtsetzten, bestieg Tajeb ein

Maulthier, das den Doctor vom halben Wege wieder in die Berge zurückbringen sollte, indeß ich mit dem jungen Begleiter die Reise allein beenden würde. — Tajeb strahlte: vierzehn Tage in Tunis, fünfzehn Franken in der Tasche (gerade genug für zwei Tage, doch der Muselmann tröstet sich in der Hoffnung auf Allah's Hülfe), welche verlockende Aussicht! Es schien ihn nicht anzufechten, daß seine kleine vierzehnjährige, schwarzäugige Frau in dem dunklen Bau zurückblieb.

Auf der langen Fahrt durch die Ebene von Sers hatten wir Zeit, mit unserem Kutscher Freundschaft zu schließen. Er nannte sich Si-Hamda, fuhr seit achtzehn Jahren durch Tunesien und schien ein milder, jedoch gerechter Charakter, nach der Unparteilichkeit zu schließen, mit der er seine drei Pferde abwechselnd mit der Peitsche tractirte und durch Lobsprüche ermuthigte.

Der Himmel wollte sich nicht aufhellen. Als wir gegen Mittag am Flüßchen Tessâa Halt machten, kam die Sonne zwar auf wenige Augenblicke hervor, verkroch sich aber gleich wieder hinter ihrem Nebelschleier. Wir hatten eine gut gelegene Olive gewählt und darunter unser Mittagsmahl gehalten, es fand sich nun leider, daß das eine Huhn nicht im Verhältniß zu Zahl und Appetit der Speisenden stand, wenn auch Tajeb noch zwei arabische Hirsebrote aus seiner Satteltasche hinzufügte.

Der Kutscher hatte uns versprochen, bis zum Abend in Tebourssouk zu sein, damit wir am andern Morgen früh weiterfahren und die Eisenbahnstation Medjez-el-Bab zum Nachtzuge erreichen konnten. Wir hielten uns also nicht lange bei unserem bescheidnen Mahl auf, machten ein Stück Weges zu Fuß, um von den schönen wohlriechenden Disteln zu pflücken, die den Wiesengrund bedeckten, und stiegen wieder ein, um Stunde nach Stunde noch im Wagen auszuhalten. Tajeb trabte auf seinem schnellen Maulthier vergnügt nebenher.

Weite Flächen lagen hinter uns, die Berge der Hamada, die Ebene von Sers waren längst verschwunden. Neue Ebenen und Gebirgsketten thaten sich vor dem Blick auf. Der Tag blieb grau, es fehlte der Landschaft an dem Reiz, den die südlichen Farben auf sie auszugießen pflegen. Während der langen zwölfstündigen Fahrt begegneten wir nur selten einer menschlichen Behausung, einem Beduinenzelt oder Heiligengrab, in der Einsamkeit wie verloren. Gegen vier Uhr, als wir das Bordj-Ibrahim, einen antiken Circus, und die prachtvollen Ruinen von Dougga passirten, fielen die ersten Tropfen vom Himmel.

Der bisher leidlich gute Weg wurde beschwerlich, und wir schauten begierig nach Tebourssouk aus. Da lag es auf dem Rücken eines Berges, an einer grünen Schlucht wie ein Fleck weißen Schnees auf einem Abhang. Bei Sonnenschein muß Tebourssouk ein entzückender Aufenhalt sein. Ein Wald von Oliven

füllt die Thalschlucht, die Bergwände sind mit dichtem Grün bedeckt, und Quellen rieseln in reicher Zahl hinunter. Selbst bei dem jetzt strömenden Regen schien mir das arabische Landstädtchen reizvoll und freundlich. Wie unser Wagen durch das Thor rasselte, sah aus jedem kleinen Laden am Wege ein beturbanter Kopf heraus auf die Ankömmlinge — mir war zu Muth, wie dem Provinzialen, der in die Residenz kommt. Das Treiben der Menschen war dem Auge ungewohnt; die Häuser, zierlich und sauber gebaut, erschienen mir wie Paläste nach den niedrigen Steinhütten, unter denen ich seit Monaten gelebt hatte. Auch kannte ich Tebourssouk lange dem Namen nach aus den Erzählungen eines alten italienischen Nachbars aus Marsa, der dort vor Jahren eine schöne antike Mosaik, Jagd und Fischzug darstellend, wollte gesehen haben.

Wir hielten am Funduk, dem Stall von Bethlehem, in dem Ochs, Esel, Kameel und Maulthier zur Nacht abgestellt werden, und friedlich Krippe an Krippe nebeneinander stehen. Tajeb machte sich auf, den Chalifa des Ortes zu suchen, der uns die Gastfreundschaft bieten sollte. Wir aber durchzogen trotz strömenden Regens das ganze Städtchen, unerschrocken von Gasse zu Gasse watend, um die Mosaik zu finden. Niemand wußte uns jedoch Auskunft zu geben, wir sahen wohl römische Mauern in Menge, auch einen punischen Drachen, mit dem Kopf nach unten in eine

arabische Hofwand eingefügt, doch nichts von dem gesuchten Wunderwerk. Es war Abend geworden, Heerden brüllenden Viehes zogen ein und versperrten die schmalen Straßen, die sich allmälig in einen wahren Sumpf verwandelt hatten. Wir suchten das Haus des Gastfreundes Chalifa auf. Er hatte uns in dem Erdgeschoß eines leerstehenden Hauses mit Decken und Matratzen ein Zimmer belegen lassen. Da saßen wir nun, trockneten unsere nassen Kleider an einem Kohlenbecken und vertrieben uns, so gut es ging, die Zeit im Gespräch mit einem, die Honneurs machenden dienstbaren Geiste. Die arabische „Diffa" oder Gastfreundschaft läßt, je anspruchsvoller sie ist, um so länger auf ihre Tafelfreuden warten; die in dem dunkeln Steinverließ bei einem Oellicht zugebrachten Stunden waren lang, und die Kälte machte sich fühlbar. Erst um elf Uhr erschienen Diener mit einer langen hölzernen Bahre, auf der Schüssel an Schüssel mit den verschiedensten Gerichten standen, alle mehr oder weniger aus denselben Ingredienzien zubereitet. Zehnmal Hammelfleisch unter den verschiedensten Formen wurden zu gleicher Zeit angeboten, eine für den Europäer wenig angenehme Sitte, denn da ihm eigentlich nichts wirklich schmeckt, kostet er an zehnerlei Speisen zugleich und verdirbt sich gänzlich den Appetit.

Nach Mitternacht suchten wir endlich auf einem harten Lager Ruhe. Am andern Morgen weckte uns

derselbe verzweifelnd unaufhaltsame Landregen, der nichts Gutes versprach. Bei Dunkelheit führte uns der Diener des Chalifen durch die noch schlafende Stadt zum Funduk. Der Wagen war schon bereit, ich stieg mit Tajeb ein und diesmal der Doctor auf das Maulthier, um den Rückweg nach der Hamada anzutreten. Ein bewaffneter arabischer Soldat sollte ihm den Weg über nähere Bergpfade weisen, und da er einige Stellen zu passiren hatte, die wegen straßenräuberischer Beduinen nicht ganz gefahrlos waren, so gab ich ihm den mitgenommenen Revolver ins Halfter.

Kaum waren die beiden Reiter im Morgennebel verschwunden und ich sah mich allein mit meinem jungen arabischen Begleiter unter Führung des unbekannten Kutschers, so kam mir mein Unternehmen auf einmal gewagt vor, und ich wäre gern umgekehrt. Aber Si-Hamda peitschte lustig auf seine Pferde, und wir waren schon am Fuß des Berges angelangt.

Der Regen goß in Strömen, und der Weg wurde tiefer. Die Gegend schön und malerisch, von wilder Romantik, hätte mein Auge unter anderen Umständen entzückt. Links hohe Felswände mit Grün bedeckt, rechts ein rauschender Gebirgsbach, an dem die Straße entlang führt. Bald hing der Wagen über einer Felskante hart am Abgrund, bald versank er im Schlamm des grundlosen Weges. An einer Furth fanden wir Kärrner mit ihren Pferden, deren Ladung

im Wege lag neben den umgestürzten Karren. „Eilt Euch," riefen sie, „bald kann man nicht mehr durch den Fluß." Schäumend und donnernd schoß das graugelbe Wasser über die Felsblöcke, von Minute zu Minute schwellend, durch das Uebermaß der von allen Seiten zufließenden Bäche und Rinnsale — wir mußten mitten hindurchgehen. Tajeb und ich sahen uns schweigend an, klammerten uns fest, so gut es ging, als der Wagen sich erschreckend überbog und athmeten auf, als wir am anderen Ufer waren. Aber die Straße stieg stundenlang, sich am Abgrunde hinwindend, der Regen strömte fort, Gießbäche schossen vom Fels herab, unser Wagen blieb hart am Bergrand, wo das lose Erdreich, schon stellenweise abgestürzt, jeden Augenblick drohte in die Tiefe zu versinken. So vergingen sieben angstvolle Stunden, bis endlich die Höhe von Ain-Tunga erreicht war.

Dort liegen inmitten einer Natur von der Schönheit eines englischen Parks die Ruinen colossaler antiker Bauten. Unter einer Palme am Wege sprudelt eine Quelle hervor, über der früher ein der Wassergöttin geweihter Tempel stand. Jetzt ist sie zierlich in Marmor gefaßt und trägt den Namen des französischen Truppenführers, der zur Zeit des Occupationskrieges diese unberührte Stelle fand. — Die Straße selbst ist im Bau begriffen und oberhalb des gefährlichen alten Weges angelegt, den wir hinaufgekommen waren. Am Hause des Chaussee-

wächters hielt unser Wagen, die Pferde wurden getränkt, und Tajeb und der Kutscher machten sich ans Frühstück, das in einem in Oel gekochten Huhn bestand, mit Mühe in Tebourssouk aufgetrieben, und ihnen von mir nur gar zu gern überlassen.

Ich konnte die Neugier nicht unterdrücken und stieg aus, um den von Cactus wild verwachsenen zwingerartigen Bau näher zu sehen, streifte in dem nassen Grase umher, sprang über Gräben und kletterte über Mauerreste mit der stillen Genugthuung, die seltene Augenweide mit einiger Lebensgefahr erkauft zu haben. Als ich eben den Versuch machte, ein paar hohe Säulen zu erreichen, die sich unter dichtem Grün in einiger Entfernung erhoben, gesellte sich ein altes Weib mit rothen Kopftuch zu mir und lud mich auf sicilianisch ein, ihr zu folgen, um einen Bissen zu essen. Daß ich diesem Anerbieten Folge leistete, wird nur der verstehen, der drei Tage lang auf arabische Kost gestellt war. Sie führte mich feldeinwärts nach einer niedrigen, aus Buschwerk und Steinen gebauten Hütte, in die ich ohne Arg eintrat. Drinnen flackerte ein helles Herdfeuer und erleuchtete den dunkeln Raum und eine bunte Gesellschaft. Ein Dutzend bärtiger Italiener, den „ciuffo“ auf der Stirn, das rothe Halstuch in malerischen Knoten geschlungen, saß rauchend im Kreise und starrte mich nicht wenig verwundert an, die ich so unerwartet ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm. Eine hübsche

Person mit langen goldenen Ohrringen bot mir einen Sitz am Feuer und trug Salami, Brot und Wein auf. Die Gäste rückten auseinander, um mir Platz zu machen, und ich, mein Frühstück verzehrend, sah mich mit einigem Erstaunen in dem Raume um, der auf ein Haar das zu sein schien, mit dem man als Kind den Begriff einer Räuberhöhle verbindet. Meine rauchenden Nachbarn, von denen mancher ein prächtiges Modell zu einem Fra Diavolo oder Rinaldini gegeben hätte, waren sicilianische Arbeiter, die die neue Chaussee bauten und den regnerischen Sonntagmorgen in der primitiven Schenke verbrachten. Ein wenig vertrauenerweckendes Völkchen, unter das ich gerathen war! Doch es galt, gute Miene zum bösen Spiele machen; ich gab in meinem besten Italienisch Antwort auf die allerlei Fragen, woher und wohin des Weges, und aß und trank mit einer Ruhe, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, daß junge Personen weiblichen Geschlechts allein durch die tunesischen Berge reisen. Wie ich nun dem mich eng umschließenden Kreise der Neugierigen auseinandersetzte, daß ich auf dem Wege nach Medjez-el-Bab sei und noch heute Abend in Tunis erwartet würde, erhob sich lebhafter Widerspruch. „Glaubt mir, Signora mia,“ meinte ein junger Bursche, der Wortführer der Bande, „der Fluß Siliana, eine Stunde von hier, ist hoch geschwollen. Er ist böse und heimtückisch, und die Gefahr ist groß. Euer Kutscher

wird Euch erkränken, bleibt zur Nacht, bis das Wetter sich aufklärt."

Diese Eröffnung, in die Alles mit lautem Beifall einstimmte, war wenig ermuthigend. Was thun? Ich dankte aufstehend für die Bewirthung, meinte aber klug zu thun, indem ich vorschützte, mein Geld im Wagen zu haben, worauf mir der ganze Schwarm bis an die Straße das Geleit gab. Dort erwarteten mich mit einiger Unruhe meine arabischen Begleiter, nicht wenig erstaunt, als sie mich in so sonderbarer Gesellschaft anlangen sahen. Nun entspann sich derselbe Wortstreit wie vorher über die Gefahren der Siliana, und wiederholte Stimmen wurden laut, es sei mein Tod, wenn ich mich in die Hände des Muselmannes begäbe.

Ich sah meinen alten Hamda an und verstand, was seine kleinen, scharfen Augen sagen wollten: „Lieber in der Siliana, als unter dem Messer der Italiener." — „So fahr' zu, mit Allah's Hülfe," war meine Antwort. Ich dankte mit einem Geldstück für Rath und Erquickung und stieg in den Wagen, konnte aber nicht verhindern, daß man uns einen Knaben auf den Bock setzte, um „den Weg zu weisen", den übrigens unser Kutscher genau kannte.

Wir waren also in einer Falle! Vor uns der drohende Fluß, im Rücken die unheimliche Gesellschaft, und im weiten Umkreise keine Menschenseele, die uns hätte sichere Unterkunft bieten können. Tajeb war in

größter Aufregung und betete zu Allah in hundert Namen, er möge dem Wasser gebieten, und uns glücklich hindurch führen. — So fuhren wir eine Stunde auf der neuen Straße bergab in Erwartung dessen, was das Schicksal uns bescheeren wolle. Eines stand fest: lieber im Wagen übernachten, als nach Ain-Tunga zurückkehren. Auf einem Bergabhange erblickten wir Beduinenzelte. Sollten wir dort ein Nachtlager suchen? Auch das war nur ein schlechter Trost, denn bei theurer Zeit und Heuschreckenplage war das Gastrecht kein Schutz für eine alleinreisende Frau, bei der man Geld vermuthen konnte. Tajeb bog sich beständig aus dem Wagen, um nach dem Strome zu spähen, seufzte tief auf, murmelte Gebete und verwünschte seine Reiselust. Der alte Hamda bedachte seine Braunen mit der Peitsche und sah röther und ernsthafter als je unter seinem Turban vor. Der italienische Knabe neben ihm schwatzte in einem fort von Wetter und Wegen. Ich gedachte derer, die mich erwarteten, des Reiters auf dem Maulthier, der jetzt schon viele Stunden weit im Gebirge auf durchweichten Wegen ritt und nichts von all' diesen unerwarteten Zwischenfällen ahnte. — Wir mochten an die fünf Kilometer zurückgelegt haben, als uns Beduinen mit Eseln begegneten, die des Weges vom Flusse kamen. Auf Tajeb's Freudenruf und Frage gaben sie zur Antwort, es sei die höchste Zeit, und Eile noth, wollten wir noch hinüber. Da lag auch

schon der breite Wasserarm vor uns, rauschend und gelblichgrau über die Steine schießend.

„Vater Hamda, was sagst Du zu dem Fluß?" rief ich dem Kutscher zu.

„So Allah will, kommen wir hinüber," erwiderte der Alte, hielt seinen Wagen an und stieg ab, das Wasser mit seinem geübten Blick zu prüfen.

„Wir wollen es versuchen," und damit nahm er seinen Platz auf dem Bock wieder ein. Ich aber hatte auch den Wagen verlassen und war zu ihm gestiegen, um wenigstens der Gefahr ins Auge zu sehen, und nicht wie eine Katze im Sack zu ertrinken.

Wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke, erinnere ich mich nur, daß in wenigen Secunden mein ganzes Lebens an mir vorüberzog, daß ich an diejenigen dachte, die mir lieb sind, und meine Seele Gott befahl. Mechanisch streifte ich die Handschuhe ab, um die Hände zum Schwimmen frei zu haben, hielt mich am Sitze fest, und schon umgab uns rings dunkles Gewässer mit häßlichen Wirbeln. Es schien, als drehe sich Alles im Kreise. Hamda schrie laut und peitschte wie besessen auf die Pferde, die ängstlich keuchten in der tiefen Fluth. Wie lange dauerten die kurzen Minuten! Endlich hörte man ein leises Knirschen wie vom Sand, die Leiber der Pferde tauchten mehr und mehr hervor, ein Plätschern und Rinnen, die Thiere schütteln sich und fühlen den

Boden unter den Hufen. „El hamdulillah“, „Allah sei gelobt, wir sind gerettet.“

„El hamdulillah âla kull hal“, ruft Tajeb aus dem Wagenfenster, „el hamdulillah“, der Alte neben mir, und der italienische Knabe am anderen Ufer schwenkt die Mütze.

Einen Feldweg nach dem Städtchen Testour einschlagend, das mit seinem weißen Minaret jetzt dicht vor uns lag, und die Pferde mit Lobsprüchen belohnend, bemächtigt sich Hamda's eine große Heiterkeit, die wir von Herzen theilen. Er hatte für zweihundert Piaster Goldes gefürchtet, seinen Fahrlohn, den er im Turban trug, und lobte Gott, daß er ihn vor der Rotte Italiener bewahrt habe, „denn von denen tödtete mancher seinen Vater um einen Soldo.“

„Und was hättest Du gethan, Vater Hamda, wäre der Fluß nicht gnädig gewesen?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Ich wäre zu den Muselmännern unters Zelt gegangen“ — und ein spitzes, langes Messer unter dem Bock vorziehend — „hier ist meine Waffe.“

Das Städtchen war erreicht, und wir hielten im frohen Gefühl der überstandenen Abenteuer vor einem maurischen Kaffeehause, um uns an einem Täßchen Mokka zu wärmen, das uns der Cafétier an den Wagen brachte. Draußen hatte sich der Regen in einen nassen, schweren Nebel verwandelt, der Alles

wie mit grauem Spinnweb überzog. Die Bewohner des Ortes gingen mit dem Mantel über dem Kopf an dem Wagen vorbei, ohne sich umzuwenden, zumal der Beschuhte unter ihnen, der, sorgfältig jede Pfütze vermeidend, zierlich von Stein zu Stein schritt, um nur ja die weißen Strümfe zu schonen, eine Kunst, in die der Araber unübertrefflich ist. Nur die Kinder des Ortes hielten sich gaffend im Kreise um uns auf, bis ein mürrischer Greis sie zankend auseinander jagte. Ich sehe noch ein schönes, kleines Mädchen mit schwerem Wasserkrug auf der Schulter eilig vor seiner Krücke flüchten und den Inhalt des Gefäßes verschütten. Aus dem Kaffeehause trat ein wohlgekleideter Jude und lud sich als Fahrgast auf den Bock. Es ging zum anderen Thore hinaus, eine holprige, steinige Straße hinunter, die der Regen in einen See verwandelt hatte. Noch sechs Stunden Fahrt, meinte Hamda mit der unerschütterlichen Zuversicht des Muselmannes, und um sieben Uhr wollte er mich am Bahnhof von Medjez absetzen.

Eben hatte ich es mir im Wagen etwas bequem gemacht und einen neugierigen Blick auf einen antiken Mauerrest am Wege geworfen, als ich einen starken Stoß fühlte und sammt meinem Reisegenossen in eine Ecke des Wagens glitt, der sich stark nach links senkte und nicht wieder aufrichtete. Wir lagen mitten auf der Landstraße, wie ein Wrack am Seestrande, das linke Hinterrad im Schlamm, neben der gebrochenen Achse.

Es half Alles nichts, wir mußten aussteigen und standen nun mit langen Gesichtern im Regen neben unserem unglücklichen Gefährt. Der Jude nahm stillschweigend sein Bündel vom Bock und machte sich mit gleichgültigem Gesicht auf den Weg ins Städtchen, und auch wir konnten nichts Besseres thun, als ihm durch Dick und Dünn zu folgen, während der Kutscher am Wagen zurückblieb. Nach viertelstündigem Marsch langten wir in trostlosem Aufzug wieder in Testour an, wo Tajeb einen Schmied suchen sollte, um eine neue Achse ins Rad einzufügen. Ich sah jedoch nur Ungewißheit und Zeitverlust vor uns und war entschlossen, beim Chalifa um Pferde zu bitten und sofort nach Medjez aufzubrechen. Denn wo sollte ich die Nacht zubringen, wenn der Wagen nicht fertig würde? Etwa im Funduk, wie die heilige Familie zu Bethlehem? Und was würden die Meinen sagen, die mich in Tunis erwarteten?

Wir fragten uns bis zur Wohnung des Chalifa durch; man wies uns in eine offene Schreibstube am Marktplatz, wo wir, durchnäßt bis an die Knie, auf einer Steinbank den Würdenträger erwarteten. Endlich erschien er, ein langer Mann mit mürrischem, galligem Gesicht, frostig in seine weißen Gewänder gewickelt und anscheinend wenig von dem Besuche erbaut, der ihn der Mittagsruhe entrissen hatte.

„Herr,“ sagte ich höflich, „ich reise allein und gehe nach Tunis, wo meine Familie mich erwartet.

Mein Wagen ist zerbrochen und liegt vor dem Thore auf dem Wege. Gieb mir Pferde, daß ich mit dem Scheikssohne noch heute Abend bis Medjez komme."

„Wir haben keine Pferde," war die Antwort, „sie sind auf der Weide."

„Dann schicke wenigstens einen Boten zum Telegraphen nach Medjez, daß ich Nachricht geben kann, wo ich blieb."

„Wir haben keine Boten," und dabei setzte er sich kreuzbeinig in eine Ecke des Gemachs und versenkte sich in die Lectüre eines Schriftstückes, ohne auch nur im Geringsten von unserer Gegenwart weitere Notiz zu nehmen.

Zorn und Ungeduld stiegen mir zu Kopf über den Hochmuth dieses Bauern; ich stand auf, winkte Tajeb, mir zu folgen, und bemerkte dem Zurückbleibenden auf gut tunesisch — denn der Aerger löst die Zunge — „Du bist Chalifa von Testour, aber hast nicht gelernt, was Deines Amtes ist. Ich kenne den Bey und seine Veziere, Du wirst nicht lange Chalifa bleiben."

Damit drehte ich dem ungastlichen Hause den Rücken, um mir selber zu helfen.

Gegenüber im Kaffeehause hockte die Bürgerschaft dieses arabischen Schilda frierend bei Kaffee und Damenpartie; dorthin wendete ich mich. Wie soll ich die Scene ausmalen, als ich, an einem Kohlenbecken meine nassen Kleider trocknend, unter der ganzen

männlichen Einwohnerschaft von Testour saß und meinem Zorn über ihren Vorgesetzten Luft machte! Die Damenspieler sahen von ihrem Brett auf, ein Kreis von Zuhörern umgab mich, laut den Vorfall diskutirend, der Wirth erging sich in Aufmerksamkeiten und trieb sogar einen Stuhl für die Christin auf, die bei Allah und dem Propheten Bestrafung des verletzten Gastrechts anrief. Nur die Opiumraucher in einer Ecke blickten blöde vor sich hin.

Ein alter Marokkaner bot mir sein Pferd an. Sollte ich allein die sieben Stunden bis Medjez reiten, ohne Führer in der Einsamkeit?

Tajeb that vor lauter Angst und Ermüdung den Mund nicht auf.

Unterdeß erschien an der Thür des Kaffeehauses ein wohlgekleideter Mann, der sich mir höflich näherte und unter tausend Entschuldigungen die Bitte des Chalifa vorbrachte, sein Haus zu beehren. Er habe mich nicht gekannt, und was der Redensarten mehr waren. Ich ließ ihn mit dem Versprechen stehen, daß er nur zu bald meine Bekanntschaft machen und gewiß nicht vergessen würde.

Wie viel Zeit sollten wir noch in dem unseligen Neste verlieren! Hamda erschien mit dem Rade beladen, und ganz Testour folgte, um dem Schauspiel beizuwohnen, wie ein paar Knaben sich eine Stunde lang abmühten, die zerbrochene Achse herauszubrechen während erwachsene Männer die müßigen Zuschauer

machten. Es wurde ein Uhr, zwei Uhr, der Wagen lag noch draußen vor dem Thore, und die kleinen Schmiede hieben immer auf das Rad los. Der Chalifa hatte Unterhändler auf Unterhändler geschickt und um Gnade gebeten, die Pferde ständen bereit, ich solle verzeihen, was seine Unwissenheit verschuldet. Es war die höchste Zeit, wollte ich noch vor Nacht in Medjez sein, der Regen goß herab, und die letzte Hoffnung auf den Wagen schwand. Vor der Thür der Schreibstube hielt ein barfüßiger Araber im Hirtenkleid, ein Pferd mit einem Sack als Sattel und einem Strick als Zaum. Ich stieg auf, nahm einen Männerburnus über den Kopf, um mich vor der Näße zu schützen, Tajeb schwang sich auf ein daneben stehendes altes Maulthier, und mit einer letzten Drohung gegen den jetzt kriechenden Chalifa eilten wir im Trabe zum Städtchen hinaus, wo wir so viel kostbare Zeit verloren hatten. Der Führer im härenen Kleid folgte eilenden Laufs, die Pantoffeln in der Hand.

Am Wagen angelangt, versuchten wir, meinen Koffer aufs Maulthier zu schnallen, aber da nirgends ein Strick aufzutreiben war, nahm ich das, was einst der König von England durch die Worte „honni soit qui mal y pense“ geadelt hat, befestigte meine Habe und setzte den Weg fort. Stundenlang ging der Ritt durch einsames Gebirge. Statt der Straße ein einziger See, so daß mein Pferd stellenweis bis an die Knie im Wasser watete,

wilde Gießbäche, durch die wir hindurch mußten, wobei die Thiere vor dem Schaum und den Wirbeln scheuten. Tajeb's Maulthier, daran gewöhnt, das Wasserrad am Brunnen seines Herrn zu drehen, ging wiederholt im Kreise, anstatt voran.

„Sitzt Ihr fest im Sattel, so will ich Euch kürzere Wege weisen," meinte unser Begleiter und führte uns Pfade bergauf und bergab, wo wir neben Wasserstürzen über Felsen klettern mußten, durch Gestrüpp und Dornen. Während der langen Stunden begegnete uns weder Wagen noch Reiter, nur in einem Hohlwege ein Alter mit Eseln, die Oelschläuche trugen. Unter meiner Verkleidung mochte er mich für einen Araber halten, denn er bat um eine Prise, und wie ich sie ihm abschlug, fluchte er noch lange hinter uns her über den geizigen Bruder Reiter.

Wir selbst wechselten kaum ein Wort und trieben unsere Pferde zur Eile an. Ein einziger Gedanke beherrschte uns: vor Einbruch der Nacht unser Ziel erreichen! Hart bei Medjez fließt die gefürchtete Medjerda, die im Frühjahr weit über ihre Ufer hinaustritt und Alles überschwemmt. Wie sollten wir bei Dunkelheit die Brücke finden? Wer war unser Bote und wohin führte er uns?

Durch die dichten Wolken fiel ein gelblicher Schein auf die Berghalde, die, mit Pinien und Haide bestanden, an die Höhen der Hamada erinnerte. Als wir oben anlangten, lag zu unsern Füßen ein weites

Flußthal und mitten darinnen als ein schmaler weißer Streif das Städtchen Medjez.

Aber wie viel tiefe Wege mußten wir noch zurücklegen, wie viel Regen über uns ergehen lassen, ehe wir das ersehnte Ziel erreichen sollten!

Der Schimmer der untergehenden Sonne verschwand, kalte graue Nebel stiegen aus dem Thal. Die Dunkelheit brach an, kein Stern am Himmel, Blitze zuckten von Zeit zu Zeit auf und erleuchteten den Fußsteig, der jetzt durch sumpfige Wiesen führte, an breiten Wasserlachen vorbei. Wir durchkreuzen ein Beduinenlager, von einer Meute bewacht, Niemand achtet der einsamen Reiter.

Wasser, nichts als Wasser um uns her, schwärzlich und schaurig kalt; neben uns rauscht der Fluß, die Pferde riechen die Gefahr und halten sich scheu nach der anderen Seite.

Endlich leuchtet ein Licht in der Ferne, wir folgen ihm, mechanisch unsere Thiere antreibend, die nicht mehr weiter wollen. Der Himmel öffnete von Neuem seine Schleusen, der Donner rollt und in dem Zustand von kalter Ergebung in das Schicksal, schwindet fast die Hoffnung auf eine glückliche Ankunft. Doch wir sind wirklich dem Städtchen nah, die Lichter glänzen freundlich, es sind die Laternen des Kaffeehauses. Wir eilen vorbei, über die breite, steinerne Brücke, unter der die Medjerda ihre dunklen Fluthen wälzt. Noch dreiviertel Stunde, und wir halten am Bahnhof.

Ein freundlicher Stationschef giebt mir einen Platz am Feuer, und da wir am Kamin sitzen, die Stiefel trocknen und unsere Abenteuer erzählen, ist mir zu Muthe, wie dem Reiter, der über den Bodensee ritt; aber vor dem hellen Holzfeuer und dem tickenden Telegraphen schwindet das Grausen, als wäre Alles ein böser Traum gewesen.

Um Mitternacht lief der Zug in Tunis ein.

Tajeb hat drei Tage lang nichts gegessen, die Aufregung steckte ihm in den Gliedern. Ich aber träume jede Nacht von Wasserstürzen und Abgründen.

Heute traf ich Hamda mit dem Wagen. Er ist noch drei Tage unterwegs gewesen. Als er mich erblickt, lacht er verschmitzt und meint: „Was sagst Du zu der Siliana und den Italienern?"

„El hamdulillah âla kull hal!"

Der Chalifa ist bestraft worden.

XIV.

Tunis, Ende October.

Es sind Monate vergangen, seit ich zuletzt schrieb. Zwischen damals und jetzt liegt der lange Sommer mit der regungslosen Stille seiner Tage.

Als ich Ende April nach kurzem Aufenthalt in Tunis und einer wiederum beschwerlichen und ermüdenden Reise in unsern Bergen anlangte, fand ich sie in Schnee und Regen gehüllt. Tage vergingen, ohne daß wir unsere Hütte verließen. Endlich zog

dauernd der Frühling ein; die täglich leuchtende freundliche Sonne erwärmte unsern Felsen und lockte uns wieder ins Freie. Wie die Tage länger wurden und die Strahlen senkrecht aufs Gestein fielen, wie sie die Blumenpracht nach und nach vergilbten und versengten, und die Aehren im Thale reiften, war auch schon der Sommer da. Die Nachbarn holten ihre Ernte ein und lagerten sie in hohen Haufen jenseits der Schlucht. Eines Nachmittags ist die Luft verdunkelt, Heuschrecken bedecken uns wie eine Wolke — die Felder werden verbrannt, um der Plage zu steuern, der nackte Stein tritt überall zu Tage. Bis Sonnenuntergang bin ich ins Haus verbannt, wo es kühl und dunkel ist. Nur in der Dämmerung gehen wir hinaus auf den Weg zwischen den schwarzen Stoppelfeldern. Die Nächte sind lauwarm, der Himmel blau wie am Tage, im Schein der unzähligen Sterne.

Unsere Araberfreunde tragen Riesenhüte, die Reiter und Pferd bedecken. Die Beduinen, die früh am Hause hocken, wechseln ihren Platz je nach dem Schatten, und ohne Ende sind die Bitten um einen Trunk Wasser. Ich sehe in der Erinnerung ein reizendes Kind, die Amphore auf dem Kopfe, zur Quelle steigen. Es ist mit dem alten todtkranken Großvater von weither gekommen, er liegt bewußtlos in einer Felshöhle. Das Kind kennt weder Namen noch Wohnort. Eines Tages sind sie verschwunden, Niemand weiß wohin.

Die „Hexe von Endor“, Esau und die Enakssöhne

kommen seltener, die Sonne hält alle Welt in der Wohnung zurück.

September! — die letzten Grashalme sind verschwunden, die ersten Regenschauer fallen. Wir denken an die Rückreise.

An einem frischen Morgen reite ich auf dem Esel Abd-es-Selam's den Berg hinab, der Knabe folgt, und unter den Oliven von Elles wartet der Wagen. Während das Kind in die Berge zurückkehrt und von der Höhe Grüße winkt, steigen wir auf und rollen der Ebene zu.

Eine Nacht unter dem Zelt am Flusse Tessâa. Beduinenweiber haben es uns aufgeschlagen und Decken darunter gebreitet. Wir liegen die ganze Nacht wach in der Einsamkeit. Die Ebene verschwimmt im Nebel wie ein Meer, Lichter glänzen von fernen Zeltlagern herüber wie Leuchtfeuer. Unzählige Moskitos schwimmen in der Nachtluft, ein Gewitter zieht auf, und Windstöße blähen die kameelshaarenen Zeltwände. Dann eiliger Aufbruch bei der Morgenröthe, die Fahrt bei Sonnengluth bis nach Kef und weiter nach Souk-el-Arba zu. Beim Oued Mellegue, den ich vor einem Jahr mit so viel Erwartungen überschritt, ließ ich den Wagen halten und pflückte eine Oleanderblüthe, zum Andenken an das Jahr in den Bergen.

Sommerabend in Carthago.

Auf dem steil in das Meer abfallenden Vorgebirge, das nach Osten zu in den Busen von Goletta ragt, an der Stelle, wo einst die Villen von Carthago standen, haben die Reichen von Tunis sich ihre Landhäuser gebaut und zum Andenken an einen dort begrabenen Heiligen das Städtchen „unser Herr Said", Sidi bou Said, genannt. Noch vor etwa zehn Jahren war dasselbe im Geruch der Heiligkeit und keine Christenseele hätte sich allein hinaufgewagt. Jetzt ist der Zauber gebrochen. Die Reisenden, die mit der Maltheserkutsche von Tunis nach Carthago fahren, um die antiken Cisternen und das Höhlendorf Malga zu sehen, versäumen selten, die Höhe von Sidi bou Said zu besuchen und von dort den Blick über die Landschaft zu genießen. Im Sommer zwar scheint es, als gewänne das malerische Bergnest wieder seinen alten Charakter von Weltabgeschiedenheit. Bis zu einem Landhause dort oben hat es, trotz Geld und guter Worte, noch kein Europäer gebracht. Die Kadi's und Mufti's oder wie die glücklichen Villenbesitzer heißen, wissen mit List und Ausflüchten alle begehr-

lichen Wünsche zu vereiteln und den Ort, wo der Scheik ül Islam in Person seine Sommerwohnung aufschlägt, von unberufenen Eindringlingen frei zu erhalten.

Glücklich, wer am Fuß des Berges ein Gartenhaus gefunden, mag es auch etwas baufällig und winklig sein und durch die fehlenden Fensterscheiben der Abendwind steichen. Die Luft ist auch hier unten klar und von der Seebrise abgekühlt, der Horizont unbegrenzt und der Bewohner fühlt sich nach der heißen, staubigen Stadt in dieser Einsamkeit wie neu geboren. Früh geben die Maulbeerbäume der schmalen Terrasse Schatten. Tags über, wenn die Sonnenstrahlen senkrecht fallen, muß man sich ins Innere des Hauses zurückziehen und die grünen Lattenjalousien der früheren Haremszimmer fest geschlossen halten. Dann scheint es, als sei alles Leben rings unter der Mittagsgluth gestorben. Nur der knarrende Ton des Wasserrades, das des Gärtners Kameel stundenlang dreht, durchbricht als einziges Geräusch die lautlose Stille. Ob nicht etwa die Seele irgend eines Tantalus in dem geplagten Thiere wohnt, das zwischen dem aus den Krügen rieselnden Wasser und dem eigenen Durst von den Steinwürfen des Herrn bedroht, in dieser Stunde, wo alles ruht, zur Arbeit verdammt ist?

Dann und wann, meist an einem Feiertage, kommt wohl ein fahrender Derwisch des Weges, sieht

durch das grüne Thor, ob kein Hund seinen zerfetzten Mantel bedroht, und schleicht sich vor die Fenster, um bei dem Segen des Propheten eine Kupfermünze zu erflehen. Man öffnet eine Spalte des Ladens, wirft seine Gabe herab und schließt eiligst wieder, wegen der Backofenhitze auf die Dankesergüsse und Freudenbezeigungen des Bettlers verzichtend.

Einmal im Sommer kommen alljährlich marokkanische Akrobaten in bunter, mit kabbalistischen Zeichen benähter Tracht, geben eine Schaustellung zum Besten und ziehen wieder weiter. Die meisten Tage vergehen jedoch ohne Ereigniß, man möchte sagen lautlos, ohne andre Abwechselung als die des Abendspaziergangs.

Wenn es fünf Uhr geschlagen hat, oder vielmehr wenn die Sonne tiefer gesunken ist, macht man sich auf den Weg, sei es, um auf den einsamen Feldern bunte Marmorstückchen und Pflastersteine von den Trümmern der antiken Stadt zu sammeln, in den Wagengeleisen der Pfade nach Münzen zu suchen oder auch in den Cisternen umher zu steigen und die Reflexe der einfallenden Lichter auf den gelben Quadern zu bewundern. Ueber diesen Ruinen ist wie eine Kirchhofsstille gebreitet. Die spärlichen Grashalme und Stacheldisteln zwischen all' den Scherben machen das Bild des Verfalls über alle Maßen melancholisch. Man möchte sich fragen wie jener Heilige, „ob man überhaupt noch Häuser baut".

Wer nur ein wenig frischen Lebenshauch athmen will, schlägt lieber den Weg in's Städtchen ein.

Die Straße, die zwischen staubigen Cactushecken hinaufführt, ist steinig und ausgefahren und um diese Tageszeit von allerlei Maulthiergespannen, Reitern und Eseltreibern belebt. An einer Stelle verengt sie sich zu einem wahren Hohlweg, und gerade da hat sich, neben einer niedrigen ockergelben Mauer, eine Aloë quer hinübergebeugt, als wolle sie für den Wanderer, der hinauf geht, das Bild, das sich seinen Blicken bietet, mit ihrer schlanken Form einrahmen. Da, wo die blaugrünen, wie aus Stahl geformten Blätter über den Graben hängen, zeigt der Vordergrund die sandfarbene Straße; in der Mitte unter der Stilwölbung heben sich terrassenartig die weißen, würfelförmigen Häuser und zur Rechten ruht die schwere Blüthe, das Bild schließend, auf einem verfallenen Brunnen mit arabischer Inschrift. Steigt man gemächlich bergan, vorbei an den geschlossenen Wohnungen, deren hundertjährige Tünche alle scharfen Linien verwischt hat und an mancher Stelle wie Schnee auf dem Gebälk liegt, so gelangt man auf den kleinen Marktplatz des Orts. Von dort führt eine steinerne Treppe in das höchstgelegene Kaffeehaus. Die Stufen sind zur Sonnenuntergangsstunde meist mit allerlei Volks besetzt, das dort ungezählte Täßchen Kaffee's schlürft. Das Kaffeehaus selbst ist ein gewölbter Raum, mit Matten belegt, aber zur Zeit

menschenleer. Durch ein offenes Seitenthürchen sieht man in ein zweites, inneres Gemach von dichtem Qualm erfüllt, in dem ein broncefarbener Neger kauert und die Querpfeife bläst für einen einzigen, im seligen Taumel vor sich hin sehenden Opiumraucher.

Der gesuchteste und nur den Honorationen bestimmte Platz ist die kleine Terrasse mit den Basilikum- und den Nelkenstöcken. Von dort hat das Auge den schönsten und freiesten Blick über die ganze Landschaft. Links das opalschillernde Meer mit den dunklen Bergen im Grunde, weiterhin die feingeschwungene Bucht, die schmale Landzunge, auf der Goletta wie ein weißer Streif zu schwimmen scheint, die unter Grün versteckten Landhäuser am Strande, dort der mattglänzende Binnensee, Tunis in der Ferne wie ein verschwommen weißer Fleck und dahinter der sich hoch aufthürmende, einer Wolke gleichende Zaguan. Zur Rechten flache Hügelketten, die die weite Ebene von Carthago nach Westen hin begrenzen, und zu Füßen der Marktplatz, auf dem sich ein paar Kinder jagen. Vor den kleinen Läden, deren Inhaber mit dem Palmenwedel die Fliegen von einigen ausgelegten Stückchen Zuckerkand in Thiergestalt, einigen Datteln und Orangen verscheuchen, hält sich eine verschleierte Dienerin, die eben um einen nöthigen Einkauf aus einer der verschlossenen Villenthüren geschlüpft ist. Ein brauner Geselle in bunten Lumpen brät auf einem Rost winzige Stückchen Leber, neben ihm

feilschen an einem mit Obstkörben beladenen Esel zwei Beduinen um ein paar Muskattrauben, und dort sitzt in einer Ecke ein unglücklicher Aussätziger in sein baumwollenes Tuch vermummt.

Die Gäste auf der Treppe sehen nachdenklich vor sich hin oder tauschen halblaute Bemerkungen aus. Es sind Arbeitsleute, die den Feierabend genießen, Gärtner aus den Weinbergen des Cardinals, in braunen härenen Hemden, Beduinen aus der Ebene oder auch ein paar vornehme Herren in bunter Seide, die es nicht verachten, hier oben die Kühle zu athmen.

In den winkligen Gassen nach der Meeresseite regt sich keine Seele. Steigt man den einsamen Felsweg hinunter, so sieht man unter sich das Meer gegen dunkle Klippen branden, die von Tang und grünlichen Algen bedeckt sind. Erst wenn man um die Spitze des Vorgebirges gebogen ist, findet man weißen, flachen Strand und stilleres Wasser. Es ist die Badestelle von Sidi bou Said, und die vornehmeren Bewohner haben sich dort bunte Pavillons mit verdeckten Eingängen für ihre Harems errichten lassen. Zuweilen sieht man so einen Zug von Frauen, wie weiße, stelzbeinige Vögel auf einem steilen Seitenweg hinunter steigen. Weiterhin wird der Strand immer breiter, die Felsen zeigen dunkelrothe Färbung. Der Weg führt an einem eleganten Landsitz vorbei, mit Säulenpatio und Marmortreppe, und wenn man

um den letzten Felsvorsprung über Steine geklettert ist, hat man vor sich allerlei altes Gemäuer, Quadern und abgestürztes Gestein, die letzten Trümmer der zerstörten und verfallenen Treppe, die einst zu der Byrsa von Carthago hinaufführte.

Das Landhaus, das an dieser historisch-denkwürdigen Stätte hart ans Meer gebaut ist — eins von jenen schmucklosen arabischen Gebäuden, dessen dicht vergitterte Fenster nur der vor unberufenen Blicken sicheren Wasserseite Licht zu geben scheinen — ist von der Familie eines jetzt verstorbenen, früher allmächtig gewesenen Großveziers bewohnt. Der millionenreiche Chasnadar, ein Mameluck griechischer Abkunft, von der willkürlichen Laune eines Augenblicks zu hohen Ehren berufen, war Jahre lang unumschränkter Herrscher von Tunis gewesen, bis ihm eines Tages das Glück untreu wurde, der Bey einem Andern seine Gunst zuwandte und das Leben des Veziers mit dem Strick bedrohte. So wäre derselbe wie ein armer Sünder vor den Thoren der Stadt an den Galgen gekommen, hätte nicht seine Frau ihm durch Geistesgegenwart und Muth das Dasein gerettet. Diese, eine Schwester des Bey, versteckte den Gatten im Frauengemach, und als die Häscher erschienen, verweigerte sie ihnen mit ihrem eigenen Leben den Eingang des Harems. Die Geschichte von der schönen, tapfern Prinzessin, den geretteten und bei Seite geschafften Reichthümern ist allen denen wohlbekannt,

die an dem tunesischen Palast des Chasnadar auf dem Halfamarkt vorübergehend, ihren arabischen Führer nach dem Namen des glücklichen Besitzers gefragt haben. Im Sommer vertauscht die Familie des Chasnadars das Stadthaus mit der Villa am Meer; den Frühling verbringt sie in einem Orangengarten von Manuba.

Wir waren an einem heißen Augustnachmittag diesen unsern Lieblingsweg von Sidi bou Said an die Treppe von Carthago gegangen und hatten uns auf einen halb ins Meer gesunkenen Felsblock gesetzt und nach der Insel Cimbra gesehen, deren feingetönte Silhouette sich von dem farbigen Meere und dem klaren Himmel zart abhob. Wir mochten eine Weile da gesessen haben, als aus dem Thor des Landhauses eine schwarze Dienerin auf uns zukam, schon von Weitem winkend und rufend, als habe sie etwas Wichtiges mitzutheilen. Und das Anliegen war kein anderes, als daß wir uns doch hineinbemühen möchten, „wir seien den Herren willkommen". So mußten wir denn unsern Sitz auf der Klippe aufgeben und unserer Führerin folgen, die uns an das Gartenthor geleitete, auf dessen steinerner Bank die Herren vom Hause die Seefrische genossen hatten und uns erspäht haben mochten. Ein unerwarteter Besuch ist eine gern gesehene Abwechslung im arabischen Leben, das zwar im Sommer monoton genug verläuft. So empfingen uns denn die beiden Söhne vom Hause

mit verbindlichen Höflichkeiten und erbaten die Erlaubniß, uns zu ihrer Mutter zu führen, deren Dienerinnen uns am Strande bemerkt hätten, wie wir uns auf dem unbequemen Stein ausruhten.

Herr Mansur und Muhammed sind einander ähnlich wie Zwillingsbrüder. Sie tragen beide lichtgraue Burnusse in jener discreten Farbe, die nur der vornehme Muselmann zu wählen weiß. Beide haben dasselbe ovale, gelbliche Gesicht, dieselben mandelförmigen Augen, denselben blasirt herablassenden Ausdruck des orientalischen Salonlöwen und die kleinen Füße in tadellos weißen Strümpfen. Einer wie der Andere trägt den Rosenkranz in der Rechten, parfümirt sich mit Ambra, raucht ungezählte Cigaretten und spricht das arabische „kaf“ mit jenem nur der höchsten Aristokratie gebräuchlichen schnalzenden Kehlthon.

Am Eingang der Villa hält ein maulthierbespannter Wagen, den ein Kutscher in silbergestickter Jacke führt, an der Thür lehnt ein brauner Kerl in Lumpen, welcher auf einen Wink der Herren den Eunuchen herbeiholt, der mit mürrischem Gesicht eine zweite, innere schwere Eisenthür aufschließt. Es fällt uns auf, mit welcher ausgesuchten Höflichkeit Herr Mansur den so wenig willigen Schwarzen behandelt. Es geht durch fliesengetäfelte Gänge, auf welche rechts und links Kammern und Korridore münden, durch Innenhöfe mit einfallendem Licht, Treppchen hinauf und hinunter. Endlich sind wir in einem langen Saal,

an dessen Wänden elegante blaue Atlasdivans entlang laufen. Ueber den Gitterfenstern hängen schwere Damastgardinen in Pariser Geschmack, die Tische sind mit Glaswaaren der verschiedensten Art bedeckt. Si Mansur und Si Muhammed streifen die Lackschuhe am Eingang ab und bitten uns in ein Seitengemach.

Dort sitzt kreuzbeinig auf einem Divan mit leinenen Kissen Lella Zohara, eine kleine, zarte Gestalt in weißem Beinkleid und weißer Weste, auf dem Kopfe den schwarzen Putz und herabhängenden violetten Florschleier der arabischen Wittwe. Sie empfängt uns, ohne sich von der Stelle zu rühren, wie eine Königin, deutet auf das Kissen neben sich und sagt leise die üblichen Begrüßungsformeln.

Wir setzen uns. Die Brüder uns gegenüber. Eine Negerin, die mit ein paar weißen Dienerinnen auf der anderen Seite des Zimmers am Stickrahmen arbeitete, streift ein paar Kothurne an ihre nackten Füße und verschwindet, um den Empfangskaffee zu holen. Während man endlos dieselben Worte nach Befinden und Ergehen wiederholt und ein halbes Dutzend mal beim Namen Allah's versichert, daß man wohl und gesund ist, haben wir Zeit, uns umzusehen. Lella Zohara ist eine Sechzigerin, von vornehmer Haltung, blaß und durchsichtig wie ihr Name „Citronenblüthe“, mit edlen Zügen und einem Ausdruck von Gram um den Mund. Sie spricht langsam und halblaut, fragt nach unserm Namen, unserer Nation, unserem Alter.

Wie die Dienerin mit dem perlmuttereingelegten Tischchen erscheint und die Kaffeetassen reicht, ist das Gespräch schon in vollem Gange. Si Mansur und Si Muhammed lassen es sich angelegen sein, ihre Leuchte nicht unter den Scheffel zu stellen, daß heißt, uns zu zeigen, wie weit ihre geographischen Kenntnisse reichen: daß sie Moskau von Berlin zu unterscheiden wissen und eine Republik von einer Monarchie. Sie lieben es, jeden von uns ausgesprochenen Satz der Mutter zu wiederholen, äußern das regste Interesse bei unserer Schilderung des nordischen Winters, behaupten, einmal einen Schlitten aus Zucker bei einem Conditor von Tunis gesehen zu haben, spielen die Skeptiker, als die Rede auf ihre eigenen muhammedanischen Sekten fällt und loben über die Maßen unsere europäische Frauenerziehung. Dabei unterlassen sie nicht, von Zeit zu Zeit mit dem beringten Zeigefinger und dem Daumen aus einer silbernen Dose eine Prise zu nehmen.

Unsere Unterhaltung fällt auch auf die Musik und da wir in der Hand einer der Dienerinnen eine Mandoline bemerken, drücken wir den Wunsch aus, eine Probe ihrer Kunst zu hören. Herr Mansur läßt sich herbei, höchsteigenhändig seine Violine zu holen, eine Art fünfsaitiger Viola. Die Dienerinnen laufen nach einem Kohlenbecken, um darauf ein thönernes, kalbfellbespanntes Tambourin zu erwärmen. Die Mandolinenspielerin setzt sich in unseren Kreis

zu Füßen ihrer Herrin. Man stimmt die Instrumente.

Unterdeß ist es dämmerig geworden, durch das offene Gitterfenster dringt ein lauer Abendwind von der See die die Mauern des Hauses bespült und auf welche man weit hinaus sieht, als sei man auf Deck eines Schiffs.

Si Mansur nimmt den kurzen, geschweiften Bogen in die Rechte, stemmt die Violine auf's Knie, die Negerin schlägt in das Tambourin. Jetzt setzt die Mandoline zitternd ein und die Spielerin fängt an zu singen, in klagendem, hohen Ton. Darauf beginnt Si Mansur mit der Violine die Melodie des Liedes zu variiren. Es ist ein „mâaluf", oder Liebesgesang aus Granada, eines jener Lieder, das aus der Glanzzeit der Mauren stammt und die Geschichte zweier liebender Herzen besingt. Die Melodie will in ihren unendlich feinen Abstufungen immer dieselbe erscheinen und doch gleicht keine Figur genau der andern. Die Musikanten erwärmen sich. Si Mansurs Gesicht hat den Ausdruck von Hochmuth und Blasirtheit verloren. Er spielt virtuos — die feinen Fiorituren wechseln unter seinem Bogenstrich in schnellster Aufeinanderfolge, die Töne voll und doch auch wieder zart füllen den ganzen Raum und hauchen etwas wie bezwungene Leidenschaft aus. Die Sängerin hat den Kopf zurückgeworfen und die Augen halb geschlossen. Aus dem Kohlenbecken steigt ein bläulicher Rauch auf und verbreitet einen Duft von Benzoë und Ambra.

Uns ist, als seien wir um ein halbes Jahrtausend zurückversetzt, in irgend ein Schloß der Huerta oder Vega. Wir hören athemlos zu, es ist der Geist eines Volkes, der aus den seltsamen Tönen spricht. Lella Zohara und ihr Sohn nehmen sich im Halbschatten wie ein paar regungslose Idole aus. Man hört dann und wann eine Welle gegen die Mauern des Hauses schlagen, als begleite ein Springbrunnen das Terzett mit seinem Plätschern. Die Verse folgen sich und die Zeit verstreicht. Es ist fast Nacht geworden, als der letzte Bogenstrich das Lied endet.

Wir nehmen Abschied, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Die Brüder begleiteten uns an's Thor und geben uns einen Diener mit, um uns durch die einsamen Felder nach Hause zu führen. Draußen haben die Dämmerungsstrahlen sich mit denen der ersten Sterne vermischt. Wir eilen, denn über dem improvisirten Concert sind wir länger als sonst ausgeblieben.

Pilgerleben.

Wenn nach den herbstlichen Gewitterschauern für die Ebene von Carthago ein zweiter Frühling erschienen und mit ihm auf den so lange kahlen Feldern ein Flor zartweißer Asphodillblüthen aufgegangen ist, wenn die ersten Stürme an den Thurmfenstern des Landhauses von Sidi bou Said gerüttelt und die See aufgewühlt haben, dann ist es Zeit geworden, in die Stadt zu ziehen. Es werden Malteser Kärrner bestellt, braune Gestalten, die barfuß gehen und das ganze Jahr über auf dem buschigen Haar die Ottermütze tragen. Sie kommen mit ihren zweirädrigen Fuhrwerken, auf die sie geschickt allen Hausrath zu laden wissen, und führen, ein jeder mit einem einzigen Pferde, die schwersten Lasten zur Stadt, selbst zu Fuß daneben hergehend und in ihrem Kauderwelsch die Thiere antreibend.

Die ersten Tage in Tunis glaubt man sich in eine neue Welt versetzt. Schon früh morgens erwecken den Schläfer die Rufe der Bettler und Verkäufer in allen Tonarten. Der Blick aus dem Fenster, der sonst auf eine weite und einsame

Landschaft gerichtet gewesen, fällt nun in eine enge Gasse, auf welcher, wie in einem beständigen Maskenscherz, eine bunte Person die andere ablöst. Steigt man auf das flache Dach des Hauses, so sieht man sich inmitten eines Meeres von weißen Terrassen, die mit niedrigen Mauern eingefaßt sind. An dem grünvergitterten Fensterchen der Nachbarn liegt auf ein seidenes Kissen gelehnt eine junge Jüdin in farbenreicher Tracht, geschminkt wie Jesebel, als sie den Jehu erwartete. Sie genießt zur Sabbathfeier, neben ein paar blühenden Nelkenstöcken, die Aussicht in die schmale Seitenstraße, die sich von oben wie ein dunkler Spalt zwischen den hellen Dächern ausnimmt. Unten, auf den steinernen Bänken an den Häusern sitzen ein paar Lastträger in weißen Hemden, die mit dem Strick in der Hand auf Arbeit warten und sich unterdessen laut schwatzend die Zeit vertreiben — ohne als diskrete Muselmänner nur ein einziges Mal nach dem schönen Gesicht am Fenster gesehen zu haben. Auf den Mauerecken sonnen sich gefleckte Katzen, in den leicht gezimmerten Käfigen auf den Dächern gackern Hühner und krähen Hähne, bunte Wäsche flattert im Morgenwinde an den über die Terrassen gespannten Leinen und überall malt die Sonne helle Streiflichter auf die getünchten Wände.

Der Herbst ist fast die schönste Zeit im Jahre. Das Wetter ist warm und freundlich, der Himmel ungetrübt. Noch ist der Schwarm der Reisenden

nicht erschienen und alle freien Stunden gehören den beliebten Spaziergängen durch die arabische Stadt oder auch den Bücherfreuden.

Von beiden, den Studien und Zerstreuungen eines tunesischen Novembers ist das Bild des Muselmannes unzertrennlich, der meist schon früh um zehn an die Hausthür klopft, während wir gerade unser Morgenstündchen auf dem Dache genießen.

Dieser frühe Besucher ist der Hadj Muhammed, unser Freund und Lehrer. Er mag an die fünfunddreißig Jahre zählen, sein etwas kränkliches Gesicht faßt ein schwarzer Bart ein, unter dem dichten gelbgestickten Turban sehen ein paar freundliche Augen hervor. Der Hadj trägt rosinfarbne Kleidung, einen weißen Umhang aus feinem Wollenstoff mit einem seidnen Taschentuch geschickt in die Höhe gerafft, und rothe Saffianschuhe. Seine Bewegungen sind sanft und bescheiden, thut er den Mund auf, so erkennt man an der reinen und gewählten Sprache den Gelehrten. Doch ist er kein Lehrer von Profession, und wenn er trotzdem ein Buch unter dem Gewande mitbringt und uns dann bei einem Glase Thee in die Tiefen der muselmännischen Theologie einweiht, so verdanken wir das einzig und allein seiner Freundschaft und dem Zufall, der uns zu seiner Bekanntschaft verhalf.

Wir lernten den Hadj vor nun schon fünf Jahren bei einem arabischen Wahrsager kennen, zu dem uns eines schönen Nachmittags die Neugier gelockt hatte.

Das bekannte Erlebniß Napoleon's in Aegypten, dem ein solcher Zauberer sein Geschick genau vorausgesagt, die Erzählungen tunesischer Freunde von der seltsamen Kunst jener Leute, die manches Mal um Rath angegangen werden, wenn es gilt, einem Verbrecher auf die Spur zu kommen — alles das hatte uns zu dem Unternehmen angeregt. Man denke nun bei Wahrsagerei und Punktirkunst nicht etwa an dunkles Beschwörerwesen und verborgene Hexerei. Hier unter dem blauen Himmel und der hellen Sonne giebt es nichts geheimnißvoll Schauriges wie in den nordischen Nebelländern. Sollte sich wirklich einmal ein Geist hierher verirren, so müßte er um die Kleidung verlegen sein, denn seine weißen wehenden Mäntel sind Allerweltstracht und vermöchten kein Grausen zu erregen. Es ist hier eben nicht das Land für den, „der auszog um das Gruseln zu lernen".

So hatte denn auch unser Wahrsager sich den sonnenhellsten, freundlichsten Platz von ganz Tunis zum Wohnort gewählt, eine offene Nische am Trödelmarkt neben einem besuchten Kaffeehause.

Was uns der weise Mann aus einem Häufchen Sande prophezeit, nach den Regeln der Kunst, die seine Zunft von dem Patriarchen Enoch geerbt zu haben behauptet, das ist ein anderes Kapitel. Das eigentliche Erlebniß des Tages war unsere Bekanntschaft mit den zwei stillen Gästen, seinen Landsleuten, die in derselben Nische auf Matten saßen. Der eine

davon, lang, mager, schlecht gekleidet, welcher traurig vor sich hinsah und den Mund nicht aufthat, war, wie wir später erfuhren, von unglücklicher Liebe geplagt, nannte sich Aissa (Jesus) und trauerte „in Sack und Asche“ um den Gegenstand seiner Neigung. Der andere, der eine schweinslederne Chronik studirte und dabei verstohlen auf unser Gespräch mit dem Zeichendeuter horchte, war der Hadj Muhammed.

Seit jenem Nachmittag, wo wir eine Tasse Kaffee in Gesellschaft dieser Ehrenmänner getrunken und zum Zeitvertreib etwas aus dem dicken Buche vorgelesen hatten, war unsere Freundschaft mit dem Hadj besiegelt. Er hatte sich bereit erklärt, uns in den arabischen Studien weiter zu helfen und war schon den nächsten Morgen zum Unterricht erschienen.

Jeden Herbst, wenn ihn seine Geschäfte nach Tunis rufen, erneuert er seine Besuche, ohne für all seine Mühe je einen Dank anzunehmen — unser herzliches Verhältniß ist ihm die beste Belohnung.

Meist bringt er selbst das zu lesende Werk unter dem Mantel mit, sei es der Koran, einer seiner Kommentare oder eine arabische Grammatik. Seit wir besser mit einander bekannt sind, macht er sich zuweilen ein besonderes Fest daraus, das Alfiat des Ibn Verdi vorzutragen, mag es auch profane Lektüre für einen heiligen Mann sein. Denn der Hadj ist im wahren Sinne des Wortes „ein heiliger Mann“, der sein ganzes Leben der Gottesgelahrtheit gewidmet hat.

Wenn wir unsere Arbeit gethan haben, liebt er es, von seiner Jugend, seinem Vaterland und seinen Reisen zu erzählen. Um es sich bequem zu machen, kreuzt er dann die Beine auf dem Sopha, läßt sich ein zweites Glas Thee eingießen und kramt Erinnerungen aus.

Der Hadj Muhammed ist Algerier von Geburt, aus dem Stamme der Ouled Naïl, die sich rein arabischen Ursprungs rühmen und in der sogenannten kleinen Sahara, um die Oase Bou Saada unter schwarzen Zelten wohnen. Ihr geistliches Oberhaupt ist der Scheikh der weitverzweigten Brüderschaft der Rachmanija, der sie zum größten Theile angehören. Die Gelehrsamkeit und Würde dieses Scheikh's sind allbekannt. Bei ihm war der Hadj von Jugend an ein- und ausgegangen, von ihm war er in die Verbrüderung aufgenommen worden und ihn verehrt er mehr als Vater und Mutter. Nicht wie so viele seiner Glaubensgenossen, die sich nur um des guten Namens und der weltlichen Vortheile willen einem Orden anschließen, nicht in der Erfüllung rein äußerlicher Gebräuche hat der Hadj seine Aufgabe als „Chuan“ gesehen. Er war ein wirklicher frommer Schüler des Scheikh's geworden. Alle Stationen des Heilswegs hatte er zurückgelegt und erst nach langer Vorbereitungszeit hatte man ihn den Auserwählten zugezählt, denen allein die Geheimnisse des Ordens anvertraut sind. Entsagung von der Welt,

Zurückgezogenheit, Wachen, Enthaltsamkeit hießen seine Lebensregeln. Er hatte gelernt, wie der Dichter sagt: „sich in den Ozean seines Nichts zu stürzen, um die göttliche Sonne im Oriente ihre anbetungswürdige Kunde aufgehen zu sehen.“ Um die Zeit der Morgenröthe wurden die Andachtsübungen begonnen, die langen Abende und Nächte unter dem blauen gestirnten Himmel der Wüste beim heiligen Gespräch und Disputiren verbracht, die gelehrte Tochter des Scheikh's mitten unter den Schülern. Hingebung an Allah, göttliche Freundschaft, Liebe, Verlangen und Inbrunst hatte der Hadj zu kosten bekommen und selbst die leidenschaftliche Ekstase war ihm genaht, wenn er Stunden lang bis zur Bewußtlosigkeit die vorgeschriebenen Körperbeugungen wiederholt hatte. „Denn wie die Morgenröthe erst erscheint, nachdem sie die Finsternisse der Nacht vertrieben, so steigen die erhabenen Kenntnisse Allah's nicht über den Horizont unsrer Seele, es sei denn daß sie vorher alles andre Wissen ausgetilgt haben.“

Dann und wann gab es eine Unterbrechung in dem so einförmigen Büßerleben. Das war um die Zeit, wenn die Anderen seines Stammes sich aufmachten, um in der Wüste Gazellen zu jagen. Da schloß sich dann auch der Hadj ihnen an, ritt wie sie muthige Pferde auf mit Pantherfell verzierten Sätteln, handhabte die marokkanische Flinte und übte sich im Ertragen von Sonnenbrand und Strapazen, mochte

auch sein eigentliches Element das Studium der heiligen Schriften sein.

In der Schilderung dieses seltsamen, halb Beduinen-, halb Klosterlebens, das an die Existenz altchristlicher Anachoreten gemahnt, ist der Hadj unermüdlich. Am bilderreichsten und lebhaftesten aber wird sein Wort, wenn es gilt, von dem größten Ereigniß seines Lebens, der Pilgerfahrt nach Mekka, zu erzählen.

Mit Briefen des Scheikh's an andere Ordensmeister im Turban, als Missionar und Pilger zugleich, machte sich der Hadj eines Tages auf die Reise, in einem geknüpften Taschentuche seine Habe mit sich führend. An der tunesischen Grenze angelangt, kaufte er ein graues Eselchen, schwang sich darauf und ritt seines Wegs, so lange die Sonne ihm leuchtete. Bei Dunkelwerden kehrte er dann in diesem oder jenem gastfreundlichen Hause ein, als ein „Rachmani“ mit Ehren aufgenommen. So gelangte der Hadj zu dem Felsenstädtchen Kef, das auf dem Bergrücken gelegen ist, der Tunesien von der Provinz Constantine trennt. Von da ging es nach kurzer Rast weiter, durch die grünen Ebenen und Wiesen von Sers, durch die blauen Thäler der Hamada, an Römerstädten vorbei, die dort in der Einsamkeit vergessen zerstreut liegen, über ein kahles Hochland nach der heiligen Stadt Kairuan. Von jener ersten Station der Pilgerreise, den Moscheen Okbas und des Barbiers, weiß der Hadj manches zu berichten. In Kairuan war er einige Wochen ge-

blieben, hatte für den Scheikh Botschaften ausgerichtet und sich dann mit zwei Gefährten wieder auf den Weg gemacht, auf demselben Eselchen, mit dem er gekommen. Wissend, daß Armuth die beste Reisehut für sie sei, hatten die drei Reiter jedes Geldstück klüglich daheimgelassen. So waren sie, in härener Kleidung, ohne Gepäck, ohne Bedeckung, nur mit dem bocksfellenen Wasserschlauch und der Flinte über dem Sattel, die endlos weiten Strecken nach der Oase Gafsa, nach Gabes, der Palmenstadt, bis Tripolis und immer weiter gezogen. Sie hatten die unendlichen Dünenregionen, die wasserlose Wüste, die räuberischen Beduinen nicht gefürchtet, Benghasi und Derna hinter sich gelassen und endlich in Dscherboub Halt gemacht. Als „Gäste Allahs" und arme Pilger war ihnen von den noch ärmeren Wüstenbewohnern Gastfreundschaft gewährt worden. Die Sicherheit aber, mit der sie durch berüchtigte Gebiete geritten und ohne Gefahr Nächte in der Einsamkeit verbracht hatten, dankten sie nicht allein ihren Derwischkleidern, sondern einem Talisman. Und diesen Talisman trug der Hadj im Turban, in Form eines Geleitbriefes seines Scheikhs an den allmächtigen Muhammed es Senussi, den Scheikh der Brüderschaft „Senussia", der in seiner Hauptstadt Dscherboub ein gefürchtetes Regiment führt.

Dscherboub, die heilige Stadt, die nie eines Ungläubigen Fuß betreten, die selbst manchem Muselmann verschlossen bleibt, über deren Macht und

Reichthum, deren bewaffnete Besatzung, man sich nur heimlich Märchen in's Ohr flüstert, — denn wer wagte des mächtigen Senussi Namen laut zu nennen? — sie hatte der Hadj gesehen. Der Senussi, den kein profanes Auge schauen darf, hatte ihn in Audienz empfangen. . . . . Was aber den Zweck der Unterredung gebildet, was in dem pergamentnen Briefe gestanden, das hat uns der Hadj verschweigen müssen. Denn über alle Vorgänge zwischen den Brüderschaften, über ihre Sendschreiben und Zeichen ist der Schleier des tiefsten Geheimnisses gebreitet.

Von Dscherboub bis Alexandria waren es noch drei Wochen Weges. In Aegypten konnte das graue Eselchen, das den Hadj so weit getragen, endlich seine verdiente Ruhe im Karawanserai genießen. Sein Herr jedoch schloß sich dort der Karawane an, die alljährlich zur Pilgerfahrt nach Mekka zieht, und gelangte in Gesellschaft vieler Landsleute zu Schiff nach Dscheddah am Rothen Meer und schließlich nach Mekka selbst.

Mit welch leiser, bewegter Stimme beginnt nicht der Hadj die Geschichte der Wallfahrtstage, wie weiß er uns die öden Flächen und steinigen Höhen Arabiens, die Angriffe feindlicher Stämme auf die Karawane, die bewaffnete Gegenwehr derselben zu malen. Wie gering schlägt er all die Leiden des armen Wanderers, Sonnenglut und Nachtkälte, verbrannte Füße und

quälenden Durst an, neben dem Glück, Mekka „die Mutter der Städte“ mit Augen gesehen zu haben. Er weiß so anschaulich und lebhaft zu schildern, daß es uns ist, als hätten wir dem Einzug der Gläubigen beigewohnt, als sähen wir die singenden Pilger den Thoren der heiligen Stadt nahen, die Palankine der Frauen sich auf den Kameelsrücken wiegen, das bunte Volk im Säulenhofe der Kaaba knien und anbeten, Neger und Inder, Perser und Türken, alle mit dem geweihten Rosenkranze in der Hand.

Am längsten verweilt der Hadj bei der Beschreibung der Predigt des Großcherifs von Mekka auf dem Berge Arafat, wo nach der muselmännischen Legende Adam und Eva sich nach langer Trennung wiedergefunden. Das grandiose Schauspiel, von den tausenden, die athemlos lauschen und dann im Chor in den Ruf „Allah ist groß!“ ausbrechen, war der erhabenste Eindruck seines Lebens gewesen.

Der Hadj hatte alle Regeln der Pilgerfahrt treu befolgt: die Kaaba geküßt, aus dem heiligen Brunnen Sem-Sem getrunken, der an der Stelle quillt, wo einst Ismael in der Wüste verschmachtete, Steine gegen die Säulen der Dämonen im Thale Ouedi Mouna geworfen, ein lebendes Thier geopfert und unzählige Suren des Koran's gebetet. Von Mekka war er dann über Medina nach Hause zurückgekehrt mit dem Zusatze „Hadj“ zu seinem Namen.

Im Marabut von Bou Saada wurde die alte Lebensweise wieder aufgenommen, gewacht, gelesen und disputirt, wenn nicht auf des Scheikhs Befehl ein Sendschreiben in die Ferne zu tragen war. Dann machte sich der Hadj wieder auf den Weg. So erscheint er jeden Herbst in Tunis, bezieht eine Nische in einem Karawanserai und geht den Geschäften für seinen Herrn nach. Dazu gehört unter Anderem der Ankauf seltener arabischer Handschriften, wie sie jeden Morgen im Bücherbazar von Tunis ausgeboten werden. Bei einem der würdigen Bücherhändler setzt sich der Hadj in den kleinen Laden, neben der großen Moschee, trinkt eine Tasse Kaffee und folgt dem Ausrufer, der sich mit irgend einem Werke durch die Menge drängt, voll Aufmerksamkeit mit den Blicken. Für seinen Scheikh ersteht er nur religiöse Schriften — uns hat er von dem Büchermarkt den schönsten alten Koran gebracht, dessen erstes Kapitel auf Goldgrund geschrieben und mit Rosen verziert ist.

Ist der Hadj des Morgens bei der Auktion beschäftigt, so stellt er sich wohl statt dessen Nachmittags ein und begleitet uns auf einem Spaziergang durch die obere Stadt. Da gesellt sich auch wohl sein schwermüthiger Landsmann Aissa zu uns. Der Hadj liebt nicht die belebten Straßen, wo ihm andere Bekannte begegnen können, die über seine christliche Begleitung die Achsel zucken würden. Am liebsten gehen

wir vor die Thore, von wo man eine weite Fernsicht hat. Da ziehen auf den Pfaden im Thalgrund Karawanen langsam der Stadt zu. Heerden von Kameelen und Eseln lagern um die Brunnen oder trinken daraus in langen Zügen. Auf den Vorsprüngen des Walls kauern Araber, die sich gleich uns an der heiteren Abendstunde erfreuen. Vor der aus Rasenstücken und Reisig erbauten winzigen Hütte kocht sich der marokkanische Thorwächter mit dem Dolch im Gürtel seine Abendmahlzeit, und der weiße Schäferhund liegt daneben. . . . . . .

Oft sehen wir von dort oben die Sonne hinter den Hügeln versinken und die Berge, den flachen Salzsee und die alten Stadtmauern mit lodernder Gluth bedecken. Dann sagt wohl der Hadj in seiner Freude an der Natur die Worte aus der sechzehnten Sure, welche „die Biene" benannt ist und in der es heißt: „Er hat geredet und bei seiner Stimme Ton eilten Nacht und Tag, Mond und Gestirne euch zu dienen. Welch' leuchtend Wunder für Alle, die da denken! Er hat die hohen Gebirge auf die Erde gethürmt, den Lauf der Ströme verzeichnet und die Straßen, die euch führen sollen. Er hat die Sterne an's Firmament gestellt, auf daß ihr aus ihnen euren Weg lesen möchtet. Sollte der Schöpfer dem Geschöpfe gleich sein?" — Worte, die für den Hadj den Inbegriff aller Poesie bedeuten.

Bricht dann die Dämmerung an, so geleitet der

Hadj uns durch die schon erleuchteten Straßen nach Hause. An der Thür wird Abschied genommen, der arabische Segenswunsch für „ein glückliches morgendes Erwachen" gewechselt, und damit schließt unser Zusammensein an einem tunesischen Herbsttage.

„Philosophen“ am Heerdfeuer.

Anfang Januar beginnt in Nord-Afrika die kalte Jahreszeit und das Maß des gefallenen Regens bestimmt den Reichthum der kommenden Ernte. Schöne, klare und trockene Winter, wie sie für den Reisenden gemacht scheinen, den die Ungunst des Wetters aus Sicilien vertrieben hat und der nun in Tunis blauen Himmel sucht, bedeutet für das Land Armuth und Hungersnoth. Die trüben Regentage aber, die zur Enttäuschung des Fremden die Natur und das bunte Volksleben wie mit einem Schleier verhüllen, sind Segen und Fruchtbarkeit für die Felder der nördlichen Ebene und die Oliven- und Dattelpflanzungen des Südens.

Zuweilen strömt es tagelang ohne Unterlaß vom Himmel. Dann sind die Straßen und Plätze der arabischen Stadt ohne Bewegung und Farbe. Wer sich von den Muselmännern hinauswagt, der vermummt sich sorgfältig den Kopf in den Mantel. Die Füße mögen unbekleidet bleiben, wenn nur das Haupt bedeckt ist und den Magen ein stark gepfeffertes Gericht wärmt. Die Bettler, die sonst an den

Thüren der Häuser und Moscheen ihrem Erwerb nachgehen, erscheinen weniger zahlreich. Mancher Habitué, dem es die Mittel erlauben — und bei der großen Mildthätigkeit der Araber giebt es deren in Menge — stellt die Arbeit ein. Die wandernden Verkäufer, die Ausrufer, Derwische, Narren und Nichtsthuer und wer sonst zu dem allerlei Volks gehört, das zur Augenlust des Beschauers sich im Freien zu ergehen pflegt, bleiben aus. Es regnet eben und Tunis „die weiße“ hat den grauen Regenburnus des Propheten angethan.

In den Wohnungen mit ihren Marmorfußböden, kachelgetäfelten Wänden und dicken Mauern, die der arabische Architekt für die Sommersonne gebaut hat, ist es kalt. Von dem flachen Dach hört man die Wasser in die Cisterne rauschen. Der wärmste Raum im Hause ist die Küche und dahin flüchtet man sich zuweilen an einem Januarnachmittage.

Der unumschränkte Beherrscher dieses, was die Temperatur betrifft, privilegirten Gebietes ist ein junger schlanker Neger mit Namen Salem, der das Amt des Kochs vertritt, sich in Weiß kleidet und silberne Uhrketten, Ringe und Blumensträuße über Alles schätzt. Er fühlt sich durch unsern Besuch hoch geehrt, meint jedoch, es sei von Alters her tunesischer Gebrauch, für das Wärmen am Heerdfeuer dem Koch einen Pfennig Tribut zu entrichten. Wir setzen uns aber über diese Sitte hinweg und verweigern die

Steuer, von der wir wissen, daß sie unter der Hand täglich eingetrieben wird. Salem's eigenes Gewissen, das ihn unter der schwarzen Haut erröthen läßt, wenn die Rede auf gewisse Einkaufspreise fällt, hat es uns verrathen. Das gute Einvernehmen ist durch diese Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht gestört worden. Denn Salem ist, jene kleine Schwäche der Marktpfennige abgerechnet, ein treuer und fleißiger Diener. Dabei besitzt er einen überaus lebhaften und unterhaltenden Geist. Und die Aussicht auf eine Erzählung von ihm ist es, die uns an manchem stillen Regentag mehr in die Küche lockt, als das Holzkohlenfeuerchen in dem viereckigen Rost, auf dem er seine Speisen rührt.

Unser schwarzer Koch stammt aus dem vermeintlichen Lande der Lotophagen, von der Insel Dscherba, die einige Tagereisen südlich von Tunis in der kleinen Syrte gelegen, wegen ihrer üppigen Vegetation und ihres Dattelreichthums berühmt ist. Seine Lebensgeschichte und wie er dazu kam, dies schöne Erdenparadies, in dem sich Wein und Rosen die Palmen hinaufranken, mit Tunis und einer engen Küche zu vertauschen, hat Salem uns in den verschiedensten Auflagen zum Besten gegeben. In dieses „uns“ ist der Küchenjunge mit einbegriffen, der wohl im Gemüseputzen innehielt, um zuzuhören, was Salem erzählte, während das Oel in der Pfanne brozelte und ein dichter Dampf die Küche erfüllte.

Salem's Vater, ein Abkömmling einstiger Sclaven aus Bornu und Teppichweber in Dscherba, bewohnte ein Häuschen am Meere. Die schwarze Mutter war früh gestorben und eine zweite Frau an ihre Stelle getreten. Weil aber hier im Schlaraffenland die böse Stiefmutter ein unbekannter Charakter ist, so war Salem eben so sorglos aufgewachsen wie nur je ein tunesisches Negerkind. Er hatte den Eltern in üblicher Weise gedient, für die Mutter Oel und Honig beim Händler geholt und die Thür gehütet, für den Vater Wolle gehaspelt und Wasser getragen oder war mit den Altersgenossen in die Palmen gestiegen wie ein junger Affe. Eines Tages wollte das Geschick, daß ein Schiff in den Hafen von Dscherba einlief, um Datteln für tunesische Kaufleute zu laden. Den Salem, der am Strande spielte, überkam die Lust, wie es in den Geschichten von Tausend und eine Nacht heißt: „die Länder der Menschen zu sehen, von Meer zu Meer und von Insel zu Insel zu schiffen". Ohne von Vater und Mutter Abschied genommen zu haben, verbarg er sich also im Schiffsraum und gelangte wohlbehalten nach Tunis. Hier nahmen die Aeltesten eines ehrenwerthen Negerstammes den kleinen Auswanderer unter ihren Schutz, benachrichtigten mit der nächsten Karawanengelegenheit den Vater von dem Streich des Salem und ließen es sich angelegen sein, die Zukunft des zehnjährigen Knaben zu sichern. Durch sie gelangte er in das Haus eines vornehmen

Mannes, dem er in der Folge seine Erziehung und Ausbildung zu danken hatte.

Herr Muhammed Aziz, der reiche Minister, bewohnte in der oberen Stadt einen großen Palast, an dessen breitem, kunstvoll beschlagenen Eingangsthor Salem noch jetzt nicht vorübergeht, ohne des Wohlthäters zu gedenken. Zu der zahlreichen Dienerschaft, die das Hauswesen desselben erforderte, gehörte auch ein halbes Dutzend Negerknaben, die die kleinen Handleistungen zu verrichten hatten und dafür auf Kosten ihres Herrn gespeist, gekleidet und unterrichtet wurden. Die nützlichen Künste des Rasirens und Massirens, Reiten und Fahren, Pferde striegeln und Kochen erlernte Salem bei Herrn Aziz. In den ersten Jahren durfte er auch den Harem betreten, um den Damen kleine Dienste zu thun, ihnen den Wagenschlag öffnen, wenn sie von der Spazierfahrt kamen und der Eunuch gerade nicht zur Stelle war. Er durfte auch dem Herrn des Hauses die Hand küssen, wenn er ihm im Garten begegnete, und ihn auf seinen Reisen ins Innere auf dem Bock der Kutsche begleiten. Vor Allem aber mußte er früh mit der Schreibtafel unterm Arm in die Schulstube gehen, um von einem würdigen Lehrer mit Brille und gelben Schnabelschuhen in die Wissenschaften eingeweiht zu werden. Neben dem Sohne des Hauses mit den anderen Negerknaben im Kreise sitzend, lernte er lesen und schreiben, den Koran schreiend recitiren und den muselmännischen Rosenkranz abbeten. Er

wurde auch in der Geographie unterwiesen, nach einer Weltkarte des Weisen Edrisi aus dem zwölften Jahrhundert, und diese Kenntniß blieb, dank dem spanischen Rohr seines Lehrers, in Salems Kopf unaustilgbar eingeprägt. Wie oft hat er uns diese Karte mit den ersten besten Gegenständen auf dem Küchentisch verdeutlicht.

„Hier in der Mitte, wo ich die Zwiebel hinlege, ist das Centrum der Welt, Mekka die heilige Stadt. Jene Gabel ist der Fluß Nil und ihre Zinken stellen die zehn Quellen desselben vor, die vom Mondgebirge herabkommen. Dort oben jener Faden bedeutet die Mauer, die vor vielen tausend Jahren Iskander, der zweigehörnte, baute, um sein Reich vor Gog und Magog, dem wilden Volk, zu schützen. Hier unten, nach der Wüste Sahara zu, wohnen Nasnas, die kleinen Menschen, die schwarz sind, wie ich, aber geschwänzt. Rings um die Welt fließt ein großes Meer.“

Auch in der Kunde des Weltalls ist Salem wohlbeschlagen. Er weiß, daß sich sieben Himmel über die Erde thürmen, daß im Sommer ein Greis den Sonnenwagen zieht und deßhalb die Tage lang sind, und daß im Winter ein Jüngling diese Arbeit in Eile verrichtet. Die Winde, so hat er es gelernt, sind dem Könige Salomon unterthan, der auch die Sprache der Thiere verstand und den Wiedehopf zur Königin von Saba sandte.

Versuchen wir nur einen Zweifel an der Richtig-

keit dieser Behauptungen laut werden zu lassen, ihn beispielsweise darüber aufzuklären, daß Chidher der ewig junge, Alexander der Große und der Prophet Elias nicht ein und dieselbe Person sind, so sind wir sicher, Salem zu verletzen. Ebenso ist es ihm ein Aergerniß, wenn wir ihn nach der Wetterprognose fragen. Dann pflegt er wohl die Lippen vorzustrecken und mit den blanken Augen nach der Decke zu sehen, als wolle er sagen: „Ein Narr fragt mehr als sieben Weise antworten können.“

„Ist Salem Gott gleich? hat er die Welt geschaffen? Ja, wer da glauben kann, Gott habe sieben Tage zu dieser Arbeit gebraucht (— ein Stich auf die Christen! —) der mag auch denken, ein ein Mensch wisse, was morgen für Wetter kommen wird. Fragte wohl unser Vater Noah, als das kochende Wasser aus dem Ofen lief, wann es versiegen würde? Pflanzte er nicht auf Gottes Befehl den Baum Sag und wartete geduldig dreißig Jahre lang, bis er so weit gewachsen, daß sein Holz für die Arche bereit war?“

Aber Salem ist sichtlich verstimmt. Auf etwaige Fragen von uns nach jenem kochenden Wasser begnügt er sich zu antworten, es sei aus dem Backofen der Mutter Eva gekommen und zur Sündfluth geworden. Mehr erfahren wir an dem Tage nicht. Wollen wir noch die Historie von Ham, dem Stammvater der

Neger, hören, so müssen wir es ein andermal klüger anfangen und uns weniger skeptisch zeigen.

Doch wir sind bei Salems Schülerjahren stehen geblieben und es fehlt noch das Ende seiner Lebensschicksale.

Die glückliche Zeit bei dem arabischen Menschenfreund dauerte so lange, bis der flinke Schwarze in das Alter kam, wo er nicht mehr in den Harem eingelassen, sondern an der eisernen Thür von einer Dienerin abgefertigt wurde. Gerade um diese Zeit starb Herr Aziz. Unser Salem, der leicht erregbaren Gemüthes ist, mochte sich mit dem Charakter des Erben nicht haben befreunden können — das Warum hat er uns vorenthalten. Kurz, er verließ das Haus, das ihn so lange beherbergt hatte, und wir finden ihn wieder als Küchenjungen im Palaste des Bey. Wie lange Salem es dort getrieben und was ihn wiederum zum Verlassen der Stelle bewogen, ist uns ebenfalls unbekannt. Wir wissen von dieser Episode seines Daseins nur, daß sein Vorgesetzter, der Koch, ein großer Meister in seiner Kunst gewesen, dessen Geschicklichkeit darin gegipfelt habe, daß er mit der Rechten und Linken gleichzeitig je eine Schüssel Eiweiß zu Schaum zu schlagen vermochte. Salem brachte von dieser hohen Schule eine gewisse Vorliebe für geistige Getränke mit — daneben eine große Fertigkeit, seine Crêmes vermittelst gebrannten Zuckers mit religiösen Sinnsprüchen zu zieren.

Auf das Stadium in der fürstlichen Küche folgten noch zwei andere in italienischen Häusern, während welcher er sein Repertoire um manches gute Rezept bereicherte. Schließlich war Salem einige Monate mit einem französischen Kommandanten gereist, hatte ihn aber inmitten der Wildniß im Stiche gelassen, weil er nach seiner Ansicht von einem bösen Geiste besessen gewesen. Hatte er doch nach verborgenen Schätzen graben lassen, auch mit einem Instrument auf drei Füßen in die Ferne gesehen — lauter teuflische Dinge in Salem's Augen, die wir freilich mit den Worten Topographie und Archäologie bezeichnen würden. Zu uns hatte ihn der Zufall geführt, der hier zu Lande das Amt des Stellenvermittlers übernimmt: als eines Tages das Bedürfniß nach einem Koch sich fühlbar machte, war Salem erschienen. Man hatte ihn einfach von der Piazza geholt, wo er mit anderen Negern stolzirte. Damals besaß er nur seine weißbaumwollene Tracht — jetzt hat er es bereits zu zwei silbernen Uhrketten, einer gelbseidenen Jacke und einem Turban gebracht. Aber genug von ihm und ein Wort über die anderen Küchengeister.

Da ist zuerst Khesrana oder „Bambusrohr“, eine magere Negerin in Flor und Seide, die früh um sieben Uhr zur Arbeit erscheint, um des Nachmittags um drei tief verschleiert wieder abzuziehen. Sie ist eine wortkarge Seele, vielleicht daß die trübe Erinnerung an die Lage, wo sie aus der Heimath Bagirmi von einem

Sklavenhändler nach Tripolis gebracht wurde, noch auf ihr lastet, obgleich sie längst frei und ihre eigene Herrin ist.

Eine weit wichtigere Rolle als sie spielt Giaber, der Küchenjunge.

Dieser steht seinem Ursprunge nach eine Stufe über den beiden Andern. Ist Khesrana schwarz wie Tinte, Salem von schöner Kaffeefarbe, so wäre Giaber dem hellen Eichenholz zu vergleichen. In seinen Adern fließt nur zur Hälfte Negerblut. Giaber hat bessere Zeiten gesehen. Auch er ist im Hause eines Reichen groß geworden, hat es aber in Kenntnissen um Vieles weiter gebracht als sein Vorgesetzter Salem. Nicht allein Lesen und Schreiben kann er aufs Beste, er ist auch in die Tiefen der arabischen Philosophie eingedrungen und bewahrt dieser Wissenschaft, trotz seiner jetzigen, einigermaßen demüthigen Stellung, ein reges Interesse. Auch zeichnet er sich durch sein Gedächtniß für Sprüchwörter und Volkslieder, sowie durch seine beschauliche Lebensauffassung aus. Giaber ist wie Salem einige zwanzig Jahre alt. Er hat nie Rasirmesser und Kochlöffel gehandhabt, war vielmehr einst wohlgekleidet hinter seinem Herrn hergeritten, hatte mit Meuten gejagt und damascirte Flinten losgeschossen. „Aber die Freude währt sieben Tage und der Kummer den Rest Daseins" — und Giaber wurde verstoßen, weil er geglaubt, für seine Dienste regelmäßigen Lohn beanspruchen zu dürfen. Von seinem guten Recht überzeugt, hatte er gar gewagt,

beim arabischen Gericht Klage zu führen und in einem endlosen Prozeß sein Letztes verloren.

Doch welcher Muselmann verzagte je in der Hoffnung auf Allahs Hilfe, ob sich auch alle Kadi's und Scheikh's der Welt gegen ihn verschworen hätten?

Nach der Maxime: „Der Geduldige ist mehr werth als der Verlangende und dieser wiederum mehr als der, so die Hoffnung verliert“, übte sich Giaber in der Geduld. Und da es vor Allem galt, einen Rückhalt und eine Stütze gegen die so mächtige Gegenpartei zu gewinnen, so suchte Giaber tagaus tagein die Thür unseres Hauses auf, um wie einst Mardochai an dem Thore des Ahasverus zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Einen Monat lang mochte er dort gesessen haben, ehrfurchtsvoll mit der Hand auf dem Herzen grüßend, wenn man vorüberging, und auf die Frage nach seinem Begehr antwortend: „ich warte, ob der Herr eines Dieners bedarf.“ Da sollte dieses Warten mit Erfolg gekrönt werden. Eines Tages hatte der Küchenjunge Salem's Zorn erregt und war verjagt worden. Auf der Treppe, die er hinabfloh, kam ihm schon Giaber entgegen, um an seiner Stelle die Kochtöpfe zu waschen und Salem's allerunterthänigsten Diener zu spielen.

Als Giaber das Haus betrat, besaß er nichts als einen arg zerlöcherten Mantel, den er jedoch in würdige Falten über seine schadhafte, einst schön gewesene Kleidung aus sandfarbenem Tuche zu

drapiren verstand. „Beraubt mich und nennt mich „Euer Gnaden“, aber bereichert mich nicht, indem Ihr „Hund“ zu mir sagt,“ bemerkt er stoisch, sobald sich jemand den leisesten Spott über ihn erlaubt.

Giaber ist außerordentlich fromm und begleitet jede der vorgeschriebenen religiösen Waschungen mit dem üblichen Gebete. Beim Reinigen der Zähne nach dem Essen sagt er: „So wie ich meine Zähne reinige, säubre mich Allah von meinen Fehlern, auf daß die Weiße meiner Zähne ein Pfand sei für die Reinheit meines Angesichts am Tage des Gerichts.“ Beim Spülen des Mundes betet er für den Propheten und seine Familie. Beim Einsaugen des Wassers in die Nase spricht er: „Mache mich wohlriechend mit dem Geruche des Paradieses.“ Indem er die rechte Hand wäscht, bittet er Allah, er möge ihm einst das Buch seiner Handlungen in die Rechte geben und es mit Milde prüfen. Zum Schlusse gedenkt er bei den Füßen an die Brücke Sirat, die vom Fegefeuer in's Paradies führt und so schmal ist wie ein Haar und so scharf wie ein Messer. Auch für die Fälle des Gähnens und Niesens hat Giaber ein Gebet bereit.

Salem hat sich zu diesem Untergebenen eine ganz eigene Stellung gemacht. Er ist zwar von seiner geistigen Ueberlegenheit durchdrungen, erkennt auch seine hellere Farbe als ein Privilegium der Natur an, tyrannisirt ihn aber dessen ungeachtet nach Kräften. „Herr Giaber“, wie er ihn höflich nennt, muß für

ihn alle Gänge thun, um jedes vergessene Korn Salz oder Pfeffers zum Händler springen — und das zu jeder Tages- oder Nachtzeit. Denn Salem rühmt sich keines starken Gedächtnisses und beruft sich bei etwaigen Vorwürfen auf neunzehnte Sure im Koran, wo es heißt, „daß Gott allein kein Vergessen kennt". Des Nachmittags, wenn Salem mit seinen Genossen im Kaffehause sitzt, ist Giaber in die Küche gebannt, zündet das Feuer an und putzt die Gemüse. Dafür kocht Salem bei der Rückkehr vom Spaziergang sich und dem Glaubensbruder die besten arabischen Gerichte: Hammelfleisch mit Tomaten und spanischem Pfeffer in Oel gedämpft, woran sich dann beide mit ruhigem Gewissen gütlich thun. Den Abend verbringt Giaber meist allein in dem Mohrengemach, einer Art von Nische am Eingangsthor, die gerade Platz für zwei Lagerstätten hat. Allabendlich wird dort mit Benzoë geräuchert und beim Schein eines primitiven Oellämpchens der Lectüre obgelegen. Nach Negergeschmack sind die Wände der Kammer mit den allerheterogensten Dingen geziert, von den Spitzenmanschetten längstgegessener Kuchen, den Resten zerbrochener Spiegel bis zu den vergoldet gewesenen Blumen verwelkter Sträuße an langen Stielen. Ganz ausnahmsweise nur läßt Salem sich herab, Giaber Gesellschaft zu leisten. Dann hört man unten die murmelnde Simme des Vorlesenden und dann und wann ein Lachen, wenn die Geschichte der Scheherezade gar zu lustig ist.

Giaber's eigentlicher Character ist aber ernst und tiefsinnig. Wir haben es ihm, dem Küchenjungen, zu danken, wenn wir ein klares Verständniß der Lehren mancher orientalischen Sekte gewonnen haben, so z. B. der Doktrin der ketzerischen Motazeliten. Als Giaber nämlich eines Nachmittags in der Küche saß und seinen Mantel flickte, fragten wir im Vorübergehen, nur des Spaßes halber bei ihm an, was ein Motazelit sei. Giaber, der ehrerbietig aufgestanden war und eine Jasminblüthe aus dem Turban genommen hatte, als erlaube ihm seine niedrige Stellung nicht diesen kleinsten Schmuck, wies ruhig auf die brennende Heerdkohlen: „Seht das Feuer an, wie es brennt. Wir Gläubigen wissen, daß Gott allein es brennen hieß, denn es giebt keine Handlung in der Welt denn durch ihn allein. Die Motazeliten — Gott bewahre mich vor Satan, dem zu Steinigenden — behaupten lügnerisch, das Feuer brenne, weil es brennen wolle und der Mensch sündige, weil er sündigen wolle.“

So erklärt Giaber, der Küchenjunge, die Lehre „von der Freiheit des Willens“ und er philosophirt doch nur zum Zeitvertreib am Heerdfeuer.

Tunesische Frühlingsstunden.

„Laß uns die Maienblumen nicht versäumen", heißt es in dem Buche der Weisheit Salomonis und diese Worte kommen uns in den Sinn, wie an einem hellen Frühlingsmorgen unser Blick auf den seltsamen Blumenstrauß fällt, der das Marmorsims unsres Kamins schmückt. Dieser Strauß in der thönernen Amphora mit den stilisirten Thieren darauf, die der Phantasie eines arabischen Töpfers entsprungen sind, ist eigentlich ein Dornenzweig und das Abbild irdischer Eitelkeiten. Aber von der Hand des Beduinen, der ihn uns gebracht hat, ist auf jede seiner Spitzen eine jener mattrosa Disteln befestigt worden, die nach den großen Winterregen in Menge auf den Wiesen der Umgegend blühen. Und ihr sanfter Geruch erweckt in uns die Vorstellung von grünem Lande, von Bergen und Feldern in Blumenfülle, von Einsamkeit und Frühlingsglanz. Wenn dann zugleich die Sonne auf den bunten Kacheln des Fußbodens spielt und durch das geöffnete Fenster ein warmer Wind dringt, der verräth, daß er über Wiesenschaumkraut und wilde Reseda gestrichen, dann hält es einen nicht länger in

den vier Wänden. Der Plan zu einem Ausfluge aus der engen, unruhigen Stadt ist schnell gefaßt und den ersten Gedanken weiterspinnend sagt man wohl mit dem biblischen Sänger: „Komm, mein Freund, laß uns auf das Feld hinausgehen und auf den Dörfern bleiben. Daß wir sehen, ob der Weinstock blühe, ob die Granatäpfel ausgeschlagen sind.“

Doch die Wege zu den Feldern und Gärten sind weit und die tunesische Märzsonne, die Sonne der Bohnenblüthe, wie der Araber sie nennt, ist gefährlich für den Fußgänger. Wer einen Tag im Freien verbringen will, der muß sich nach einem Wagen umsehen und auch ein Päckchen Lebensmittel nicht vergessen. Sind die kleinen Vorbereitungen beendet, so geht es durch die kühle Gasse, auf der noch Morgenschatten liegen, über die Piazza von Tunis nach dem Seethore. Dann biegt man links in die lärmende Straße ein, die das Malteserviertel der Stadt bildet, in der es von buntem Volk, von Reitern und Wagen wimmelt und in wenigen Minuten ist die Stelle erreicht, auf der die arabischen Kutscher ihren Standort haben.

Zu einem wahren tunesischen Ausflug gehört es, daß man, wie der reisende Araber, einen eingeborenen Kutscher wählt. Ist gar dessen Wagen eine abgediente Staatskarosse des Bey, hellgelb lackirt, mit verblichenen Wappen und Spiegelfenstern, und tragen die magern Pferde Schellen an den Brustriemen, so kann man

von Glück sagen und sich in der Aussicht auf eine bequeme Fahrt in den fadenscheinigen Kissen des Gefährts zurecht setzen. Der Preis ist schnell mit dem schwarzen Wagenführer vereinbart. Auf seinen Rath wird ein arabischer Lustgarten in Marsa zum Ziel des Ausflugs gewählt und schon knallt er mit der Peitsche und bahnt sich mit lautem Ruf den Weg durch das Straßengewühl.

Die Häuser in der Gegend des Grünen Thores, die wir jetzt durchfahren, sind niedriger und freundlicher als die des Malteserviertels. Zur Linken stehen noch ein paar arabische Hütten, kleine Gewürzläden, deren Inhaber an der Ladenbank lehnen zwischen Oel- und Honigkrügen, Buttermilchschüsseln und Trinknäpfchen und den runden aufgeschichteten Broten. Manche von ihnen bieten als Frühlingserzeugniß ein Stück Butter an, mit Fähnchen verziert, und nirgends fehlt der Narcissenstrauß im Glase. Dabei sind Laden und Waare kaum größer als ein Marionettentheater auf dem Jahrmarkt, in dem der Verkäufer die Stelle des Harlekin einnähme. Weiterhin macht sich eine Badstube durch ihre grün und roth bemalte Thür bemerklich, sowie durch ein paar goldgelber Löwen und einen Palmbaum, die der arabische Schilderer auf die weiße Mauer gepinselt hat. Zur Rechten läßt man eine kleine Moschee, dann ein Kaffeehaus, reinlicher Sand davor gestreut und Bänke im Freien für den Besucher, der die frische Luft liebt.

Von den flachen Dächern hängen an mancher Stelle große gelbe Sternblumen hinab, die in der Kalktünche ihre Wurzeln geschlagen haben, ohne daß je ein Mensch sie hingesäet hätte.

Nun sind wir am Thore. Die Wächter im grauen Hemde, die am Eckstein kauern, untersuchen eben mit ihrem eisernen Stäben den Gerstensack, den ein Maulthier trägt. Unser Wagen geht unbehelligt durch die Thorwölbung.

Eine von Akazienbäumen eingefaßte Landstraße führt gerade aus nach Westen an der Stadtmauer entlang. Im Schatten derselben liegen verstreut graue Grabsteine, wild von Nesseln und Wolfsmilch überwuchert. Unter einem von ihnen soll Boabdil „das Kind" begraben sein — und jedesmal, wenn der Weg uns vorbeiführt, suchen wir mit dem Blick unter den verwitterten Steinplatten mit den kleinen runden Turbans darauf nach der bewußten Stätte. Aber vergeblich, denn Niemand weiß mehr die Stelle zu finden, wo man den „letzten Mauren" hingelegt hat.

Heute geht es nach der entgegengesetzten Seite, nach dem Meere zu, das in der Ferne zwischen den Hügeln von Carthago wie ein grünlicher Streifen am Horizont erscheint. Die nächste Umgebung der Stadt ist unschön und wüst, von ärmlichen Hütten, dürftigen Gemüsefeldern und Schutthaufen verunziert. Erst wenn man gute zehn Minuten zwischen Eucalyptusbäumen hingefahren ist, die der herrschenden Fieber

wegen in der Niederung angepflanzt sind, gelangt man in eine freundlichere Natur. Die Straße nach Marsa führt hart am Salzsee Bahira entlang. Seines geringen Wassergehaltes wegen ist ihm eine zartblaue Färbung eigen, mit einem matten Silberglanze darüber, der an die venetianische Lagune erinnert. Jenseits des Sees erhebt sich der zweigehörnte Berg von Hammam el Enf, hinter ihm die schroffere Felswand des Dschebel Rsâß, auf dem die großen Lämmergeier horsten. Um diese Jahreszeit blühen dort in allen Schluchten die Alpenveilchen. Näher nach Tunis zu erkennt man ein weißes Dörfchen auf einem Hügel: Rades, in dessen Olivenhainen Scipio das Holz zu den Belagerungs-Maschinen geschlagen hat, unter deren Würfen Carthago gefallen ist.

Im Vordergrunde des Sees schwimmt auf dem Wasser das Schloß Schikli, von Karl V. erbaut, als er Tunis den Seeräubern genommen; ein mittelalterlich düstrer Zwinger, der sich in der heiteren Sonnenlandschaft wie eine stehen gebliebene Decoration längst vergessener Kriegsschauspiele ausnimmt. Der Blick, welcher ihn streift, ruft Bilder wach, die sonst kaum eine Spur auf diesem Boden hinterlassen haben, an jene Tage, wo noch der Christ in Vertrauensseligkeit auf sein gutes Recht den heiligen Krieg in der Welt umhertragen konnte. Was ist von all den damaligen Ueberzeugungen übrig geblieben? Die feurigen Gefühle von ehedem haben einer unbegrenzten Duldsam-

keit den Platz eingeräumt und die Frage jenes tunesischen Großen an die landenden Ritter: „was befehdet Ihr uns, so wir doch Euren Christ nicht getödtet haben?" kann uns heute ein mitleidiges Lächeln entlocken. Nur die Freude an der Natur ist im Menschenherzen ewig dieselbe und wenn der mittelalterliche Chronist schreibt, wie die „holde und freundliche Sonne von Afrika" die Krieger entzückt habe, so finden wir in seinen Worten unsere Empfindung von heute getreu wieder.

Von dem See und einer darin versunkenen Stadt sammt ihren Reichthümern gehen unter dem Volke allerlei Sagen um. An hellen Tagen soll der Schiffer von seinem Boote aus Mauern und Gestein im Grunde desselben erkennen und auch Schätze und Gold, die aber Niemand heben könne. Doch das sind Märchen, und so lange kein andres Gold als das der untergehenden Sonne im Wasserspiegel gesehen wird, müssen wir die Wahrheit dieser Behauptungen anzweifeln. Erwiesen ist nur, daß zur Zeit des türkischen Regiments die ungetreuen Frauen im Bahira ihren Tod fanden.

Schikli ist unsern Blicken entrückt. Von den Hügeln im Westen kommt ein frischer Morgenwind, der alle spukhaften Gedanken vertreibt und die Düfte der Heide, von Thymian, Wachholder und blühendem Ginster zu uns trägt. Die Ufer des Sees beleben sich mit Reihen von rosenrothen Flamingos und grauen

Reihern, die stelzfüßig wie auf einem chinesischen Bilde am Rande des Wassers stehen. Zur Linken nichts als Wiesen mit altersgrauen, halbgeborstenen Oliven, die ihre Schatten auf das saftige Grün werfen. Und überall Blumen und wieder Blumen in den buntesten Farben! Wilde Tulpen, blaßgelb und rosa, weiße Narcissen, buntgeflecktes Löwenmaul, Schwertlilien und dazwischen große violette Anemonen und kleinere, purpurne, wie Blutstropfen im Grase.

Jetzt hält unser Kutscher auf einmal die Pferde an, holt aus dem Kasten unter seinem Sitze ein ausgehöltes, ölgefülltes Brod heraus und macht sich in aller Seelenruhe an sein Frühstück. Wir folgen seinem Beispiele, steigen aus, suchen eine Stelle auf der Wiese und halten ebenfalls unsere Mahlzeit. Erst nachdem wir einen Riesenstrauß gepflückt haben, nehmen wir wieder unsern Platz im Wagen ein und setzen die Fahrt fort.

Wir sind etwa seit einer Stunde unterwegs. Der See und Tunis bleiben hinter uns. Auf beiden Seiten der Straße ziehen sich bestellte Felder und Olivenhaine hin, zwischen denen zerstreut die Trümmer des Aquädukts liegen, der Carthago von den Hügeln Ariana's her mit Wasser versorgte. Die kolossalen, von Moos und Gras überwachsenen Mauerreste kann man an drei Stunden Wegs in der Ebene verfolgen. Wir durchkreuzen sie und lassen sie ebenfalls im Rücken. Es begegnen uns Beduinen, eseltreibende

Frauen in blauer Tracht mit silbernen Fuß- und Armringen. Ein paar schwarze Zelte unter den Bäumen sind ihre Behausung. Man erblickt in der Ferne die Kathedrale von Carthago, weiterhin ein niedriges Dorf aus Steinen der alten Stadt erbaut. Cactushecken schließen die Straße ein. Noch eine Mauer entlang und der Wagen lenkt in eine offene Garteneinfahrt und hält an einer schweren eisernen Gitterthüre, über die ein Flor weißer Rosen herüber hängt.

Drinnen liegt in der Mitte des reinlichen Hofplatzes eine große arabische Villa mit blaugetäfelter Eingangshalle, die von zierlichen maurischen Säulen gestützt ist. Eine doppelte Rampe aus weißem Marmor führt hinauf. An den Hofmauern ranken sich Schlinggewächse und ein paar Büsche von Stechapfel und Flieder bedecken die vergitterten Fenster des Hauses. Vor einem niedrigen Wirthschaftsgebäude sitzt ein arabisches Weib in baumwollnem Schurz, die nackten Füße vor sich ausgestreckt und siebt eifrig Griesmehl zur Nationalspeise. Das braune Kind kollert im Sande mit ein paar Hunden, die sich bei unserer Ankunft bellend auf die Pferde stürzen. Auf des Kutschers wiederholten Ruf erhebt sich die Frau und öffnet das eiserne Thor, um uns einzulassen. Wir fragen um die Erlaubniß den Garten zu besehen — eine hier gebräuchliche Sitte, wenn man sich im Freien ergehen will. Ist man doch auf klassischem Boden, wo jeder von Menschenhänden bearbeitete Fleck Erde, sei er

auch noch so wenig einladend, der einfachen Natur als dem Inbegriff von Oede und Wildniß vorgezogen wird.

Der Einlaß in fremdes Besitzthum wird von den gastfreien Arabern stets gestattet, selbst wenn das Haus bewohnt ist, doch hier scheint keine Seele außer den Gärtnersleuten zu leben. Der Garten, wie die aller arabischen Lusthäuser weitläufig und verwildert, ist zur Hälfte mit Nutzbäumen bepflanzt und theilweise noch wüst. Sein größter Schmuck ist eine breite Allee, die mitten hindurch führt, und neben dem Hause von hohen Palmen, weiterhin von dunklen Cypressen eingefaßt ist. Oben, in der höchsten der Palmen, sitzt ein Neger, der aus dem gekappten Stamme Palmenwein zapft, den Saft der Pflanze, den der Frühling frisch hinauftreibt. Um einiger weniger Fläschchen dieses süßlichen Getränkes willen, wird hier ein hundertjähriger Baum geopfert, dem man mit der Krone seine Lebenskraft genommen hat.

Wir sehen dem Schwarzen zu, wie er geschickt auf den mit der Axt gehauenen Einschnitten den Stamm hinabklettert, um uns ein Schälchen seines Weines anzubieten, und gehen dann weiter. Die Villa ist unbewohnt und Alles rings umher spricht von Verfall. Auf den Wegen wächst Gras, unter den noch unbelaubten Granatbäumen liegt eine zerbrochene Säule mit korinthischem Kapitäl. Dort arbeitet der weißbärtige Gärtner im braunen Hemde, barfuß wie ein Laertes unter den jungen Stämmen.

Dicht hinter dem Hause ist das Gärtchen für die Frauen, „Djnina“, das einst mit Liebe angelegt worden. Geschorene Hecken von wohlriechenden Münzearten fassen ein paar abgezirkelte Beete ein, auf denen allerlei steife Blumen im Geschmack des vorigen Jahrhunderts gepflanzt sind. Eine Gaisblattlaube auf der einen, eine runde Bank unter einem Mastyxbaum auf der anderen Seite bilden die Sitzplätze. Am Hause ist ein antiker Sarkophag aufgestellt, aus dem sich blaue Blumen die Mauer hinaufranken.

Wie still ist es um die Mittagsstunde hier in dieser Miniaturwelt, wo nur Schmetterlinge flattern und Bienen um die Beete summen. Man hört dann und wann den Ton der eisernen Hacke des Gärtners, der die Erdschollen zerschlägt, oder eine Eidechse, die im alten Laube raschelt. Ueber den Cypressen erscheint der Himmel tiefblau. Wir sitzen unter dem Baum und genießen die Ruhe, um derentwillen wir ausgefahren sind. Unser Kutscher hat sich in der Allee kreuzbeinig niedergelassen und schwatzt mit der Alten. So verstreicht die Zeit und wir werden erst aus unseren Betrachtungen durch den Gärtner gestört, der sich an den Beeten etwas zu schaffen macht. Die kurze gedrungene Gestalt des Siebzigers mit dem wettergebräunten Gesicht und den broncenen Gliedern nimmt sich gut bei der Arbeit aus, in der gebückten Stellung. Wie sich unsere Blicke begegnen, grüßt er freundlich

und wir antworten mit einem jener Segenswünsche, die man hier stets bereit hat.

„Wem gehört denn der Garten hier?“ fragen wir, um die Unterhaltung anzuknüpfen.

„Der Garten“, meint er, „der gehört meinem Herrn, dem Bey. Es ist aber kaum eine Woche her, da kamen die Kinder Ben Ayed, die Thore zu stehlen — ich habe ihnen jedoch den Weg gewiesen.“

Der Alte sieht wohl an unserm fragenden Blick, daß wir seine Worte nicht verstanden haben und fügt hinzu:

„Ja, das Gartenthor haben sie holen wollen und auf einen Wagen geladen, denn sie schwören, der Garten sei ihr Eigenthum. Ich habe es aber mit meinen Armen vom Wagen genommen und sie mit dem Tode bedroht.“

Die Geschichte ist echt arabisch und die aus einsamen Häusern gestohlenen Thüren, Fenster, Treppen und Fußböden sind ohne Zahl, — ist doch eine ganze Stadt in der Nähe von Tunis so abgetragen worden. Doch Umfang und Schwere des corpus delicti machten uns hier einen Augenblick zweifelhaft ob der Wahrheitsliebe des Erzählers.

Wir werfen also einen verstohlenen Blick nach dem grünen Riesenthor und lächeln ungläubig über die Prahlerei dieses alten Simson. Er ist aber wieder bei der Arbeit und hat unsere Bewegung nicht bemerkt.

„Wie lange lebt Ihr denn schon hier in dem

Garten, Vater?" fragen wir ein Weilchen darauf nicht ohne Neugierde.

„Wie lange?" Der Alte legt seine Hacke hin und zählt an den Fingern. „Laßt uns sehen: Muhammed Bey, Sadok Bey, Ali Bey. Drei Regierungen ist es her, daß man mir die Stelle des Gärtners hier gab."

„Und wo lebtet Ihr früher?"

Er blinzelt uns zur Antwort schlau an. „Ja, als ich jung war, da ging es mit den Genossen in die Berge, wo damals noch Panther und Löwen hausten."

„So waret Ihr wohl ein Jäger?"

„Ein Jäger?" — der Alte speit verächtlich aus. „Nein, hört nur, wie wir es trieben. Hier, wo der Rosenbusch steht, denkt Euch ein Wäldchen, dort geht die Straße. Es ist Nacht. Ich lege mich mit den Genossen in den Schatten, wo er am dunkelsten ist, die Flinte im Arm." — Er legt symbolisch die Hacke an. —

„Hört Ihr die Glocke des Leitkameels, seht Ihr die Karawane kommen?"

„Wir rühren uns nicht, bis sie nah ist." „Ich, Hassin Barrat, lege an: Piff, paff, das Pulver blitzt, die Kugeln schwirren, wir stürzen vor und ziehen die Messer. Ei, das schöne Gold aus den Säckeln! Ich trug damals feine Kleider von Seide, silberne Waffen und rothe Stiefel. Ja, und man beugte sich vor mir!"

Wie eine Pantomime auf der Bühne hat er die ganze Scene gespielt, sich abwechselnd geduckt, in die Höhe gerichtet, mit der Hand nach dem Gürtel gegriffen, als sei ein Dolch darin, und Miene gemacht, Jemand zu erstechen.

Zwischen Lachen und Erstauen wissen wir nicht, was wir von dem sonderbaren Greise halten sollen. Bald ihn, bald den Kutscher ansehend, den das laute Gespräch herbeigelockt hat:

„Verzeiht, Vater Hassin„, fragen wir, „aber wie solltet Ihr wohl nach alledem so frei hier stehen? Hätte Euch denn die Galeere verschont?“

Jetzt steigt dem Alten das Blut zu Kopf und er sieht boshaft unter seinem rosa Turban vor.

„Wissen wollt Ihr, warum mich die „Karaka“ verschonte, und weßhalb ich nicht in Ketten am Hafen von Goletta gehe, wie die Genossen? Weil Allah mir eine Stimme gegeben hat, und ich brülle wie der Löwe. Einstmals hat man wohl ein Fähnlein nach mir ausgesandt. Man hatte Gold auf Hassin's Kopf gesetzt. Aber sie sind Alle geflohen und drei von ihnen habe ich erschlagen. Ja, ja, Hassin Barrat, du bist alt, dein Bart ist weiß, aber die Kraft ist da“ — und die Stimme erhebend: „die Kraft, die Kraft!“, schreit er laut in den Garten, weist nach dem Thore, ballt die Fäuste drohend und dreht uns den Rücken.

„Laßt ihn in Frieden", raunt uns der Kutscher in's Ohr, „und kommt, die Pferde warten."

Während er den mageren Mähren auf dem Hofe die Futtersäcke abnimmt und das Geschirr ordnet, pflücken wir noch ein paar von den blauen Blumen aus dem Sarkophage. Die alte Gärtnerin öffnet das Thor, die Hunde bellen, wir steigen ein und rollen auf die Landstraße hinaus. Wie wir um die Ecke der Gartenmauer gebogen sind, wenden wir uns zu dem Kutscher mit der Frage, wer denn der alte Narr sei, den man da zum Hüter des Gartens bestellt habe?

Aber der Gefragte schüttelt mißbilligend den Kopf und meint, dem „Narren" wolle er nicht auf einsamen Wegen begegnet sein. Das sei Hassin Barrat, der große Räuber, mit dem die Mutter das Kind in Schlaf ängstige. Darauf knallt er mit der Peitsche, treibt seine Thiere an, der Garten entschwindet unserm Blick.

Auf halbem Wege nach der Stadt hören wir ihn noch etwas wie „Hassin Barrat" und „Beutelschneider" in den Bart murmeln. Die Begegnung muß ihm interessant gewesen sein.

Gnadentag in Tunis.

Im Süden, wo ein heitres Völkchen seines Geschickes Leid und Lust im Freien auslebt, wo Handel und Wandel sich unter einem hellen Himmel abspielen, wo Lebensgewohnheiten und Volkssitte dem Markt und der Straße ihre Physiognomie aufprägen, da wird es auch dem Beobachter leicht, aus dem bunten lebenden Kalenderbilde des Gassentreibens sich seine Jahreszeit und seinen Wochentag abzulesen. Nicht aus der Zeitungsspalte muß er sich die Märkte und Messen, Schaustellungen und Regierungsakte gleich dem europäischen Großstädter heraussuchen. Nur den Fuß braucht er vor die Thür zu setzen, um zu sehen, was die Glocke geschlagen, der Tag bescheert hat, was es Neues und Sehenswerthes unter der Sonne giebt.

Ist es etwa ein Montag, so wird er sich nicht umsonst nach der Reisekutsche umschauen, mit welcher der Tunesier sich nach Ortschaften an der Küste aufmacht, des Dienstags dagegen wird er den Karawanen begegnen, die hinaus nach Westen ziehn. An den Mittwoch hat ihn sicherlich ein Gewohnheitsbettler auf einem Esel erinnert, der sich dann am Eckstein der

Thür gegenüber einzufinden pflegt, oder, falls er einen Spaziergang unternahm, das Lärmen in der oberen Stadt am Trödelmarkte und die Kleiderauktion im Schneiderbazar. Hört er im arabischen Viertel an den Thüren gewisser kleiner Moscheen laute Gesänge erschallen, so kann er sicher sein, daß zum Donnerstag die Sekte der Aissauia soeben ihre wöchentliche Andacht feiert. Den Freitag zeigen die stolzirenden, schöngekleideten Mauren an, die rosigen Kinder in Feiertagstracht, die zahlreichen, verschleierten Weiber, die nach den Bethäusern wallen. Vom Sonntage gar ist nicht zu reden, an dem schon früh die bräunliche sicilianische und maltesische Jugend in den Barbierstuben sitzt, die Mütze auf den Scheitel gedrückt, während die Hand des geschickten Haarkünstlers unter derselben vor soviel Locken als möglich zum „ciuffo“ auf die Stirn kräuselt — wo des Nachmittags Alt und Jung mit Weib und Kind nach Christenart ins Grüne zieht.

Fast den eigenthümlichsten und ausgeprägtesten Charakter unter allen Wochentagen hat aber der Sonnabend. Nicht allein, weil da auf allen Straßen würdige, weißbärtige Israeliten wandeln, Greise mit Prophetengesichtern unter blauen Turbanen, Jünglinge in heliotrop- und theefarbenen Mänteln mit selbstbewußter Haltung, weil da an den Fenstern des jüdischen Viertels die vielen geputzten Mädchen lehnen, schön wie die „Rosen von Saron“ des Königs

Salomo — nein, weil am Sonnabend auch ein Theil der arabischen Stadt sich mit ganz eigenartigen Gestalten belebt. Ist es doch der Tag, an dem der Landesherr in seine Stadt kommt, um im Richthause Gnade und Recht zu sprechen, für Jeden, der sich seinem Stuhle naht. Und so ist der Sonnabend der Tag der Aermsten und Elendsten, der Verachteten und Unterdrückten, der Gnadentag für das Volk.

Der Bey von Tunis bewohnt nach einem alten Brauche nicht die Stadt selber und auch nicht den Palast, den sein Vorgänger inne gehabt. Er hat sich vielmehr in das Dörfchen Marsa am Meeresstrande zurückgezogen in ein weitläufiges Schloß mit Höfen und Gärten, in dem sein Harem den wichtigsten Seitenflügel einnimmt. Dort lebt er Sommer und Winter in einer gewissen Abgeschiedenheit, empfängt daselbst die französischen und arabischen Beamten, seine Familie und die tunesischen Würdenträger. Zuweilen kann man ihm oder vielmehr seinem Galawagen auf den Wegen des alten Carthago begegnen — ihn auch an heißen Sommerabenden, umgeben von seinen Söhnen, auf einem erhöhten Sitze am Gartenthore thronen sehen wie den König David vor den Thoren von Jerusalem. Nur an dem einzigen Sonnabend einer jeden Woche und zu den höchsten Festen beehrt er Tunis selber mit seinem Besuche, und aus allen Theilen des Landes, von Süd und West, strömen nach alttestamentlicher Weise zu diesem Tage die

Bittsteller nach der Stadt, um dem Herrn ihr Anliegen vorzutragen.

Wer einmal diese fremdartige Gesellschaft sehen will, die im Vertrauen auf die Gnade und Gerechtigkeit ihres Herrschers so viele Meilen weit hergezogen ist, der muß eines Sonnabends früh sich nach dem Platze vor dem Regierungsgebäude oder Dar-el-Bey begeben. Dort sitzen sie, oft schon vom Donnerstag oder Freitag an, ja von einer Woche zur andern, in geduldiger, schicksalsergebener Haltung, niedergekauert auf die Steinstufen einer schmalen Gartenanlage: Beduinen in erdfarbenen Wollgewändern, kameelshaarene Stricke um den Turban gewunden, die braunen Glieder wie aus Erz gegossen, mit den scharfen, adlerartigen Gesichtszügen des arabischen Nomaden — neben ihnen Weiber, die einen alt und gebückt, die andern jung und schön in ihrer blauen Fellachentracht, das Kind auf dem Rücken im Kleide, neugierig mit runden Augen die Wunder der Residenz anschauend. Andere kommen auf niedrigen Eseln angeritten, zu zweien und dreien auf einem Thiere. Noch andere, Blinde oder Lahme tappen an den Mauern entlang, sich mit der Krücke den Weg suchend. Und all' dies Volk späht erwartungsvoll nach der Thüre des Richthauses, wo schon ein paar Soldaten in Erwartung des fürstlichen Wagens Schildwache stehn.

Doch es ist noch früh am Tage und eine gute Stunde Zeit bis dahin, wir können deßhalb noch einen

Gang nach dem Orte unternehmen, der manchem jener Weitgereisten Obdach für die Nacht gewährt hat: nach Sidi Mahrez, der Herberge der Armen.

Von den Ankömmlingen sind zwar nicht alle zu diesen zu zählen. Mancher unter den elend scheinenden Beduinen hat sein Säckchen mit Silberstücken im Turban, kann sammt seinem Reitthier im Karawanserai absteigen, bei einem Garkoch seine Mahlzeit einnehmen und die Nacht unter Dach und Fach verbringen. Noch Wohlhabendere, die aber selten sein mögen in der Zahl der Gnadeflehenden, kehren bei dem Gastfreunde ein und genießen zugleich die seltenen Freuden der Großstadt. Die Meisten jedoch sind auf die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. Sie haben nur die Wahl zwischen dem freien Himmel und einem Stein als Kissen oder einer Zelle jenes gastlichen Hauses, das fromme Stiftungen dem Schutzheiligen von Tunis geweiht haben.

Der Weg dahin, obgleich nur eine viertel Stunde weit, führt durch einen so belebten Stadttheil, dem Auge bieten sich so viel bunte Bilder und Sehenswürdigkeiten, daß man leicht die doppelte Zeit braucht, um bis an's Ziel zu gelangen. Zuerst geht es eine bergabführende Straße hinunter in den Bazar der Pantoffelmacher, die mit fleißiger Hand und wenigem Werkzeug auf ihrem Rappen sitzend, die gelben, blauen und rothen Schuhe fertigen, welche die Fußbekleidung des Tunesiers bilden. Auch an einer Garküche führt

uns unser Weg vorbei, darin es lieblich nach gesottenem Lammfleisch duftet, und der Koch, eine Nelke im Turban, den langen Löffel in der Hand, seine Speisen rührt, um zur Mittagszeit die hungrigen Stammgäste für ein paar Pfennige zu stärken. Weiter biegt es nach links ab und die Gasse wird schmäler. Darin pocht und hämmert es auf Kesseln und Ambossen. Wir sind im Bazar der arabischen Kupferschmiede. An ihn reihen sich die Läden der Raritätenhändler, die den Vorübergehenden immer wieder anlocken wegen ihrer seltenen und mannigfachen Waare. Giebt es da doch gleichzeitig Leoparden- und Pantherfelle aus der Wüste, primitive Musikinstrumente aus dem Sudan, neapolitanische Majoliken, türkische Nargileh's, Sevresvasen und Empireleuchter, mittelalterliche Waffen, Bouletische und japanische Tassen zu erstehen — Antiquitäten, die aus Haremsauktionen und Pfändungen stammen, einstige Geschenke europäischer Großer an tunesische Würdenträger, werthlose Trödelwaare und Kuriositäten durcheinander gewürfelt, darunter sich mancher Fund thun läßt. Heute dürfen wir uns, trotz der freundlichen Aufforderung des Händlers, nicht länger davor aufhalten und müssen weiter eilen. Zum Glück ist es ein Sonnabend und der Endbazar, den wir jetzt betreten, die Marktgasse der livorneser Israeliten, wie ausgestorben. Wo sonst Garne und Kurzwaaren feil gehalten werden und man vor Gedränge kaum weiter kommt, ist zum Sabbath alles

still und verlassen. Die kleinen Läden sind verriegelt und nur ein paar Lustwandelnde begegnen uns, oder spielende Kinder. Auch der Marktplatz und die Gasse der Fischhändler ist verödet. An allen anderen Tagen der Woche werden da die frischen „Netze“ aus der See verkauft und das Pflaster trieft von Salzwasser, mit dem die Fische besprengt und frisch erhalten werden. Hier macht die sparsame orientalische Gesellschaft ihre täglichen Einkäufe an leckern Seezungen, fetter Dorade, die schon den Römern als Leckerbissen galt, an silbernen Weißfischen, blauschillernden Aalen, goldgefleckten Muränen und schmackhaftem Seewolf. Auch Salate, Fenchel und Kardenstengel, sowie Artischocken giebt es zu billigen Preisen zu finden.

Was für Gelüste müssen die Reichthümer der großen Stadt in den Herzen der armen hungernden Wanderer erregen, die aus den Bergen oder sonnenverbrannten Flächen des Südens kommen und tagaus tagein von trockenem Gerstenbrot und ein wenig Oel leben!

Noch ein paar Schritte und wir sind in Sidi Mahrez, der Straße des Herbergshauses, die sich an das westliche Araberviertel anschließt.

Neben den niedrigen Läden der Mattenverkäufer, die mit ihren in Tunis und Tripolis geflochtenen Halfateppichen die Kaffeehäuser und Wohnungen versorgen, erhebt sich zur Linken die vielkupplige Moschee des heiligen Mahrez, die jedoch der Straße nur ihre

hohen Mauern und eine wohlverwahrte Eingangsthüre zuwendet. Unter den zahllosen Moscheen der „gesegneten Stadt" rühmt sie sich der größten Heiligkeit, die sie sogar zum Zufluchtsort schutzflehender Verbrecher machte, wie einst die Tempel des Heidenthums oder die Kirchen und Klöster des christlichen Mittelalters. Noch weit von Tunis erkennt man ihre weißen Kuppeln daran, daß sie den Raben zum Sammelplatze dienen. Ihr gegenüber liegt die Herberge desselben Namens, ein stattlicher quadratischer Bau, der seinem Umfange nach zu urtheilen ungezählte Räume bergen muß. Sie wird von milden Stiftungen erhalten, wie es deren in Tunis viele giebt. Und noch jedes Jahr vermehrt sich ihre Zahl. Denn der Muselmann, welcher nach den Vorschriften des Koran leben und nach dem Tode das Paradies erlangen will, indem er an den gelobten Quellen Cafour und Sebsebil trinken soll, die von ewig jungen Kindern kredenzt werden, der übt sich schon in dieser Welt im Almosengeben, wie es in der zweiten Sure vom Propheten vorgeschrieben ist:

„Ihr Gläubigen gebt Almosen von den Gütern, mit denen ich euch gesegnet, bevor der Tag kommt, da es weder Verträge, noch Freundschaft, noch Fürsprecher geben wird. .... Macht, o ihr Gläubigen, eure Almosen nicht unwerth durch böse Worte, wie jener, der aus Prahlerei giebt und nicht an den Herrn glaubt. Gleicht er doch einem steinigen Garten mit

wenig Erde bedeckt. Es braucht nur ein Regenschauer niederzugehen und der nackte Fels tritt zu Tage.

Wer aber sein Gut hingiebt, dem Herrn zu gefallen und seine Seele zu retten, der ist wie ein Garten, gepflanzt auf einer Höhe, vom Regen getränkt, der zwiefach Früchte trägt. Und ist es nicht Regen, so ist es doch Thau! . . . ."

Die Herberge von Sidi Mahrez ist ohne Zweifel eines der wichtigsten und nützlichsten Legate von Tunis. Wer dort einkehrt, dem wird ein Nachtlager gewährt, ein Brod und zwei Pfennige, für die er in einem Schüsselchen warme Nahrung kaufen kann. Ungläubige dürfen die Schwelle des Hauses nicht überschreiten, sie wird eifersüchtig von den Gästen selber gehütet. Niemand kann uns aber verwehren, einen Blick in die Eingangshalle zu werfen.

Das Gewand über die Knie gezogen, hocken da von Morgens bis Abends greise Bettler und Bettlerinnen in zerrissenen Lumpen, den krummen Stab im Arm, an dem sie hergewankt. Blinde mit jenem hilflosen Gesichtsausdruck der ganz Elenden, Krüppel und Lahme — alle in der Hand das Holzschälchen oder Gnadenbrot. Kaum einer spricht ein Wort, mancher ist eingenickt, ein anderer sonnt sich, die meisten blicken starr vor sich hin oder scheinen zu träumen. Es ist das Bild zu dem Mahle der Blinden und Lahmen, die der biblische König zur Hochzeit bitten ließ, als seine Gäste ausgeblieben.

Unter Allen zieht aber ein Derwisch die Aufmerksamkeit auf sich. Er soll nun schon seit dreißig Jahren im Aeußern einer Nische von Sidi Mahrez kauern und trotz Regen und Sonnenschein diesen Platz nur zur Nacht verlassen. Nie kommt aus seinem Munde ein anderes Wort als das Gebet „Allah ist groß", nie streckt er die Hand nach Almosen aus. Seine erloschenen Augen reizt kein irdisches Schauspiel, er lebt wie der Stylit nur dem Herrn, als Eremit und Einsiedler inmitten einer belebten Welt, nach dem Vorbilde der Kinder Seth, jener ersten Klausner aus uralter Vorzeit. Die Gläubigen verehren in ihm einen wahren Armen, von denen „die da nichts besitzen und von nichts besessen werden" — er ist wie der lebende Schutzherr von Sidi Mahrez, das leuchtende Beispiel von Weltentsagung für die Elenden, die dort ihre Zuflucht suchen.

Aber es ist Zeit geworden, sich wieder auf den Weg nach dem Dar-el-Bey zu begeben, wollen wir die Ankunft der Hofwagen nicht versäumen.

An uns vorüber eilen manche der zerlumpten Gestalten demselben Ziele zu. Eine tief gebückte, gerunzelte Alte mit schneeweißem Haar schleicht vor uns her. Sobald sie einen Vorsprung gewonnen, hält sie an einer geschlossenen Thür an und beginnt ein lautes Klagelied um Almosen, streckt auch die magere Hand den Vorübergehenden entgegen und setzt dann ihre Reise fort, so schnell sie die zitternden Füße tragen wollen. Jetzt

sind wir nahe dem Dar-el-Bey. Es muß zehn Uhr sein, und da erschallt auch schon von Weitem lautes Pferdegetrappel und hohes jodlerartiges Weibergeschrei, von denen, die den fürstlichen Zug erspäht haben. Wir können gerade noch in einem Thorwege gegenüber Posto fassen vor dem drängenden, stoßenden Volke. Eine Staubwolke erhebt sich, im Galopp sprengt ein Trupp Vorreiter heran und man sieht auf Hengsten, die sich unter dem scharfen Gebiß bäumen, auf feurigen Rappen und Schweißfüchsen, Apfel- und Silberschimmeln Hofbeamte in schwarzer Tunika neben den fürstlichen Söhnen dem Wagen vorauseilen. Nun ist auch die Galakarosse selber nah, von sechs schön geschirrten Maulthieren gezogen, und hinter den geschliffenen Spiegelscheiben derselben in den blauen Atlaskissen erkennt man den Landesherrn, in europäischer Tracht, Ordenssterne auf der Brust, einen Greis mit feingeschnittenen sympathischen Gesichtszügen. Wie er den Fuß auf den Wagentritt setzt, von Dienern unterstützt, beginnen die Weiber von neuem ihren Ruf. Die Berittenen steigen ab und der Zug ist im Palaste verschwunden. Drinnen in dem Gerichtssaal mit der berühmten Stuckdekoration, die zwei fleißige Marokkaner in siebenjähriger Arbeit ausmeißelten, soll nun die Audienz beginnen.

Das Volk ist in den Thorweg eingedrungen und es finden jetzt wahre Kämpfe um den Vortritt statt, bei denen es an Faustschlägen nicht fehlt.

Die Soldaten halten mit den Flintenkolben die Drängenden zurück und manches flehende Bitten wird laut. Hat da nicht ein Jeder einen Handel zu verfechten, von dessen Ausgang sein ganzes Geschick abhängt? Hier der magere, sonnenverbrannte Beduine, der vielleicht hart unterdrückt und gemißbraucht von seinem Häuptling Gerechtigkeit bei dem obersten Herrn sucht, dort jenes stattliche junge Weib mit dem Säugling, der man vielleicht den Mann und Ernährer genommen und ins Gefängniß gethan, gegen Recht und Billigkeit! Wieviel Schmerz und verborgener Jammer mag da in dem Häuflein vereint sein, wieviel stille Hoffnung oder auch hoffnungslose Ergebenheit in den Willen Des, der alles im Schicksalsbuche vorgezeichnet hat!

Von den Stärkeren und Jüngeren in der Menge zurückgestoßen, sehen wir, als letzte am Eingang das Mütterchen kauern, das von Sidi Mahrez her uns vorangeschlichen ist.

„Mutter", wenden wir uns mit der Frage an sie, „wo kommst Du her? Du bist wohl eine Fremde in der Stadt?"

Bei unsern Worten wendet die Bettlerin, die eben noch stumpf vor sich hin geschaut, den Kopf nach uns und blickt uns mit ein paar fast erblindeten Augen an. Ueber ihr Gesicht fliegt aber ein verständnißvoller Zug.

„Eine Fremde, ja das bin ich und kein Kind von

Tunis. Ich komme aus dem Sahel vom Meere, fünf Tage lang bin ich gewandert" — und sie seufzt, wohl in der Erinnerung an die erlittenen Entbehrungen.

„Was führt Dich denn in die Stadt?"

„Ach meine Kinder", antwortet sie im Klageton, „ein Kummer ist es, ein Schmerz, den Allah gegeben! Sind mir doch Alle gestorben, Mann und Kinder und Enkel und nur der Urenkel blieb mir. Aber sie sind gekommen und haben ihn zum Soldaten gemacht, zum Trompeter, der auf dem Hofe blasen muß, vor den Fenstern unseres Herrn."

Und nun willst Du ihn wohl seh'n und bist darum so weit hergezogen?

„Ja sehen", klagt die Alte, und ihr gefurchtes Gesicht verzieht sich zum Weinen, die Augen bleiben aber trocken, als seien sie längst versiegt:

„Wie sollte ich mein Kind sehen, mein Kind ist ja in Ketten auf der Galeere, weil es geflohen, weil es zur Mutter urückgekezhrt." Sie nickt mit dem Kopfe und fügt, zu sich selber sprechend, hinzu: „Aber die Mutter ist gekommen, alt, wie sie ist, und will um Gnade bitten bei dem Herrn selbst." Und als ob ein Hoffnungsschimmer in ihr erwachte, wiederholt sie: „Grade bei unserm Herrn, der gnädig ist für die Armen."

„Wie alt bist Du denn?" fragen wir mitleidig.

Sie antwortet nicht, hat uns wohl nicht verstanden oder mag schwerhörig sein. Ein arabisches Gassenkind mit lustigen schwarzen Augen, das bei unserer Unter-

haltung neugierig stehen geblieben und den Zuschauer gemacht hat, ruft ihr laut in's Ohr:

„Mutter, die Fremden fragen, ob Du alt bist, wie alt Du bist?"

„Sollte ich wohl jung sein?" meint sie, die dürren Hände vorstreckend.

„Aber wie alt? bist Du etwa vierzig Jahre alt?" sagt der kleine Dolmetscher mit kindlicher Wichtigkeit. (Vierzig Jahre müssen ihm ein Methusalems-Alter dünken!)

Doch die Bettlerin wendet mißbilligend den Kopf, und sagt mit zankender Stimme zu dem naseweisen Bürschchen: „Was schwatzest Du da von vierzig Jahren — vierzig Jahre sind ja die reine Jugend. Vierhundert Jahr bin ich alt" — und sich mühsam an ihrer Krücke aufrichtend: — „aber gehn kann ich noch so gut wie Du!"

Damit drängt sie sich in die Menge, wo sich eben eine Bewegung bemerkbar macht, von den ersten aus der Audienz Entlassenen, die sich den Weg hinausbahnen. Neue Ankömmlinge finden sich dazu, der Kreis schließt sich und unsere Alte ist im Gewühl verschwunden. Der Knabe sieht sich lachend nach uns um und springt seelenvergnügt davon.

Ob der Herr gnädig gewesen ist, haben wir nicht erfahren.

Herr Hamda der Apotheker.

Ein weiser Mann, Ahnaf, der Sohn des Kais, hat gesagt, drei Dinge dürfe der vernünftige Mensch nicht vernachlässigen: die Wissenschaft, denn sie sei ihm unentbehrlich für das künftige Leben, sein Handwerk, denn es sei von Nutzen für das Dasein auf dieser Welt, und die Heilkunst, denn sie lindre die Schmerzen des Körpers.

Wenn Jemand in dieser Maxime erzogen und groß geworden ist und sein Leben danach geführt hat, so ist es unser Freund, Herr Hamda der Apotheker, der im Spezereibazar von Tunis den gewichtigsten Boden sein nennt. Souk el Belât, der gepflasterte Markt, ist eine helle, unüberdeckte Straße, die von dem Tischlerbazar abbiegend den Endausläufer des Gewirrs der Kaufgassen bildet und zu beiden Seiten von kleinen Läden eingefaßt ist, in denen zwischen ihren Waaren die Inhaber thronen und mit Geduld auf den Käufer warten. Für diesen steht eine Holzbank, mit einem Stück Teppich bedeckt, zur Seite des Ladentisches, damit er auf derselben Platz nehmen und sich mit der gebührenden Muße seines Einkaufs

entledigen kann. Der Apotheker, der kreuzbeinig auf der Latte sitzt, braucht sich nur zu wenden, um das Gewünschte vom Gestelle zu langen. Trotzdem es nun blos einer Armbewegung bedarf, um das in Frage stehende Medicament zu ergreifen, so ist doch das Inventar unserer Apotheke durchaus nicht gering. Wie oft haben wir, vom Spaziergang kommend, auf jener Holzbank ausgeruht und voll Neugier die Waaren des Herrn Hamda betrachtet, jedesmal eine neue Mischung entdeckend, über deren Bestimmung uns der gefällige Apotheker bereitwillig aufklärte. Da giebt es in Schachteln und Schächtelchen, Büchsen und Büchschen, Tüten und Kästen von alterthümlicher Form mit vergilbten Etiquetten, als stammten sie noch aus der Zeit, da Avicenna seinen Canon schrieb, der Heilmittel viele, als da sind: Indische Mirabolane, Sesam, Sennesblätter und Coloquinthen. Edle Wohlgerüche wie: Sandelholz, Benzoë, Mastyx und Myrrhen zum Räuchern sind stets in reichem Vorrath zu finden, auch grüne Hennablätter zum Färben der Fingernägel, bräunliche Stücke Naturseife für das Bad und Antimon und Minium, sowie die ganze Litanei der Mineralien, deren man zur Pflege der leiblichen Schönheit bedarf. Zur Rechten und Linken hängen von der Decke des Ladens dichte Büschel von getrockneten Minzearten, Kamillen, Wundkräutern, arabischem Thee und Tausendgüldenkraut zwischen verstaubten Bälgen von allerlei Gethier, Blindschleichen, Eidechsen

und Igeln, ganz eingeschrumpft und gedörrt vor Alter. Auf den Gestellen in Gläsern stehen Essigfrüchte für den Kranken, der etwa zur Unzeit ein Gelüst danach verspüren möchte, Scorpione in Spiritus gegen das Gliederreißen und wohlriechende Essenzen. Unter all diesen Droguen aber sitzt Herr Hamda selber, von Gesicht fast ebenso pergamenten und vergilbt wie seine Recepte, die er in einer Rolle hinter der Ladenbank bewahrt.

Herr Hamda ist sicherlich den Siebzigern näher als den Sechzigern. Der tiefschwarze Bart und die dunkeln Brauen, die ihn noch blasser erscheinen lassen, können uns über sein Alter nicht täuschen. Sie deuten vielmehr auf den eifrigen Gebrauch der eigenen Waaren hin, die er also nicht nur für seine Nebenmenschen feil hat. Ist es aus Schönheitsrücksichten, oder wegen seiner entschiedenen Vorliebe für alles Kräuterartige, — er kleidet sich tagaus, tagein in lichtes Erbsengrün und auch seine Füße stecken in grünseidenen Socken mit hellgrüner Stickerei darauf. Dabei ist unser Apotheker von zwerghafter Gestalt, der er durch einen Turban von außergewöhnlichem Umfange ein gewichtigeres Ansehen zu geben versucht.

Was nun die Prinzipien des weisen Ahnaf betrifft, so kann Herr Hamda sich rühmen, mit der Wissenschaft, die hier soviel als theologische Weisheit bedeutet, gar wohl vertraut zu sein. Nicht allein, daß er regel-

mäßig die nahegelegene Moschee besucht und keines der vorgeschriebenen Gebete versäumt, auch alle Lehren des Korans und der Sunna beherrscht er gleich dem gelehrtesten Scheikh und gäbe es im Disputiren dem Mufti selber nichts nach. Sein Handwerk ist sein ganzes Leben — sein Laden die Welt, in welcher sich der größte Theil seines Daseins abspielt und die er nur zu den Essensstunden verläßt. Dann wird die Bude der Obhut eines in der Nähe kauernden Lastträgers anvertraut. Herr Hamda steigt vom Ladentisch, schlüpft in seine Pantoffeln, ergreift sein spanisches Rohr und begiebt sich nach seinem Harem, um schon nach kurzer Zeit wieder zur Stelle zu sein und den gewohnten Platz einzunehmen.

Und die Medizin? Wie ist es darum bestellt und bei wem ist unser Freund in die Lehre gegangen, um diese edle Kunst zu erlernen?

Als Antwort auf diese Frage würde Herr Hamda auf ein Dutzend in Ochsenleder gebundene Foliobände zeigen, in saubern arabischen Charakteren geschrieben mit rothen Initialen und Schnörkeln verziert, die er ebenfalls im Laden bewahrt. Aus dieser, von seinen Voreltern ererbten Bibliothek hat er das Wissen geschöpft, nach dem er mit gutem Rathe jedem beistehen kann, der ihn um Hilfe in Krankheiten angeht. Alle Namen der in der Medizin berühmten Lehrer sind ihm geläufig, von Hippokrat und Galen bis zu Abulcassis dem Cordovaner. Er weiß zu erklären, wie der menschliche Körper aus

viererlei Elementen oder Feuchtigkeiten zusammengesetzt ist, die wiederum ihren Eigenschaften nach den vier Grundelementen entsprechen: aus der Galle, die heiß und trocken ist und dem Feuer entstammt, dem heißen und feuchten Blute, das seine Entstehung der Luft verdankt, dem Phlegma, kalt und feucht aus Wasser gebildet und endlich der kalten und trockenen, der Erde gleichen Schwarzgalle. Diese vier Säfte bilden nach dem Worte des Avicenna, der für Herrn Hamda das Orakel der Gelehrsamkeit bedeutet, die Komplexion des menschlichen Leibes, und sie im Gleichgewicht zu erhalten, ist die Aufgabe des weisen Arztes. Dazu bedarf es aber der Mittel viele und der größten Erfahrung, denn schon der alte Plinius hat gesagt, „daß keine Wissenschaft der Hümpler und Handwerker mehr aufweise als die edle Medica."

Um nun stets nach dem Muster erprobter Meister zu kuriren, folgt Herr Hamda neben dem schon erwähnten Canon des Ebn Sina, einer bewährten Arztschrift, nämlich dem „gesegneten" Schatzkästlein des Djellaleddin es Siuti, aus dem er manche Seite auswendig weiß. Enthält es doch eine reiche Auswahl von Vorschriften der Hygiene und Diät, eine nicht gering zu schätzende Anzahl von Recepten gegen Uebel aller Art und endlich ungezählte kosmetische Formeln, nach denen vor Allem die Nachfrage groß ist. Es spielen darin Ameiseneier und Schildkrötenfett, Laubfrösche, Rabenschnäbel, Skorpionengalle und ähnliche nicht unschwer zu findende

Ingredienzien eine Hauptrolle. Da wird das Auge eines Wiedehopfs wohl zerstampft als Augensalbe verschrieben, Hundeblut von einem Holzbock ausgesogen, Geiergehirne und Hahnenkrallen für Leiden der Sehkraft angewandt. Wer an Leibesfülle zunehmen will, der braucht nach Djellaleddin sich nur alltäglich ein Gericht Bockshornkleesaat zu kochen, um die gewünschte Rundung zu erlangen.

Wunden behandelt Herr Hamda ebenfalls nach der Theorie seines Vorbildes, maturirt sie und mundifizirt sie mit Honig und Gerstenmehl, incarnirt und konsolidirt darauf mit Rosenöl, Essig und aromatischen Kräutern. Vor allem aber wendet er, nach dem Worte des Propheten, die Sprüche des Koran als beste aller Medizinen an. Auf ein Stück Wildleder ein paar kabbalistische Zeichen gemalt, dazu zwei Verse aus der Sure „Alforkan" geschrieben, das Schriftstück mit Milch und Mastyx auf den Nacken eines von Migräne geplagten Kranken gebunden, dazu die Worte gesprochen: „Ariüsch, Feriusch, Cerbusch, Arusch, Ahiasch, Terasch, Jeriusch — beruhige Dich Schmerz, bei Allah dem Allmächtigen" — und der Leidende erhebt sich, frisch und gesund, mit Allah's Hilfe. So verspricht es wenigstens das „gesegnete Buch" des Djellaleddin und der Glaube daran hat manchem geholfen.

Mag uns indessen auch Herr Hamda zahlreiche Beweise von der Tiefe und dem Umfange seiner Ge-

lehrsamkeit liefern, bis jetzt haben wir uns noch nicht entschließen können, seine Kunst an uns selbst zu erproben. Wir begnügen uns damit, seine Balsame und Mixturen von außen zu bewundern, im Laden als bloße Besucher zu verkehren und dann und wann bei einer Tasse Mokka Lebensansichten mit dem Besitzer auszutauschen. Wir kennen ihn nun seit geraumer Zeit und manchmal an Feiertagen klopft er um die Nachmittagstunde bei uns an, um irgend ein neu erstandenes Buch zu bringen und einige Augenblicke zu verschwatzen. Herr Hamda weiß als wahrer Muselmann gar wohl zwischen dem öffentlichen Leben auf dem Markte und einer freundschaftlichen Vereinigung im kleinen Kreise zu unterscheiden. So verschlossen und geheimnißvoll er thut, wenn er in der Bude sitzt und wir uns eine Frage nach seinen häuslichen Verhältnissen erlauben, so harmlos gestattet er uns einen Einblick in dieselben, sobald er sich mit uns in unsern vier Wänden sieht. Allmählich haben wir uns aus dieser und jener vertrauten Mittheilung seine Lebensführung zusammenreimen können und erfahren, daß er im Laufe der Zeiten zu wiederholten Malen in den Stand der Ehe getreten und nach einander sechs Gattinnen sein eigen genannt hat, daß zahlreiche Kinder diesen Ehen entsproßten und vier überlebende Söhne, sammt ihren Familien, mit ihm und der letzten seiner Frauen unter einem Dache wohnen. Nach Herrn Hamda's Seufzern zu urtheilen

keine geringe Sorge für ihn, den Hausvater, der nach Landessitte diese vielköpfige Gesellschaft zu nähren und zu kleiden hat. Nicht daß es ihm an Mitteln dazu fehlte, denn er muß ein hübsches Vermögen besitzen, sondern in moralischer Beziehung, da ja hier, wie überall, das Sprüchwort gilt, „daß viele Köpfe viele Sinne haben“.

Ein Beweis für den reichlichen Lebenszuschnitt, der in Herrn Hamda's Hause herrscht, liefern uns übrigens die verdeckten Schüsseln duftender Festspeisen, die er uns an allen hohen Feiertagen, dem großen und kleinen Beiram, dem Muled und der Aschura mit einem Knaben in's Haus zu senden pflegt und die unseres Koch's Fatalismus meist vorausgeahnt hat. Erscheinen diese Gaben doch regelmäßig an Tagen, wo wir, nach dem Menu des Abendessens fragend, von Salem die Antwort erhalten haben, „daß der Herr schon Speise geben werde.“ Und diese Gerichte mit Artischocken und Pfefferschoten, diese Reiskuchen mit Pistazien, und diese Blätterteige in Honig, sind wirklich nicht zu verachten und werden stets mit Vergnügen verzehrt.

Endlich sollten wir nun auch die Hausfrau kennen lernen, unter deren sorgsamer Leitung diese Leckerbissen zubereitet worden.

Herr Hamda hatte uns des Oefteren gebeten, sein Haus mit unserem Besuche zu beehren, die Ausführung

dieses Vorhabens war jedoch von unserer Seite lange verzögert worden, mochten wir auch eine gewisse Neugier empfinden, die Ehehälfte unseres würdigen Apothekers mit Augen zu sehen. Eines Morgens war er aber ausnahmsweise schon früh bei uns erschienen und hatte uns mit so viel Stolz, als sein pergamentenes Gesicht ausdrücken konnte, mitgetheilt, ihm sei vor vierzehn Tagen ein Sohn geboren, und heute dürften wir nicht länger zögern und müßten seiner Frau die Freude machen und sie in dem nahe gelegenen Hause ihrer Eltern aufsuchen, in dem sie sich zur Erholung aufhalte. Wir sagten zu, und um die verabredete Stunde war ein schwarzäugiger arabischer Knabe vor unserer Thür, um uns den Weg dahin zu zeigen. Bedarf es doch nach dem verschlossenen Hause des Muselmanns stets eines Begleiters. Man möchte sonst lange vergeblich am Thore stehen und auf Einlaß warten, den die Frauen, sobald sie allein daheim sind, Niemand ohne Weiteres gewähren, falls nicht ein den Vermittler machendes Kind oder eine Dienerin zur Stelle sind.

In einer stillen Gasse gelegen ist die Wohnung, zu der uns Herrn Hamda's Knabe führte, äußerlich nichts anderes als eine fensterlose Mauer mit niedriger Thüre und einer karthagischen Säule als Schwelle. Drinnen betritt man zuerst den Vorraum mit steinernen Bänken, der dem neugierigen Blick der Vorübergehenden stets den Einblick in die wirkliche Wohnung verwehrt,

und dann erst sieht man sich in dem hellen, sonnenbeschienenen, marmorgepflasterten Innenhof, den man immer wieder erstaunt, ist in dem äußerlich so schmucklosen maurischen Hause zu finden. Hier war der Hof freundlicher und sauberer denn je, geschmückt mit einer rankenden Pflanze, die an einem zierlichen Holzgestell in der Mitte des Hofes sich emporwand und ihre zarten weiß-rosa Blüthen in Fülle hinabhängen ließ.

Eine ältliche Frau mit regelmäßigen Zügen, in buntem Seidenschurz, ein Kind auf dem Arme, kam uns entgegen — die Frau Apothekerin, wie wir vermutheten, und bat uns lächelnd, Herrn Hamda's Abwesenheit zu entschuldigen, er sei in Geschäften abgerufen worden. An der Thür zu einem der auf den Hof mündenden Zimmer lehnte ein allerliebstes Geschöpf von etwa siebzehn Jahren, das diese Worte mit Kichern begleitete und darauf mit der niedlichsten weißen Hand uns heranwinkte: „Bes Salem, bes Salem, wie geht es, tretet nur herein!“

Wir hatten schon manche arabische Schöne gesehen, in Beduinenkleid oder Hochzeitsschmuck, Prinzessin oder Bürgersfrau, in Palast oder Hütte — nie aber war uns so viel Liebreiz und Jugend vorgekommen, wie sie sich in dieser kleinen Person vereinten. Schlanker Gliederbau, elfenbeinweiße Haut und die größten mandelförmigen tiefbraunen Augen in einem zierlich geformten, ovalen, von ebenholzschwarzem Haar eingefaßten Gesichtchen bildeten das Bild der orientalischen

Schönen, wie man es sich nicht vollkommener hätte ausmalen können. Sie trug ein rosa Seidenhemd über dem weißen Beinkleid, darüber ein grünes griechisches Florjäckchen und eine goldgestickte, vorn offne, niedrige Weste. Die nackten Füße mit den rosa gefärbten Nägeln steckten in ein Paar geschnitzten Kothurnen. Um die Arme hatte sie dicke schwarze Ambraketten geschlungen — auf dem Kopfe nahm sich ein gelbliches silbergekantetes Tuch auf's Beste aus. Beim Gehen sich leicht in den Hüften wiegend, trat uns das schöne Mädchen ein paar Schritt entgegen, ergriff unsere Fingerspitzen und führte uns in das Gemach an den Divan, auf dem sie sich mit uns niederließ, während die ältere Frau mit dem Kinde sich auf der Erde niederhockte. Nun ging es an das landläufige Komplimentiren. Es fand sich noch ein schmächtiger Mann ein, in den Vierzigern, Herrn Hamda überaus ähnlich von Gesicht, sowie ein Kinderpärchen, Bruder und Schwester von etwa zehn Jahren, und schließlich ein stattlicher, wohlgekleideter Greis. Auch die Negerin, die in einer Ecke des Hofes einen goldgelben Kuchenteig gerührt hatte, mußte zur Begrüßung herbeikommen. Und im Kreise der Gesellschaft sitzend, wurden wir nun auf unsere Fragen in die Verwandtschaftsverhältnisse der Anwesenden eingeweiht.

Welch' verkehrte Welt für unsern Sinn!

Da zeigte es sich, daß die Frau mit dem Kinde durchaus nicht Herrn Hamda's Gefährtin war, sondern

seine Schwiegermutter, der Greis — ein reicher Seidenweber — sein Schwiegervater, die Zwillinge Schwager und Schwägerin, der Schmächtige sein ältester Sohn aus der ersten, das Kind sein jüngster, aus der sechsten Ehe.

Und die schöne Siebzehnjährige, das reizende Jugendbild? Wer war sie? Etwa seine Tochter oder Enkelin? Oder eine Freundin des Hauses?

Auf jeden falschen Schluß von uns, Kopfschütteln im Chorus und ein Lachanfall der Gefragten! Nein, niemand anders als die Gattin unseres Alräunchens, des greisen, zwerghaften Apothekers, saß da vor uns in diesem heitern, zu Thränen über unsere Unwissenheit lachenden Kinde.

Jetzt erst verstanden wir manchen Stoßseufzer unseres alten Freundes mit dem gemalten Barte, dem großen Turban und der größeren Gelehrsamkeit!

Was sollen wir noch von dem Besuche erzählen, der in gewohnter Weise verlief, wo nach dem Empfangskaffee uns das kleine Vespermahl, aus eingemachten Früchten und Kuchen bestehend, ganz allein gereicht wurde, während die Wirthe nöthigend zuschauten?

Auch das Haus war nicht anders, als jede oft beschriebene maurische Wohnung mit ihren auf den Hof mündenden, schmalen Zimmern, deren ein jedes

denselben breiten kissenbedeckten Alkoven, dieselben Divans und die nämliche Mahagonikommode mit den Glaswaaren als Zierde aufweist. Alles so sauber gehalten, als wohne keine Seele darin.

Man redete über dies und das. Wie sollte es an Unterhaltungsstoff fehlen, wo ein paar Menschen von lebhaftem Geiste tausend Fragen an uns Fremde zu stellen hatten, und über so manche Lebensverschiedenheit unterrichtet sein wollten! Die junge Apothekerin kicherte über einige unserer Bemerkungen, zumal als wir ein zweites Mal nach dem Ausbleiben ihres würdigen Mannes fragten. Wie es aber einen Augenblick später an die Hausthür klopfte und ihr schmächtiger Stiefsohn hinausging, um zu öffnen, hielt sie sich nicht länger, und brach in ein unbändiges Lachen aus, in welches die Eltern herzlich einstimmten.

Den Grund der Heiterkeit sollten wir gleich erfahren: Herr Hamda war nicht erschienen, weil man heute Nachmittag eine seiner vor Jahren von ihm geschiedenen Gattinnen begrub, der er eine heimliche Neigung bewahrt. Pietätvoll und tief gerührt theilte er mit dem Nebenbuhler, der ihn abgelöst, das Todtenmahl, seinen Gram mit Essen bekämpfend und der Dahingeschiedenen, die eine Zeit seiner Jugend getheilt, die letzte Ehre erweisend.

Das erzählte uns seine sechste Frau, die schöne siebzehnjährige Bachta, und wir konnten nicht zweifeln, daß ihre Heiterkeit ihr von Herzen kam. Denn als

das traurige Ebenbild des Abwesenden wieder hereintrat, lachte sie noch, als sei sie von einer Tarantel gestochen.

Armer Herr Hamda! Nicht Dein Avicenna, nicht das gesegnete Schatzkästlein Deines Djellaleddin haben Dir zur ewigen Jugend verhelfen können!

Ein Genügsamer.

Wer nicht auf gut muselmännisch sein Jahr nach dem Monde berechnet und sich, falls ihm sein Hausbesitzer kündigt, während des „Dhulhedschah“ auf die Wohnungssuche begiebt, um am Ersten des Monats Moharrem eine Stelle zu haben, wo er sein Haupt hinlegen kann, dem dürfte es im arabischen Viertel von Tunis ähnlich ergehen wie uns an einem hellen Dezembertage des Jahres der Hedschrah 1305.

In jenem für uns denkwürdigen Jahre war nämlich der muselmännische Ziehtag in den Sommer gefallen und wir, die wir es uns hatten einfallen lassen, außerhalb der landesüblichen Zeit auf ein maurisches Haus zu fahnden, waren überall zu spät gekommen. Mochten wir uns auch mit redseligen Maklern in die abgelegensten Quartiere gewagt, manche Hühnerstiege erklommen, an ungezählte Thüren geklopft haben — allen unseren Bemühungen zum Trotz war es uns nicht gelungen, etwas anderes ausfindig zu machen, als halbverfallene Wohnungen mit windebangen Fenstern und Thüren, in deren Fugen Gras wucherte, und wo nur der Orangenbaum des Patio's und die

zwitschernden Vögel darin das Bild der Verödung erheiterten. Nach langer vergeblicher Wanderung hatten wir den Makler verabschiedet und nun aufs Geradewohl den Weg durch die engen weißen Gassen fortgesetzt, uns dem Zufall anvertrauend, der hier oft der beste aller Führer ist. Der brachte uns denn durch das Gewirr der Straßen und Sträßchen an einen Thorbogen, auf welchen zur Linken die Thür einer Moschee mündete, deren auf einem Schild angebrachter Name „Djama el Kens" darauf hinzudeuten schien, daß sie einst eine christliche Kirche gewesen. Aus dem Dämmerlichte der Wölbung in den hellen Sonnenschein hinaustretend und uns fast geblendet umschauend, sahen wir uns da auf einer bisher unbekannten Stelle. Wir mochten uns an der früheren inneren Ringmauer der Stadt befinden. Vor uns, auf einem um wenige Fuß höher gelegenen Terrain, drehte in einem winzigen Gärtchen unter einer Palme ein altes Pferd das Rad eines Schöpfbrunnens, der wohl eine entfernt liegende maurische Badstube mit Wasser versorgte. Zwischen dem Gärtchen und einer niedrigen Mauer führte ein Fußpfad leicht bergan, gerade auf ein Haus zu mit hellgelb gemalter Façade, einem breiten Eingangsthore im Erdgeschoß und vier grünvergitterten hohen Fenstern im ersten Stocke.

Ein Blick, und man mußte sich auf diesem ländlich heitern Plätzchen heimisch fühlen!

Wir stiegen also den Pfad hinan, um uns auch das Haus ein wenig näher anzusehen. Wie groß war aber unsere Ueberraschung, als wir an der Thür desselben ein regenverwaschenes Plakat entdeckten, das auf arabisch zum Miethen der Wohnung einlud. Den Ringklopfer ergreifen und ein paar starke Schläge thun war eins.

Doch mußten wir ihn geraume Zeit lang handhaben und zum nicht geringen Erstaunen einiger würdiger Vorübergehenden den Frieden der stillen Gegend auf das Geräuschvollste unterbrechen, bis endlich drinnen ein dumpfer Ton, wie das Murren eines erwachten Schläfers, sich hören ließ. Die eiserne Stange, die das Thor von innen verriegelt hielt, wurde polternd zurückgeschoben und an der Thüröffnung zeigte sich ein schwarzes Gesicht, anscheinend wenig von unserm Besuche erbaut. Auf unser Fragen nach dem Namen und der Wohnung des Hausbesitzers antwortete der Neger mit unwirscher Stimme, wir sollten nur selbst nach dem Pilger Safta suchen. Damit machte er sich daran, den Riegel wieder ins Schloß zu schieben, und sicher hätten wir unverrichteter Sache abziehen müssen, ohne die gefällige Dazwischenkunft eines Mannes mit grünem Turban, der an einem gegenüber liegenden Stalle gesessen hatte und Zeuge unserer Verhandlung mit dem Schuschân*) gewesen war. Aber erst nach

*) Tunesische Bezeichnung für einen Neger.

längerem Hin- und Herreden und Dank der eindringlichen Fürbitte der Nachbarn, ließ sich der Neger zu dem Versprechen bewegen, am andern Tage für die Herbeischaffung der Hausschlüssel Sorge tragen zu wollen, und auch dem Pilger Safta unser Anliegen zu übermitteln.

Während jener unter mancherlei Ausrufen und Betheuerungen gepflogenen Unterhandlung hatten wir Zeit gehabt, einen Blick durch die Thürspalte zu werfen und in einen geräumigen Stall zu sehen, wo ein halbes Dutzend magerer Pferde und Maulthiere an ihren Krippen fraßen. Die Wände des Stalls waren weiß getüncht, grade an der Haupt- und Mittelwand jedoch mit einer seltsamen Dekoration verziert, die unser Erstaunen erregte. Da standen, in der steifen Profilhaltung altassyrischer Reliefs, ein König und eine Königin in Lebensgröße. Er, mit Speer und Schwert, Haupt- und Barthaar nach Orgelpfeifenmuster in stilisirte Locken gelegt, den spitzen Helm auf dem Kopfe. Sie, mit dem Granatapfel in der Linken und einem Gefäß in der beringten Rechten, beide in gesternte Gewänder gekleidet. Zu Seiten des würdigen Paares erhoben schlanke Cypressen ihre kegelförmigen Kronen, wie die beiden Gestalten im starrsten Stile der Vorzeit, aber mit sicherer Linienführung in Blaustift ausgeführt. An einer anderen Stelle hatte sich derselbe Künstler an ein paar pickenden Hühnern versucht, die, nicht minder gut gerathen, einem Meister von Ninive Ehre gemacht hätten.

Diese interessante Entdeckung nahm unsere Aufmerksamkeit gefangen und gern wären wir näher dazu getreten, um die Bilder genauer zu prüfen. Doch der Neger beeilte sich, das Thor mit neidischem Blicke vor uns zu verriegeln, und uns blieb somit nichts Anderes übrig, als uns auf den Heimweg zu begeben.

Den andern Morgen in aller Frühe machten wir uns wiederum auf, suchten uns durch die Gassen und Thorwege nach dem Plätzchen, fanden auch richtig die Stelle, klopften aber eine halbe Stunde lang vergeblich am Thore. Kein Schuschán regte sich darin.

Doch weshalb von all den Irr- und Kreuzfahrten erzählen, die es uns gekostet hat, bis wir des Hausherrn habhaft werden sollten! Warum auf die Enttäuschungen und Entmuthigungen zurückkommen, mit denen unsere Beharrlichkeit während dreier Tage auf die Probe gestellt wurde. Nur einem gewissen Fatalismus und einer unermüdlichen Geduld, wie man sie hier zu Lande lernen kann, falls die Natur sie einem nicht als Gabe verlieh, hatten wir es zu danken, daß wir uns am vierten Tage wieder am Derwischthore — so lautete der Name des Stadttheils — einfanden.

Da war aber auch der Lohn für alle Mühen reif.

Wir fanden diesmal Thür und Thore offen und als wir die kleine Marmortreppe hinaufgestiegen waren, oben keinen unwilligen Schuschán, sondern inmitten des sonnenhellsten aller Patio's einen Mann im blauen

Mantel, der niemand anderes war, als der Pilger ben Safta selber.

Ein Blick auf die freundlichen Räume, ein zweiter aus den Fenstern auf die idealste aller Aussichten und es blieb kein Zweifel obwalten, daß hier das Heim unserer Träume sein würde. Kaum daß wir unser Entzücken verbergen, uns Zeit zu nehmen vermochten, den geforderten Miethspreis um ein Weniges herab zu handeln. In kurzen Minuten waren alle Fragen geregelt und wir schon in Gesellschaft des Pilgers unterwegs nach dem Laden eines schriftkundigen Ebräers, wo bei einer Tasse arabischen Kaffees der Kontrakt noch an demselben Morgen unterzeichnet wurde.

Tags darauf hielten auch schon die Umzugskarren der Malthesier vor der Thür unserer neuen Wohnung. Bald hatte jedes Stück Hausrath seinen Platz gefunden und wir wären im Handumdrehen mit unserer Einrichtung fertig gewesen, hätten wir nur nicht, von den Fenstern angelockt, so unzählige Male im Räumen innegehalten, ohne uns an dem Blick in die Weite satt sehen zu können.

Da breitete sich die ganze weiße Stadt vor uns aus, ein Meer von Terrassen mit Innenhöfen und Galerien, überragt von den Minarets der Moscheen. Jenseits der flachen Dächer erglänzte der Salzsee, durch die Landenge von Goletta wie von einem Gürtel nach Osten zu eingeschlossen. Ueber denselben hinaus sah man auf dem grünen Streifen des Meeres, gegen

den hellern Hintergrund des röthlichen Vorgebirgs von Cap Bon die Masten mächtiger Schiffe sich wiegen. Bog man sich weiter vor zwischen die ausgeschweiften Eisengitter, so hatte man zur Linken die kleinen Zeltweberläden des malerischen Platzes am Derwischthor, die grünen Hügel der Citadelle von Tunis — im Vordergrunde jedoch neben Moschee und Gärtchen einen mauerumfaßten Hof, in dem ein ehmals kunstvoll mit Filigranstuck geziertes Heiligengrab, halb verfallen, Nesseln und wild wuchserndem Unkraut preisgegeben war.

Nachbarn hatten wir weder auf der einen noch auf der anderen Seite, nur niedrige verschlossene Oelkeller lehnten sich an unsere Hauswände. Der Stall gegenüber war jedoch belebt, denn dahin war bei unserer Ankunft der Schuschán sammt den Pferden übergesiedelt.

An einem jener ersten Tage, als wir uns am Fenster vergessen hatten, bemerkten wir ihn drüben an die Stallthür gelehnt seine Pfeife rauchend.

Er mochte sechzig Jahre alt sein, nach den Silberfäden in seinem krausen Negerbarte zu schließen. Seine Kleidung bestand aus einem härenen Hemde von grauer Farbe, das etwa bis an die Knie reichte und die sehnigen, ebenholzschwarzen Glieder freiließ. Ein blaugewesenes kurzes Beinkleid, wohl aus einem Trödelkorbe stammend, vervollständigte den Anzug. Um den rothen Fez, den er wie jeder Muselmann auf dem

Kopfe trug, hatte Schuschân ein altes Taschentuch geschlungen. So stand er in der Pose eines Stillvergnügten da, während sein Hündchen ihm zu Füßen wedelte.

Ueber dem Anblick unseres schwarzen Nachbarn kam uns auf einmal die Malerei wieder in den Sinn, die wir bei Gelegenheit unseres ersten Besuches im Stalle bemerkt hatten. Wir verließen also unseren Platz am Fenster und stiegen hinunter. Die Thür zu dem jetzt als Waarenlager benutzten Raum, der mit Ballen von Baumwollstoffen aller Art angefüllt war, stand offen. Der Ladendiener Tajeb, jener Mann im grünen Turban, der sich uns neulich so gefällig erwiesen, hantirte drinnen an einem Packen bunter Taschentücher. An den Wänden war jedoch nichts zu bemerken von dem assyrischen Königspaare. Eine grobe Hand hatte sie von der Tünche abgekratzt, und nur an einer Stelle ließ sich errathen, daß dort die Schöne den Granatapfel als Zeichen der Macht in der Linken getragen.

„Wo sind denn die Bilder hingerathen?“ fragten wir mit stillem Bedauern den freundlichen Tajeb, mit dem wir seit unserem Einzug auf dem besten Fuße standen. Der aber erwiderte uns mit Lachen, das sei Schuschân selbst gewesen, der sein Werk zerstört habe, im Ingrimm darüber, daß er die gewohnte Behausung verlassen mußte.

Während er uns diese Erklärung gab, hörten wir

den Schuschân drüben laut und unter lebhaften Geberden mit sich selber reden.

„Ei, Schuschân," konnten wir uns nicht enthalten hinüber zu rufen, „weshalb hast Du denn die schöne Malerei verdorben?"

Schuschân drehte den Kopf zur Seite, als wolle er den Anblick seiner Feinde vermeiden.

„Und warum nicht," lautete endlich die Antwort, die er mit einem bösen Blick begleitete, „habe ich sie doch für mich allein gemalt! Der Pilger Safta bedarf ihrer nicht."

Erstaunt darüber, in Schuschân den archaischen Künstler entdeckt zu haben, hätten wir nun gerne erfahren, wie und wo er das Malen gelernt, doch ihm schien wenig an der Fortsetzung unserer Unterhaltung gelegen zu sein. Er begnügte sich, auf alle Fragen zu erwidern: „Malen sei eine Kunst und nicht ein Jeder ihrer mächtig" — und drehte uns damit den Rücken, um in dem dunklen Stalle zu verschwinden.

Diese Unterhaltung mochte gegen Ende December stattgehabt haben. Der Winter kam ins Land. Alltäglich um die Sonnenuntergangsstunde nahmen wir unseren Platz vor der Balustrade ein, um hinauszuschauen. War es ein Regentag, so verhüllte sich das schöne Naturbild draußen wie mit einem Schleier. War dagegen der Himmel klar, nach strahlenden Sonnenstunden, so konnte nichts an Reiz unserer Aussicht gleichkommen. Ein purpurner Schein, von

der Stelle ausgehend, wo das Tagesgestirn im Westen versunken war, erleuchtete dann nach einander die weißen Dächer, zog sich immer weiter nach Osten hin und warf einen warmen Schimmer auf die Spiegelfläche des Sees, machte die Bergkämme in der Ferne erglühen, färbte die Hügel Carthago's mit seinem Widerschein, um auf dem fernen Meere zu ersterben. Um die Minarets flatterten Tauben, aufgescheucht durch den Gebetsrufer, der um diese Stunde seine weiße Fahne aus den Hufeisenbogen der oberen Krönung flattern ließ, und mit vernehmlicher Stimme zur Abendandacht einlud. Unten auf der Straße verrichtete Schuschân sein Gebet, unbekümmert um die Außenwelt, mit dem Kopfe die Erde berührend. Im Gärtchen gegenüber pflegte ein lahmer Knabe, der Tags über dort gespielt, das alte Pferd vom Brunnenrad abzuspannen und sich auf den Heimweg zu machen, nachdem er sich mühsam auf die Rosinante geschwungen. Die Nachbarn Zeltweber schlossen die Läden ab. In der Palme fing ein leiser Abendwind an zu rauschen und das Bild erglühte und verblaßte, bis der Himmel eine Silberfarbe angenommen hatte und schnell die Nacht hereinbrach.

Bei diesen täglichen Beobachtungen konnte es nicht fehlen, daß wir mit den Lebensgewohnheiten der Nachbarschaft allmälig vertraut wurden. Vor unserm Hause herrschte zumal des Morgens früh viel Bewegung hin und her. Blaufärber mit Eseln brachten

Beduinenstoffe in den Lagerraum, lange baumwollne Tücher, die von ihrer Hand in Indigo getaucht und dann auf dem Hügel der Citadelle getrocknet worden waren. Arabische Fuhrleute hielten mit rothangestrichenen Karren am Thore, um Lasten der verschiedensten Art darauf zu laden, für die Märkte im Innern des Landes bestimmt, wohin sie von dem Pilger Safta verhandelt wurden. War das letzte Stück darauf befestigt, so wurden noch ein Wasserschlauch und ein zottiger Wächterhund unter der Karre angebunden, und barfuß machten sich die braunen Kutscher auf den Weg, um tagelang durch einsames Gebirge nach den Orten zu ziehen, wo Beduinen um die Waaren feilschen sollten.

Drüben im Stalle des Schuschân wurden indeß von zwei arabischen Pferdeknechten Wagen gewaschen und Pferde geschirrt. Es erschienen behäbige tunesische Bürgersleute mit ihren verschleierten Frauen und vielerlei Bündeln, nahmen in den Wagen Platz, nachdem sie sorgsam die Fenster derselben mit Gardinen verhüllt hatten und fort ging es unter Peitschengeknall nach irgend einem ferngelegenen Landsitze. Die Pferde drüben gehörten nämlich einem reichen Wagenbesitzer, der seine Kutschen für Reisen auslieh.

Mit Schuschân mußte bei den öfteren Begegnungen der Waffenstillstand und schließlich Frieden geschlossen werden. Den ersten Anlaß dazu bot das Häufchen Abfall, das des Morgens früh an unserer Hausthür

abgelagert wurde, damit der Kehrichtwagen es fortführte. Darin fand sich manches, was für Schuschân's bescheidenen Sinn noch Werth hatte: verwelkte Rosen, mit denen er gern seinen Turban zierte, Salatblätter, die er zum Nachtisch nicht verschmähte, oder gar ein Bild, das sich zum Schmuck der nackten Stallwand verwerthen ließ, denn seit der ersten Erfahrung mit seinen Kunstwerken hatte Schuschân die eigenhändige Dekoration derselben aufgegeben. Um des nachbarlichen Einvernehmens willen unterließen wir nicht, diese Gelegenheit zu mancher heimlichen Gabe zu benutzen, die zwischen die Reste unserer Tafel versteckt, von dem Spürsinn des Alten gar wohl herausgefunden wurde. So gewannen wir allmälig sein Herz und tauschten dann und wann einen freundschaftlichen Gruß aus. Wir erfuhren nun auch den Namen unseres Nachbarn, der „Barka", der Gesegnete, lautete und ihm sicher angenehmer in den Ohren klang, als das grobe „Schuschân".

Wortkarg war und blieb aber unser alter Barka.

Niemals sahen wir ihn mit Andern seines Gleichen sich die Zeit vertreiben, niemals eine andere Gesellschaft aufsuchen, als die seines weißen Hündchens und eines halben Dutzend Hühner, die er im Stalle hielt, und die gewiß die Modelle zu den nunmehr zerstörten Fresken geliefert hatten.

Worin aber bestand Schuschân's Tagesarbeit?

Früh Morgens war er nie zur Stelle, und was

er mit seinen Morgenstunden begann, konnten wir nicht enträthseln. Erst wenn es 12 Uhr geschlagen, das heißt wenn an der Moschee drüben zum Mittagsgebet gerufen worden, konnte man darauf rechnen, daß Schuschân um die Straßenecke biegen würde. Ueber sein Hemd trug er alsdann eine Art von Derwischkleid geschlungen, das aus allen Farben des Regenbogens zusammengesetzt war. Die Arbeit eines Lebens ließ sich in den unzähligen Stücken Zeuges erkennen, die hier mit fleißiger Hand aneinander gefügt worden und unter denen, dem Bibelworte gemäß, kein neuer Lappen zu finden gewesen wäre. Ein Ehrenkleid, das Schuschân mit dem Stolze des Menschen zur Schau trug, welcher aus der Noth eine Tugend zu machen versteht. Sein Gang glich unter demselben dem Schreiten eines alternden Königs unter seinem Hermelin.

Kaum war Schuschân von Weitem zu erkennen, so begann ein jedes Mal das Hündchen im Stalle ein lautes Freudengebell, obgleich es seinen Herrn höchstens spüren, sicherlich nicht sehen konnte, da es hinter einer verschlossenen Thüre kratzte. Dann entspann sich ein Wechselgespräch zwischen dem herannahenden Schuschân und dem Thiere, das regelrecht mit dem Augenblick endete, wo jener den Riegel geöffnet und Schweigen geboten hatte. Schuschân legte alsdann vorsichtig seinen Mantel ab, lehnte den krummen Knotenstock hinter die Thür und begann seine

Arbeit. Diese bestand im Waschen eines einzigen der zahlreichen Wagen, die im Stalle abgestellt waren. Obgleich der Fuhrherr den regelmäßigen Preis von acht Pfennigen für jede gereinigte Kutsche zahlte, so pflegte doch Schuschân nie sich für mehr als einmal acht Pfennige anzustrengen, genügten sie doch vollauf für seine Bedürfnisse. War die Pflicht gethan, so ging es an die Freuden der Muße. Rauchend saß Schuschân stundenlang auf dem Steine vor der Thür, im Winter in der Sonne, wärmte sich und redete mit seinen Hühnern. Sie schienen aber auch ganz besonders wohl erzogene Thiere zu sein und verstanden seine Sprache so gut wie der weiße Spitz. Hahn und Hennen pickten in den Wagengeleisen, unter den Dachtraufen, ja auf den niedrigen Dächern selbst nach Würmern, leise und behaglich vor sich hin gluckſend, als seien sie auf ihrem eigenen Hofe. Nur selten verirrte sich ein vorwitziges Hühnchen in die Fremde. Ein Ton von Schuschân hielt die ganze kleine Gesellschaft in Ordnung. Derselbe Ton wußte sie auch hinein zu locken, sobald die Abendluft kühl geworden. Dann ging es, der Hahn mit gesenktem Kopfe voran, im Gänsemarsch an Schuschân vorbei in den Stall, wo die Futterraufen zum Nachtquartier für das gefiederte Volk bestimmt waren.

Niemals und unter keiner Bedingung war Schuschân zu der kleinsten Dienstleistung für uns zu bewegen und weder Geld noch gute Worte hätten ihn dazu

vermocht, für uns einen Gang zu thun. Nur für ein Ding in der Schöpfung zeigte er Liebe und Eifer und das war ein schmächtiges Sträuchlein Geranium, das hinter einem blinden, mit Spinnweb verdeckten Fenster im Stalle stand. Um es zu begießen, legte Schuschân jeden Nachmittag eine Leiter an und scheute sich nicht, dieselbe, sein blechernes Schöpfmaaß in der Hand, so oft hinauf- und hinabzusteigen, bis es nach seinem Dafürhalten des Wassers genug hatte. Es war aber auch ein dankbares PfIänzchen und als der Frühling kam und unsere Geranien noch keine Knospe zeigten, da steckte es schon zwei volle rothe Blüthen aus dem Spalt der zerbrochenen Scheibe, als wolle es sagen, daß es bei Schuschân doch besser aufgehoben sei als seine Gattungsbrüder oben, hinter Gittern und Gardinen.

So ruhig und friedlich, sah es drüben jedoch nur aus, wenn Schuschân dort allein hauste. Traten die beiden andern Kutscher auf, dann war es mit der Stille aus. Da wurde gelacht, gelärmt, und manchmal fand sich Abends ein verschleiertes Weib ein, mit dem es Geschrei und Gezänk gab. Eine ganze Intrigue konnte man sich da zusammenreimen, von einer ungetreuen Frau, von vernachläßigter Wirthschaft, von Scheidungsklage und Annäherungsversuchen. Schuschân betrachtete jedoch diese Störungen mit dem unerschütterlichen Gleichmuthe des Philosophen, der über des Lebens Leid und Lust erhaben

ist. War es gegen sieben Uhr geworden und hatten die Genossen ihre Wohnungen aufgesucht, so zündete er ein Kohlenbecken an und begann, sich in einem irdenen Gefäße sein Nachtmahl zu kochen, das aus ein paar Gemüsen bestand, die in Oel gedämpft wurden.

So vergingen die Tage in stetem Einerlei für ihn. Der Frühling nahte, es wurde warm und er wählte eine schattige Stelle für seinen nachmittäglichen Sitz. Manchmal, wenn er so stundenlang da gesessen, versuchten wir wohl, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, nach seiner Vergangenheit, seinem Vaterlande zu fragen. Dann antwortete Schuschân, man müsse sieben Jahre reisen, über sieben Meere, durch sieben Länder, um dahin zu gelangen. Welches jedoch seine Heimath sei, verrieth er nicht. Ob er es überhaupt wußte?

Ramadân, der Fastenmonat, brach an, mit seinen langsam dahin schleichenden Tagen, wo dem Gläubigen der hungrige Magen knurrt, bis um die Abendstunde ein Kanonenschuß das Signal zum Essen giebt. Als der siebenundzwanzigste Tag desselben erschienen war, an dem das Fest der heiligen Nacht gefeiert wird, zur Erinnerung an diejenige, in welcher der Koran dem Propheten geoffenbart wurde, klopfte Schuschân früh an unsre Thür, um uns in seinem einzigen Taschentuche einen Festkuchen als nachbarlichen Gruß anzubieten. Den Abend gab es viel Scherz und Musik in den taghell erleuchteten Bazaren und auch wir

machten uns auf den Weg dahin. Schuschân verließ seinen Stammplatz an der Thüre nicht.

Die Nächte dieses Ramadân waren unsäglich schön, eine derselben unvergeßlich vor allen. Der Mond war aufgegangen und hatte sein blendendes Licht auf das Terrassenmeer geworfen. Die Minarets, mit Kränzen von Lichtern geziert, nahmen sich wie Riesenweihnachtsbäume auf einem schneeigweißen Tischtuche aus. Ueber sie spannte der tiefblaue gestirnte Himmel seinen Bogen. Ein Duft wilder Frühlingsblumen stieg von den Hügeln auf. Von Weitem vernahm man gleich dem leisen Branden von Meereswellen die Geräusche der großen Stadt. Am Derwischthor brannte ein Lichtchen zur Festfeier, sonst aber war unser Stadttheil wie ausgestorben, da die Zeltweber längst ihre Läden geschlossen hatten, um sich daheim am Nachtmahl gütlich zu thun. Nur drüben am Thorwege, von dem einsamen Heiligengrab, ließ sich der sanfte Ton einer Querpfeife vernehmen, bald trillernd, bald leise klagend . . . .

Auf einmal hörten wir, was sonst nie um diese Stunde geschah, die Stimme eines bettelnden Blinden, der tappend die Spraße entlang kam: „Oh Allah, beim Feiertag, segne die Gebenden.“

Wie er an die Stallthür gelangt war, blieb er stehen, mit dem feinen Instinkte derer, die des Augenlichtes beraubt sind, die Anwesenheit eines Menschen in der verlassenen Gasse errathend. Es war Schuschân,

der im Schatten am Thore gelehnt hatte. Er trat auf den Bettler zu, und wir sahen in dem hellen Mondschein, wie er ihm etwas in die Hand drückte.

„Oh Allah, beim Feiertag, segne die Gebenden.“

Schuschân war im Dunkeln verschwunden, der Thürflügel fiel ins Schloß, die Stimme des sich entfernenden Blinden erklang bald laut, bald leise, bis sie in der Nachtluft erstarb:

„Der Herr segnet . . . segnet die Gebenden.“

Heiligthum.

Es ist mir wohl erinnerlich, wie ich vor Jahren zum ersten Male die steigende Straße hinaufging, die vom Bazar der Sattler nach der Citadelle führt. Es war an einem goldigen Herbsttage und dem, der südlichen Farben noch ungewohnten Auge erschien der breite Weg sonniger und heller, die Weiße der getünchten Mauern blendender, der bläuliche Schattenstreif derselben kühler und dunkler denn je. An jenem Tage sah ich zuerst eine Bettlerin in Beduinentracht wie ein holzgeschnitztes, altergeschwärztes Bild am Rande der Straße hocken. Weiter oben, wo der Weg sich wendet, hatte ich mich nach ihr umgekehrt und dabei voll Erstaunen wahrgenommen, daß die klare Octoberluft die fernen Felsenwände so nah herbei gezaubert, als lägen sie vor den Thoren der Stadt.

Seit dem bin ich, während der sieben Jahre, die ich in Tunis, der „wohlbewachten" Stadt, gelebt, ungezählte Male an jener Stelle vorbei gekommen, wo die weißen Mauern wie eine gezogene Leinwand hinter der Gestalt jener regungslosen Bettlerin erschienen. Schließlich war mir der Weg so vertraut

geworden, daß ich meinte, jeden Fuß breit dort oben zu kennen, sowie jedes Zweiglein eines magern Eschenbaums, der in der sonnenverbrannten Mauer Wurzel geschlagen.

Da bringt mich der Zufall wieder einmal im Frühling hinauf.

Auf dem Platze der Sattler unten werfen die arabischen Buben mit Steinen in den Maulbeerbaum, der den Röhrbrunnen beschattet. Und die schwarzen Früchte bedecken rings den staubigen Boden, färben auch das Näschen eines besonders tapfern kleinen David mit ihrem Saft. Die Alten in den Läden sehen lachend auf das junge Volk. Der Malermeister aus der Eckbude, der wie der biblische Belzael an einer vergoldeten Lade pinselte, der braune Wasserträger, der die Bockshaut am Born gefüllt, halten einen Augenblick in der Arbeit inne, um auch ihr Theil an der allgemeinen Heiterkeit zu haben. Ich rette mich von dem Lärmen und der Davidsschleuder die stillere Straße hinauf.

Wie ich im Sonnenbrand an der Mauer entlang gehe und die Höhe erreicht habe, da sehe ich, was ich nie zuvor erblickt, daß meine Mater dolorosa da oben Leben bekommen hat und mit einem Kinde an der braunen Brust, auf einer gleichfalls nie bemerkten Steinschwelle sitzt, neben einem offnen Thürchen, das ich mich nicht erinnerte, je wahrgenommen zu haben. An der Thüre lehnt eine weiß-

haarige barfüßige Alte, in leinener Kleidung und rosa Westchen. Ueber die Beiden hinweg aber, fällt mein Blick in einen Garten, wie ich ihn um Nichts an dieser sonnigen staubigen Stelle vermuthet hätte. Da hängt, neben einem niedrigen Bethäuschen, dessen dunkle Wölbung von Kerzenschimmer erhellt ist, ein Granatbusch mit hochrothen Blüthen seine Zweige über einen Grabstein, den arabische Lieblingsblumen einfassen. Weiße Citronenmelisse, violetter Salbei, steifstenglicher Storchschnabel und rundgeschornes Basilienkraut sind in sorgfältigen schnurgraden Reihen darum gepflanzt und dort, wo der kleine Turban aus verwittertem Sandstein die Stelle andeutet, an welcher das Haupt des Todten ruht, wirft ein breitblättriger Feigenbaum große Schatten auf den Boden.

„Laß' mich das schöne Gärtchen sehen," sage ich zu der Alten, die mit der Bettlerin schwatzt und dabei den Thürklopfer aus der Hand gelassen hat.

„Kein Gärtchen," erwidert sie, „nicht für Christenaugen," und zieht schnell den eisernen Ring an sich. „Es ist ein Heiligthum, darin schläft unser lieber Frommer, die Axe des Weltalls, der Pol der Pole, ein Ausgewählter des Herrn. Geh' Kind, hier ist kein Gärtchen."

Und wie ich etwas enttäuscht aussehen mag:

„Komm' wieder wenn der Sommer da ist. Ich will Dir Feigen geben, Feigen und Granaten aus dem Heiligthum."

„Wer bist Du denn, Mutter, daß Du die Früchte pflücken darfst?"

Da sieht die Alte die Bettlerin lächelnd von der Seite an, als könnte die arme Blinde den Blick verstehen und meint:

„Sollte wohl das Grab unsres Herrn unbehütet sein? Wächterin bin ich, und wohne hier oben im Heiligthum. Nun aber geh', mein Kind, hier ist nicht Deines Bleibens."

Damit zieht sie die kleine regenverwaschne Holzthür hinter sich ins Schloß und ich sehe wieder vor mir die weiße Mauer und die staubige Straße, sowie die Bettlerin auf ihrem alten Platze, in Starrheit versunken, und mit dem schlafenden Kinde mehr denn je einer byzantinischen Muttergottes gleich.

Seitdem bin ich wieder an jener Mauer entlang gegangen, nicht einmal, sondern viele Male und habe auch das Thürchen gefunden. Doch hat es sich nicht mehr vor mir aufgethan.

Auch die Bettlerin ist nicht wieder von ihrem Platze gewichen, wo sie als lebendes Bild vor der weißen Leinwand zu sitzen pflegt . . . .

Jetzt liegen viele Meilen und das Meer zwischen mir und dem Sonnenland. Nur die Erinnerung zaubert die geliebten Stätten vor die Seele.

Wenn die Februarluft durch noch unbelaubte Gärten streicht, dann denke ich an das Heiligthum

drüben. Dann sehe ich die Alte im Geiste die Blumen warten und bei Sonnenuntergang eine grün-goldne Kerze zu Häupten ihres Herrn anzünden. Unten auf dem Platze jagt sich die liebe Jugend bei den letzten rosigen Strahlen des sinkenden Gestirns. Oben im Heiligthum aber ist es still, kein Laut dringt hinein und stört die Ruhe des Auserwählten, den getreue Jünger dahin gebettet haben, an heimlichen Ort, so nah und doch so fern von dem Treiben der Welt.

Dann kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Garten da oben in seiner friedlichen Einsamkeit eins jener Paradiesgärtchen gewesen ist, wie sie in Zaubermärchen nur alle sieben Jahre einmal geöffnet werden, wenn ein Glückskind des Weges kommt.

Inhalt.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.